Haidekraut

Johannes Scherr

3486
.3
342

Library of

Princeton University.
Presented by

FREDERIC V. SCHAETTLER '17

PRESENTED TO
PRINCETON UNIVERSITY
BY
FREDERIC V. SCHAETTLER, 1917

Digitized by Google

Haidekraut.

Digitized by Google

Haidekraut.

Ein neues Skizzen- und Bilderbuch

von

Johannes Scherr.

Salon-Bibliothek.

Wien und Teschen.
K. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Das Paſſionsſpiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung . . 1
Alfred Eicher, ein ſchweizeriſcher Staatsmann 23
Der „Herr Thaddäus“ des Mickiewicz 65
»Conjuratio sulphurea« oder „Alles ſchon einmal dageweſen“. 89
Achim von Arnim 130
Julius Moſen 146
Gottfried Kinkel 164
Thomas Carlyle 202
Ein literariſches Geſpräch 214
Neue Briefe vom Zürichberg 235
Parſifal Feigeles und Iſolde Purzel 278

(RECAP)

3485.9.342

585509

Digitized by Google

Das Paſſionsſpiel von Gmünd.

Eine Jugenderinnerung.

(April 1883.)

Zwiſchen den Thälern, welche die Fils und die Rems in ihrem oberen Laufe durchfließen, liegt eine länglicht von Oſten gen Weſten ſtreichende, ſüdwärts und nordwärts ziemlich ſteil abfallende Hochebene. Aus dieſer ſteigen, in unregelmäßigem Dreieck einander gegenübergeſtellt, drei Bergkuppen auf: der Hohenſtuifen im Oſten, der Hohenſtaufen im Weſten, der Hohenrechberg im Norden. Die Spitzen der beiden erſtgenannten ſind kahl. Wenigſtens waren ſie ſo, als ich ſie vor 35 Jahren zuletzt geſehen. Die letzten ſpärlichen Mauerreſte von der Burg auf dem Hohenſtaufen, deren ich mich aus meinen Knabenjahren noch erinnere, ſeien jetzt, hör' ich, auch verſchwunden. Der Rechberg trägt auf ſeinem breiten Gipfel die Kirche, den Friedhof, den Pfarrhof und das Meßnerhaus der Gemeinde, welche aus den beiden öſtlich und ſüdlich an ſeinem Fuße gelegenen Weilern gebildet wird. Wo der Berg nach

Digitized by Google

Westen abfällt, erhebt sich, durch einen tiefen Einschnitt von ihm getrennt, ein umfangreicher Felshügel, auf welchem die Ruinen vom Stammschloß des alten und hochangesehenen Dynastengeschlechtes Derer von Rechberg und Rothenlöwen ragen. Das war bis zum Jahre 1865 eine stattliche, eine pfalzartige Herrenburg. Da aber hat mitten im Winter an einem Januartag der Blitz in sie geschlagen, um nach wenigen Stunden nur noch Trümmer und Asche zurückzulassen. Am Fuße des Burghügels, ganz am westlichen Ende des Weilers lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüsegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. Oktober im Theuerungsjahr 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufen und fernhinüber auf die vorspringenden Gipfel der „schwäbischen Alb", Neuffen, Teck, Achalm. Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von jugendauf etwas in der Seele geblieben.

In der breiten, anmuthigen, von der Rems durchflossenen Thalmulde, zu welcher die oben beschriebene Hochebene gen Norden sich abdacht, liegt die alte Reichsstadt Gmünd, von deren Ursprung nur die Sage zu raunen, die Geschichte aber nichts Bestimmtes zu sagen weiß. Schon vor Alters, wie auch heute, um ihrer gewerblichen Thätigkeit, namentlich um ihrer Gold- und Silberschmiedearbeiten willen weitum bekannt, blühte Gamunda oder Gmünd — welchen Namen der

Digitized by Google

Ort etwa davon erhalten haben könnte, daß nahe bei verſchiedene Bäche in die Rems mündeten — unter dem Schutze der Staufer empor und wurde dann eine „freie Reichsſtadt", was ſie dem Namen nach bis zum November von 1802 blieb. Da iſt ſie, nichts weniger als gern, eine wirtembergiſche Oberamtsſtadt geworden, welche ihrem neuen Herrn, dem Kurfürſten Friedrich von Wirtemberg, am 20. Juli von 1803 die feierliche Huldigung leiſten mußte.

Die Gmünder ſtanden von altersher in dem Ruf, ein lebensluſtiges Völklein zu ſein, und ein Schalk hat darum die Behauptung aufgeſtellt, der Name ihrer Stadt hätte urſprünglich »gaudia mundi« gelautet. Daraus wäre mittels korrumpirender Verkürzung allmälig Gmünd geworden. Die Bewohner der alten Reichsſtadt waren aber ebenſo ſtrammkatholiſch als frohſinnig. Zwar zur Reformationszeit, ſo von 1550 bis gegen 1580 hin, haperte es zuweilen mit dem ſtrammen Katholicismus der guten Gmünder ganz bedenklich, — ſo bedenklich, daß um 1546 die Stadt faſt für lutheriſch gelten konnte. Allein das Meßbuch gewann doch immer wieder die Oberhand über die Augsburger Konfeſſion und ſchließlich ſchlug der Weihwedel die Bibel endgiltig in die Flucht. In Gmünd gab es eben muſkelkräftige und entſchloſſene Weihwedelſchwinger, das muß man ſagen. So ein richtiger Streithahn der ecclesia militans war z. B. der Pater Laib, Guardian der Minoriten. Als der eines Tages vernahm,

Digitized by Google

ein lutherischer Prädikant wollte sich erdreisten, die von dem „stinkenden, meineidigen wittenberger Mönch aufgebrachte Ketzerei und Rebellion“ von der Kanzel der altehrwürdigen Johanniskirche herab zu predigen, machte er sich von seinem Kloster alsbald zur genannten Kirche auf. Richtig, der Prädikant stand auf der Kanzel und hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft. Mein Herr Guardian Hochwürden aber, nicht faul, stürmte auf die Kanzel, nahm den Ketzer beim Kragen, schmiß ihn hinunter, löste dann seinen Kuttenstrick und argumentirte mit selbigem den lutherischen Missionär zum Tempel hinaus. Dies vollbracht, kehrte er zurück, bestieg die Kanzel, und orgelte von derselben ein so feurigkatholisches Blitz- und Donnerwetter herab, daß die versammelte Menge sich reuevoll bekreuzte und alle ketzerischen Gelüste fahren ließ. Dieser streitbare Pater brachte es auch zuwege, daß die Gmünder Rathsherren zum Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit nicht anders als mit dem Rosenkranz in der Hand zu den Rathsitzungen gehen durften, — ein Brauch, der erst mit dem Untergange der Reichsstädtischkeit aufhörte. Trotzdem tauchte der Protestantismus immer wieder in der Stadt auf, was daraus erhellt, daß die Gmünder im Jahre 1570 eine Anzahl lutherisch gewordener Mitbürger gewaltsam aus der Stadt jagten. Eine letzte ketzerische Regung machte sich i. J. 1620 bemerkbar. Von da an erfreute sich Gmünd bis zum Jahre 1803 der Wonne tirolisch-hehrer Glaubenseinheit. Denn Protestanten

Digitized by Google

durften die Reichsstadt nicht bewohnen und Juden durften dieselbe gar nicht betreten.

Daß an einem so glaubenstreuen Orte der Eifer für das Reich Gottes groß und der Eifer gegen das Reich des Teufels fast noch größer sein musste, liegt auf der Hand. Demnach florirte die thatkräftige Bezeugung dieses Doppeleifers, der Hexenproceß, in Gmünd gar sehr. Namentlich im siebzehnten Jahrhundert, allwo bekanntlich Katholiken und Protestanten in brennender Liebe für ihre der Zauberei verdächtigen Mitmenschen wüthend wetteiferten. Das erzkatholische Gmünd wollte im Hexenhaß und in der Hexenvertilgung keiner erzlutherischen Stadt im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nachstehen. Das Malefizgericht unserer Reichsstadt hatte aber auch noch eine andere und zwar eine ebenfalls gutkatholische Konkurrenz auszuhalten, nämlich die mit dem Malefizgericht der reichsfreien Herren von Rechberg-Rothenlöwen. Daraus ergab sich für die beiden, etwa 1½ Wegstunden von einander entfernten Malefizgerichte ein ganz eigenes Verhältniß. Sintemalen nämlich die gmünder und die hohenrechberger Inquisitoren nach dem berühmten Axiom verfuhren: „Hanst du meinen Juden, so han' ich deinen Juden" — gelangten sie nach mancherlei aus Geschäftsneid entsprungenen Machenschaften zu dem stillen Kompromiß, einander gegenseitig freundnachbarlich ihre Hexen zu verbrennen. Besonders fruchtbar an Hexenbränden waren die Jahre 1613 bis 1616.

Digitized by Google

An einem Tage, dem 29. Oktober von 1613, wurden in Gmünd 4 „Hexen“, das Steibel-Madele, des Büchſenſtoffels Weib, die Todtengräberin und die Hutten-Lene mitſammt dem „Hexenmeiſter“ Blezing „eingeäſchert“. Am 2. Februar von 1614 mußten den Feuertod ſterben die 6 „Hexen“: Das Hecken-Käthérle, die Umber-Lene, die Ulmer-Bötin, die Kupfer-Urſchel, die Hutten-Steine und die alte Scherrin — vielleicht eine meiner Ahninnen. Soweit eine aktenmäßige Kontrole möglich, ſteht feſt, daß die Gmünder dem Moloch des Hexenwahns 52 Menſchenbrandopfer dargebracht haben. Das kann noch maßvoll und ſparſam erſcheinen, verglichen mit dem Brandopfereifer, welchen andere, kleinere, theilweiſe viel kleinere ſchwäbiſche Ortſchaften entwickelten. Zu Rottenburg am Neckar ſind binnen wenigen Jahren 50, im benachbarten Horb 27, in Hechingen 15, beim Kloſter Marchthal in einem und demſelben Jahre 16 „Hexen“ eingeäſchert worden. Noch großartiger trieb es das kleine Städtchen Wieſenſteig im „Geißenthäle“. Denn daſſelbe veranſtaltete einen Hexenbrand, welcher mit einmal 25 „Hexen“ verzehrte und demnach kecklich mit jedem ſpaniſchen „Glaubensakt“ (auto de fé) den Vergleich aushalten konnte. Natürlich durfte und wollte die lutheriſche Orthodoxie hinter der römiſchen nicht zurückbleiben. In dem kleinen proteſtantiſchen Ingelfingen am Kocher mußten im Jahre 1592 binnen drei Monaten 13 Hexen und Hexenmeiſter in Scheiterhaufenflammen ſterben.

Digitized by Google

Die Reformation hat ja, wie jedermann wiſſen könnte, den Teufels-, Zauber- und Hexenwahn nicht nur nicht geſchwächt, ſondern vielmehr geſtärkt. Luther ſelbſt war bekanntlich ein wilder Fanatiker des Teufelsglaubens und auch der „milde“ Melanchthon hatte gegen die Hexenbrennerei nichts einzuwenden. Der ganze Wahnwitz mit allen ſeinen entſetzlichen Folgen lag eben in den Anſchauungen und Stimmungen einer Zeit, welche Jahrhunderte währte, und dieſer Wahnwitz wurde durch die Gegenſätze und Kämpfe zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus noch beträchtlich verſchärft. Aber es ſoll, wem Gerechtigkeit lieb iſt, keine ſich darbietende Gelegenheit vorübergehen laſſen, ohne daran zu erinnern, daß der erſte große Bekämpfer des Hexenproceßgräuels nicht aus dem Proteſtantismus hervorging, ſondern aus dem Jeſuitenorden, der hochherzige Graf, Poet und Jeſuitenpater Friedrich von Spee (»Cautio criminalis«, 1631).

Zu den Merkwürdigkeiten Gmünds gehörte in meiner Jugendzeit und gehört wohl noch jetzt der „Sankt Salvator“, ein aus der ganzen Umgegend vielbeſuchter Wallfahrtsort oder vielmehr Wallfahrtsweg. Verläſſt man nämlich die Stadt durch eins ihrer beiden gen Weſten gekehrten Thore, ſo gelangt man auf der nach Lorch führenden Straße, aber jenſeits der über die Rems gelegten Brücke rechtshin abbiegend und eine Pappelallee entlang wandelnd, an den Fuß eines waldbekrönten Bergabhanges. Hier öffnet ſich ein Weg,

Digitized by Google

der in mannigfachen Wendungen aufwärts führt, zur rechten Hand in Zwischenräumen eingefasst von den Stationen eines „Kalvarienberges“. Dieser besteht aus einer Reihe von halb oder ganz offenen Kapellen, in welchen die Leidensgeschichte Jesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist. Als Schlußstation steht droben eine Kirche, welche zwei Stockwerke oder Kapellen hat, deren untere ganz, deren obere halb in den „Epperstein“ genannten Felsen eingehauen ist. Fabulirerin Sage rückt die Entstehung dieser Felskirche bis in die Zeit der Merwiger zurück. Es ist aber nichts damit. Wenigstens reicht die Entstehung dieses eigenartigen Heiligthums in seiner jetzigen Gestalt nicht weiter als in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinauf. An gewissen Fest- und Gedenktagen war der Salvator, von dessen Höhe man den Stanfen, den Rechberg, den Stuifen und die ganze Bergreihe des „Aalbuch“ erblickt, das Ziel prächtiger Processionen, welche mit wehenden Fahnen und klingender Musik — ich erinnere mich, bei einer solchen Procession auch eine tragbare Orgel von dem „Kantor und Chorregenten“ der Stadt im Gehen „schlagen“ gesehen und gehört zu haben, — den Kalvarienberg sich hinaufbewegten. Droben wurde dann von einer im Freien stehenden Kanzel herab gepredigt und hierauf an einem allem Volke sichtbaren Altar in der Vorhalle der oberen Felskapelle ein Hochamt celebrirt.

Digitized by Google

Es ist sehr möglich, daß der junge Schiller als sieben- oder achtjähriger Knabe da droben einmal Zeuge einer solchen Feierlichkeit gewesen, zur Zeit, wo sein Vater, der Hauptmann Johann Kaspar Schiller, als Werboffizier mit den Seinen im Gasthaus „Zur Sonne" in dem wirtembergischen Gränzflecken Lorch lebte (1765—68). Der Herr Hauptmann hat uns ja in einem am 6. März 1790 an seinen Sohn geschriebenen Briefe bezeugt, daß „Fritzle mit Mama nach Schwäbisch-Gmünd gefahren", und Schillers ältere Schwester Christophine hat erzählt, daß sie mit ihrem Bruder mehrmals den Kalvarienberg besucht habe.[1]) Mein

[1]) Schillers Leben nach Erinnerungen der Familie u. s. w. verfaßt 1830, S. 10. Die Verfasserin dieser Biographie, Karoline von Wolzogen, hat aber Christophines Erzählung nicht recht verstanden oder aber ungenau nacherzählt. Denn von „Spaziergängen", welche das kleine Geschwisterpaar von Lorch aus nach dem gmünder Kalvarienberg unternommen hätte, konnte keine Rede sein, maßen Lorch nahezu 2 Wegstunden von Gmünd entfernt liegt. Den Hauptmann Schiller führten seine Werbgeschäfte zweifelsohne nicht selten in die alte Reichsstadt herauf und hielten ihn auch wohl längere oder kürzere Zeit daselbst fest. Da mag ihn denn sein „Lisele-Dorle" — wie man in Schwaben den vornehmen Namen Elisabeth-Dorothea vertraulicht — ab und zu mit den Kindern besucht haben. Hier böte sich nun diesem oder jenem Schiller-Philologen die schöne Gelegenheit, eine „grundlegende" Abhandlung zu verfassen über das bedeutsame Problem, ob die Frau Hauptmännin von Lorch nach Gmünd in einem einspännigen oder aber in einem zweispännigen Fuhrwerk heraufgefahren, ja wohl sogar ein „abschlußgebendes" Buch zu schreiben, um unanfechtbar festzustellen, allwo bei solchen Anlässen der Hauptmann Schiller mit den Seinen geherbergt habe, ob im Ritter Sankt Jörg oder in der Blauen Ente oder im Schwarzen Bock oder im Rothen Ochsen. Das müßte ja ganz neue Lichter auf Schillers Leben und

Digitized by Google

Vater, der ein Kenner und Verehrer des großen Dichters war, theilte mir einmal gelegentlich mit, er hätte von einem alten gmünder Geiſtlichen — dem Kaplan Reiß oder Reuß, deſſen hohe Greiſengeſtalt mit langen ſchneeweißen Haaren mir ſelber noch im Gedächtniß ſteht — vernommen, daß der Herr Hauptmann Schiller mit ſeiner Familie einer Aufführung des gmünder Paſſionsſpiels angewohnt habe. In ſpäterer Zeit, als ich mich anſchickte, mein Buch „Schiller und ſeine Zeit" zu ſchreiben, gab ich mir Mühe, zu erkunden, ob jene Mittheilung begründet wäre. Der Knabe Schiller konnte ja möglicherweiſe durch dieſes Paſſionsſpiel die erſte dramatiſche Anſchauung und Anregung erhalten haben. Meine bezüglichen Nachforſchungen blieben aber reſultatlos, weil der Kaplan Reiß, welcher in ſeinen jüngeren Jahren der Hofprediger des bekanntlich katholiſchen Herzogs Karl Eugen von Wirtemberg geweſen, ſchon 20 Jahre zuvor geſtorben und eine andere Spur der erwähnten Ueberlieferung nicht aufzufinden war.

Als kleiner Junge hab' ich mit meiner frommen Mutter — fromm nicht allein im kirchlichen, ſondern auch im beſten und ſchönſten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann — die Wallfahrt auf den Sankt Salvator oft gemacht. Einmal, als ſie beim Herab-

Dichten werfen und demnach würde der oder würden die Lichterwerfer um die Wiſſenſchaft und folglich um das Vaterland höchlich ſich verdient machen.

Digitized by Google

gehen vom Kalvarienberg bemerkte, daß die Betrachtung der heiligen Tragödie in Holz und Stein mich beſonders angeregt und ergriffen hatte, ſagte ſie: „Ja, da hätteſt du das Herrgöttle-Spiel ſehen ſollen, welches in der Karwoche bei der Pfarrkirche ſtattfand, bevor die wirtembergiſchen Schreiber in's Land kamen.“ Meine Mutter, in ihrer ſtrengen Rechtſchaffenheit und in ihrer unerſchöpflichen Herzensgüte, war ſonſt gegen jedermann gerecht und duldſam. Auch gegen Proteſtanten und Iſraeliten, was dazumal in meiner Heimatgegend keineswegs ſchon ſelbſtverſtändlich war. Im Gegentheil, ſo wenig ſelbſtverſtändlich, daß z. B. die katholiſche Gemeinde Rechberg und die lutheriſche Gemeinde Staufen, ob zwar ihre Feldmarken zuſammenſtießen und ſie nur eine Wegſtunde von einander entfernt lagen, durchaus keine Beziehungen mitſammen hatten. Aber auf die „wirtembergiſchen Schreiber“ war auch meine tolerante Mutter nicht gut zu ſprechen. Die Einverleibung der reichsſtädtiſchen, reichsgräflichen und reichsfreiherrlichen Gebiete Mittel- und Oberſchwabens in Wirtemberg war nicht ohne mancherlei Gewaltſamkeit und Gehäſſigkeit vor ſich gegangen, zumal der richtige altwirtembergiſche Beamte durchſchnittlich der Ueberzeugung lebte, er wäre es ſeinem Amte ſchuldig, grob zu ſein. Das, verbunden mit dem zudringlichen Hineinregieren des wirtembergiſchen Polizeiſtaats in alles und jedes, hatte die an einen behäbigen Schlendrian gewöhnten Bewohner der ehemaligen Reichsgebiete

Digitized by Google

sehr unsanft berührt und tief verstimmt. Dazu war noch der Groll und die Trauer über den furchtbaren Blutzehnten gekommen, welchen der vom Herzog zum Kurfürsten und dann vom Kurfürsten zum König Napoleonis gratia vorgerückte neue Landesherr auf Befehl seines Protektors von den neuen Unterthanen erheben musste. Kein Wunder demnach, daß in unserer Gegend während meiner Kindheit und noch weit später der „wirtembergische Schreiber" für ein Schimpfwort galt. Der Ausgleich zwischen Alt- und Neuwirtemberg hat eine geraume Zeit erfordert, um perfekt zu werden. Wenn er es geworden, mag es hauptsächlich dem Umstand zu verdanken sein, daß die konfessionellen Gegensätze, welche ja vorhanden waren und sind, hier nie zu so heftiger Reibung kamen, wie anderwärts. Wer gerecht urtheilen will, muß anerkennen, daß das wirtembergische Regiment von Anfang bis heute den Bedürfnissen der Katholiken des Landes zuvorkommend und ausreichend Rechnung trug. Nicht minder aber auch, daß die katholische Hierarchie Wirtembergs, wenigstens in ihren maßgebenden Spitzen, in dem Staat keineswegs nur einen um jeden Preis und mit allen Mitteln zu befehdenden „Racker" gesehen hat, sondern eine berechtigte Lebensmacht, mit deren Bedürfnissen und Forderungen ebenfalls gerechnet werden müsste. Am Ende aller Enden handelt es sich ja allzeit und überall darum, einen erträglichen »modus vivendi« zu finden, und wo und wann Menschen oder Völker, Konfessionen oder

Digitized by Google

Parteien, Staaten oder Kirchen einen solchen gefunden, dürfen sie schon zufrieden sein.

Am Tage, von welchem ich gesprochen, führte mich meine gute Mutter vom Salvator in die Stadt, um meine neugierigen Fragen nach dem „Herrgöttlesspiel" an dem Orte zu beantworten, allwo es tragirt worden war und sie es zu wiederholten Malen mitangesehen und mitangehört hatte. Das war der große freie Platz, welcher sich die ganze Nordseite der Stifts- oder Pfarrkirche von Gmünd entlangzieht. Der Grundstein zu diesem gewaltigen gothischen Bau wurde 1351 gelegt und der erste Baumeister war derselbe, welcher auch am Dom von Mailand mitgebaut hat, Heinrich Arler, ein Bürger von Gmünd. Sechsundzwanzig Jahre lang hat die Arbeit an diesem Münster gewährt, das aber nicht mehr ganz in seiner vollendeten Gestalt vorhanden ist. Denn die westliche Fassade mit der Hauptpforte flankirten zwei hohe Thürme, welche in der Karfreitagsnacht von 1497 zusammenstürzten, nicht infolge eines Erdbebens, sondern infolge einer unbedachterweise im Innern der Kirche vorgenommenen baulichen Aenderung, welche die Konstruktion der beiden Thürme stark geschädigt hatte. Im übrigen ist der stattliche Bau ein schönes Zeugniß, was mittelalterlicher Gemeinsinn auch in verhältnißmäßig kleinen Städten zu unternehmen und durchzuführen vermochte. Freilich brauchte man dazumal, wann es sich um einen Monumentalbau handelte, noch nicht Hunderttausende

Digitized by Google

oder gar Millionen auszugeben, bis auch nur der Bauplatz und der Bauplan feſtgeſtellt waren, wie das etwa bei dem Reichstagsgebäude des neuen deutſchen Reiches der Fall — einer Baugeſchichte oder vielmehr Bauvorgeſchichte, welche zu einer Krähwinkelias höchſter Potenz ausgiebigen Stoff liefern könnte. Im 14. Jahrhundert baute man ſpottbillig. Die Herren Bankünſtler und Bauunternehmer von heute werden große Augen machen, wenn ſie erfahren, daß das Honorar, welches der Meiſter Heinrich Arler beim Bau der gmünder Stiftskirche von dem Bauherrn, d. h. von der Gemeinde empfing, nicht weniger und nicht mehr betrug als täglich 1 Pfennig, 1 Laib Brot und 1 Maß Wein.

Etwas ſpäter, als ich ein Schüler des gmünder Untergymnaſiums geworden, tagtäglich Sommers und Winters mit meinem Bücherranzen auf dem Rücken aus meinem dörflichen Heim frühmorgens zur Stadt wandernd, hatte ich Gelegenheit, das, was mir die Mutter und der Vater vom Paſſionsſpiel erzählten, vielfach vervollſtändigen zu laſſen. Auch durch eine Nonne. Das Gymnaſium war nämlich in dem Obergeſtock vom „Klöſterle“ untergebracht und auf demſelben Boden bewohnten einen abgeſchloſſenen Flügel noch drei Nonnen, die letzten von den zwölfen, welche der Konvent zum Sankt Ludwig bei der Säkulariſation im Jahre 1803 gezählt hatte. Schweſter Agathe — ſo war, wenn mir mein Gedächtniß treu, ihr Kloſtername — begrüßte mich bei unſern Begegnungen im Korridor

Digitized by Google

und auf den Treppen immer sehr freundlich, seit ich ihr einmal zur Winterszeit auf dem mit Glatteis bedeckten Hofraum einen kleinen Dienst hatte erweisen können, und ich sehe sie noch vor mir, eine schöne Greisin, in ihrer schwarzen Kutte, das frische rothbackige Gesicht mit den klugen Augen gar hübsch eingerahmt von dem blendend weißen, kunstvoll gefältelten Weibel. Noch viel ausführlicher aber als die Schwester Agathe wusste der alte „Kantor" Vetter, bei welchem ich hätte nicht nur singen, sondern auch „klavierschlagen" und „geigen" lernen sollen, vom Passionsspiel zu reden, und er hatte es gern, wenn man ihn auf dieses Thema brachte. War er doch auch einer der „Aktores" gewesen. So hießen alle Mithandelnden, auch die weiblichen, und es gab kaum eine Familie in der Stadt, welche nicht eins ihrer Mitglieder zum Personal des ungemein volksthümlichen Spiels gestellt hätte. Die Armen waren von der Betheiligung nicht ausgeschlossen und die Reichen machten sich eine Ehre daraus, mitzuspielen.

Ihnen fielen natürlich die „fürnehmen" Rollen zu, weil die Beschaffung der prächtigen Gewänder viel Aufwand erforderte. Aermeren wurden ihre bezüglichen Unkosten entweder durch wohlhabende Mitbürger oder aber aus dem „Passionsspielkasten" ersetzt, in welchen das von den Zuschauern erhobene, sehr mäßige „Schaugeld" floß. Die Anzüge der Aktores müssen übrigens, wenn ich alles mir darüber Mitgetheilte zusammenhalte,

Digitized by Google

ein etwas barockes Gemiſch von altjüdiſchen Trachten, von altrömiſchem Rüſtzeug und von Rokoko-Moden des 18. Jahrhunderts dargeſtellt haben.

In früheren Zeiten tobte der Kampf um's Daſein noch nicht ſo heftig und ruhelos wie heute. Die Menſchen hatten daher mehr Zeit, als ſie jetzt haben, und waren auch nicht ſo peinlich auf das Einmaleins geſtellt. Man war in allem und jedem einfacher und genügſamer und konnte darum auch mehr leben und leben laſſen. Der alljährliche Aufwand von Zeit, Mühe und Hingebung, welchen ihr Paſſionsſpiel den guten Gmündern verurſachte, wäre heutzutage unmöglich, ja kaum noch denkbar. Die Leute ſind ſeither geſcheider, d. h. wiſſender, aber auch ſchlechter, d. h. ſelbſtſüchtiger geworden. Früher waren die Bauern in den Dörfern der Nachbarſchaft von Gmünd uneigennützig genug — ein richtiger Rechner von heute müſſte eigentlich ſagen „dumm genug" — alter Gepflogenheit gemäß das zur Paſſionsbühne nöthige Holz aus ihren Wäldern „ganz umſonſt" zur Stadt zu bringen und an dem Aufbau des Gerüſtes mitzuarbeiten.

Den Platz auf der Nordſeite der Stiftskirche, wo die Bühne aufgeſchlagen wurde, habe ich ſchon bezeichnet. Er mochte an 15,000 Zuſchauer faſſen. Etwa ein Drittel des Raumes war mit Schranken eingehegt, innerhalb welcher Sitz- und Stehplätze vorhanden. Außerhalb dieſer Schranken konnte jedermann ebenfalls „ganz umſonſt" zuſchauen, freilich, der weiten Entfernung von

Digitized by Google

der Bühne wegen, ohne etwas zu hören. Alle Zuschauer, die zahlenden wie die nichtzahlenden standen und saßen unter freiem Himmel, weil nur die Bühne bedacht war. Diese zeigte drei neben einander stehende tempel- oder palastartige Gebäude, deren Eingänge mittels Vorhängen verschlossen waren. Der Scenenwechsel wurde dadurch bewirkt, daß bald vor diesem bald vor jenem dieser Bauwerke die Vorhänge zurückgezogen und nach abgespieltem Auftritt wieder geschlossen wurden. Links, vom Zuschauerraum aus gemeint, hatte die Bühne noch einen aufsteigenden Anbau, welcher den Oelberg vorstellte.

Der Text des Passionsspiels war zumeist in gereimten jambischen Versen von drei Hebungen verfasst. Doch ist dieses Textbuch, wie es ja jetzt auch gedruckt vorliegt [1]), keineswegs das ursprüngliche, sondern eine sehr späte Umarbeitung und Erweiterung, schließlich etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts redigirt. Noch spätere Einschiebsel sind nicht ausgeschlossen. Auf das Alter des gmünder Mysterienspiels gestattet dieses modernisirte Textbuch natürlich keinen Schluß. Wann dasselbe in der alten Reichsstadt zum erstenmal tragirt worden, ist meines Wissens nicht festgestellt und nicht festzustellen. Gewiß ist jedoch, daß Weihnachts- und Osterspiele schon im frühen Mittelalter in die alemannischen Gegenden Eingang gefunden haben. Ich will

[1]) Katholische Trösteinsamkeit, herausgegeben von Pfarrer Holwarth, Bd. 7, S. 117 fg. Mainz 1856.

Digitized by Google

nur daran erinnern, daß die Kirche des Kloſters St. Gallen dieſſeits der Alpen eine der älteſten Oſterſpielſtätten geweſen iſt. Seine Entwicklung vom primitiv Dramatiſchen zum vielſeitig Theatraliſchen hat jedoch das kirchliche Schauſpielweſen in ſüddeutſchen Landen gewiß nicht vor dem 15. Jahrhundert gefunden. Im übrigen zerfiel das gmünder Paſſionsſpiel in 24 Auftritte. Das erſte Dutzend wurde am Gründonnerſtag, das zweite am Karfreitag geſpielt.

Die ganze Handlung behielt bis zuletzt ihren kirchlichen Charakter. Allerdings liefen einzelne Auftritte nicht ohne weltlichen Schabernack ab und namentlich trieb die mitſpielende zahlreiche Teufelrotte gelegentlich dieſen und jenen derben Jux und Ulk mit den Zuſchauermaſſen. Aber das geſchah doch nur epiſodiſch und beeinträchtigte die feierliche Haltung der Aktores und der Zuſchauer kaum bemerkbar. Nicht ſelten erhob ſich die Stimmung der Zuſchauermaſſe zu wirklicher Andacht, auch brachen insbeſondere die Frauen dann und wann in lautes Weinen aus.

Am Grünen Donnerſtag Abends um 7 Uhr begann bei Fackelbeleuchtung das Spiel. Während das vom Stadtzinkeniſten dirigirte Orcheſter ein ernſtes Präludium ſpielte, trat droben auf der noch geſchloſſenen Bühne der Dekan der Stadtkleriſei unter die verſammelten Aktores, ermahnte ſie, daß jeder und jede zur würdigen Durchführung der heiligen Aktion beitragen möchten, ſprach dann ein Gebet und ſchloß mit den Worten:

Digitized by Google

„Nun, im Namen Jeſu, fanget an!“ Der erſte Auftritt gab, ſo zu ſagen, die Expoſition des ganzen Drama's: den Abſchied Jeſu von ſeiner Mutter Maria vor ſeinem Aufbruch gen Jeruſalem. Dort ſpielte der zweite Auftritt, eine Sitzung des jüdiſchen Synedriums unter dem Präſidium von Kaiphas. Der dritte Auftritt brachte die Verhandlung des Judas von Karioth mit dem hohen Rath. Die bekannte Proviſion — in Wien würde man ſagen das „Trinkgeld“ — von 30 Sekeln oder Silberlingen für das Verrathsgeſchäft wurde gefordert und bewilligt, worauf der Verräther triumphirend abging mit den Worten:

„Gelt, Jeſu! itzt hab' ich eins Dir
Gar meiſterlich verſetzet?
Erfahren wirſt Du bald von mir,
Wie hoch Dich Judas ſchätzet.
Doch muß ich mich noch ſtellen an,
Als ob ich wär Dein Freunde,
Damit vermerken niemand kann,
Daß Judas ſei dein Feinde.“

Folgten dann die Fußwaſchungs- und Abendmahlsſcenen, denen ſich der große Auftritt auf dem Oelberge anſchloß. Aus der Judenrotte, welche gekommen, den Sohn Gottes zu fangen, tritt Judas hervor, küſſt den Verrathenen und ſpricht:

„Oh, Meiſter, ſei auf's ſchönſte mir
Zu tauſendmal gegrüßet —“

worauf Jeſus:

„Oh, Freund, was gabe Anlaß Dir,
Daß Du mich ſo geküſſet?

Digitized by Google

Wenn auch Du warſt entſchloſſen ſchon,
Von mir ganz abzuweichen,
Warum verrathſt des Menſchen Sohn
Durch dieſes Freundſchaftszeichen?"

In den weiteren Scenen, bis zur zwölften, ſpielten ſich ab die Anklage und Verurtheilung Jeſu vonſeiten des Synedriums, die Verleugnung und die Reue Petri, die Klagen der Maria über das Loos ihres Sohnes u. ſ. w. Um 10 Uhr Abends wurde das Spiel geſchloſſen, um am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wieder aufgenommen zu werden. Dieſe zweite Abtheilung eröffnete die endgiltige Beſchlußfaſſung des hohen Rathes über den verleugneten, verrathenen und verurtheilten Meſſias:

„Er ſterbe! Ja, das wollen wir;
Kein' Gnad' ſoll er erlangen.
Pilato gleich ihn führ' man für!
Am Kreuzholz muß er hangen."

Während hierauf die Kompetenzkonflikte zwiſchen dem Synedrium, dem römiſchen Landpfleger und dem König Herodes dramatiſch erledigt werden, hat ſich der Mann mit den 30 Silberlingen verzweifelnd erhenkt und iſt zur Hölle gefahren. Der Höllenrachen thut ſich auf und ſpeit Flammen. Man ſieht eine Menge von Teufeln darin herumwuſeln und hört den verdammten Verräther jammern:

„Ach weh, ach weh! Oh, Bitterkeit!
Ach, Elend! Noth in Ewigkeit!
Hätt' ich den Meiſter nit verrathen,
Müßt' ich nit ewig, ewig braten!"

Digitized by Google

Der 23. Auftritt zeigte das Jammerbild des „Ecce Homo!“ und der 24. die Ausfällung des Todesſpruches über den Heiland. Derweil ſodann das Perſonal des Paſſionsſpiels zur Kreuzwegsproceſſion ſich rüſtete und ordnete, wurde zur Erbauung der Zuſchauer eine Reihe von lebenden Bildern auf der Bühne geſtellt, vorgeführt und mittels kurzer Sprüche erklärt, in etwas naiver Verbindung freilich. Denn neben altteſtamentlichen Gruppen wie Adam und Eva, Joſef und ſeine Brüder, Jephtha und ſeine Tochter, ſah man allegoriſche Figuren wie die ſieben Todſünden, und Geſtalten der deutſchen Sagenwelt wie die Pfalzgräfin Genovefa mit ihrem Schmerzenreich und der Hirſchkuh. Die Kreuzwegsproceſſion, den Schmerzensgang des ſein Kreuz ſchleppenden Jeſus nach Golgatha darſtellend, bewegte ſich von der Stätte des Paſſionsſpiels aus durch verſchiedene Gaſſen der Stadt und kehrte über den großen Marktplatz zur Stiftskirche zurück. Der Akt der Kreuzigung ſelbſt fand nicht ſtatt. Die Aufrichtung des Kreuzes Jeſu und der beiden Schächerkreuze auf der Bühne beſchloß das ganze Spiel und unter den Klängen eines Trauermarſches wurden die Vorhänge zugezogen.

Die Geſammtwirkung wird, wie mir ſcheint, dadurch bezeugt, daß die nach der Stadt geſtrömten Volksſcharen nach Beendigung des Myſteriums nicht lärmend und lachend, ſondern ſtill, ernſt und nachdenklich in ihre Dörfer heimzukehren pflegten. Allem nach, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte, hatte das Paſſions-

Digitized by Google

spiel von Gmünd durchaus nicht den hässlichen Beigeschmack einer geschäftlichen Spekulation, sondern war und blieb bis zuletzt eine wesentlich religiöse Handlung. Nur die dünkelhafte Vielwisserei unserer Tage weiß aber nicht oder leugnet in ihrer Vornirtheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verstehe — nur mittels religiöser Vorstellungen mit der idealen Welt in Beziehung gesetzt werden kann. Ich stehe daher keinen Augenblick an, zu sagen, daß die mittelalterlichen „Mysterien" und „Moralitäten" allen ihren Graß- und Grellheiten zum Trotz für das Volk immerhin eine gesundere Geistesnahrung waren, als es die scham- und zuchtlosen Tingeltangeleien von heute sind

Das Passionsspiel von Gmünd stand und fiel mit der Existenz seiner Heimatstätte als Reichsstadt. Zur Osterzeit von 1803 ist es demnach zum letztenmal tragirt worden Das anhebende Jahrzehnt der Franzosennoth mag den Gmündern die Sache wohl noch mehr verleidet haben als das ihnen anfänglich so unliebsame „wirtembergische Schreiberregiment". Der Bürger, welcher bei der letztmaligen Aufführung den Heiland spielte, hieß Nepomuk Forster und hatte den freilich nicht sehr heiländisch klingenden Spitznamen „Der Geigelesdick".

Digitized by Google

Alfred Escher.*)

Ein schweizerischer Staatsmann.

(März 1883.)

I.

»Stat nominis umbra.«

Der Reisende, welcher von Zürich weg auf der Seethalbahn gen Glarus oder weiterhin gen Ragaz und Chur fährt, wird unmittelbar jenseit der Vorstadt-Station Enge an einer Parkanlage vorüberkommen, welche ein rechts vom Schienengeleise emporsteigendes Gelände mit farbenreichen Blumenbeeten und schattigen Baumgruppen schmückt. Droben auf der Platform des Hügels steht ein im italischen Villenstyl erbautes Haus, welches seine Ost- und Nordfront halb hinter hochwipfeligen Bäumen verbirgt, während die Süd- und Westseite auf wohlgepflegte Rasenplätze hinausschauen. Links von dem Einfahrtsthor, durch welches man von der Enge her zum Hause gelangt, liegen Treibhäuser

*) Mit Benützung eigenhändiger Aufzeichnungen Eschers, sowie mündlicher und schriftlicher Mittheilungen von vertrauten Freunden des Verstorbenen.

Digitized by Google

und Wirthschaftsgebäude. Das ganze stattliche Besitzthum heißt Belvoir und darf so heißen. Denn es bietet ja einen anmuthigen Ausblick auf die Stadt, auf den Zürichberg, auf den Gebirgszug des Uto und des Albis, aber einen wahrhaft prachtvollen auf den See mit seinen an beiden Ufern aus Rebengärten weiß hervorschimmernden Dörfern und darüber hinaus und empor auf die firnschneeglänzenden Alpen von Glarus, Schwyz und Uri.

Das war das Heim des Mannes, von welchem ich reden will. Aus diesem Heim ist er am Nachmittag vom 9. December 1882 hinausgefahren worden, um auf dem alten Friedhof der Gemeinde Enge neben den Gräbern seiner Eltern selber zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

Es gab eine Zeit — und sie währte jahrelang — wo dieser Mann als „Perikles von Limmat-Athen" beschmeichelt, als „Majoritäten-Macher" bewundert, als „Escher vom Gotthard" gepriesen, und mehr im Glimpf als zum Schimpf „König Alfred" genannt wurde. Und wieder gab es eine Zeit, wo dem lakaienhaften Hosiannah! ein so pöbelwüstes Kreuzige! folgte, wie nur immer Verläumdung, Verhöhnung und Verlästerung es aufzubringen vermochten. Denn — so lautet der Kehrreim einer altnordischen Ballade —

„Denn das Glück wendet sich oft um."

Ueber Eschers Grabe, ja, da haben, so viel ich weiß, alle Parteien die Fahnen gesenkt. Es gereichte auch dem verständigen Sinne der Schweizer nur zur

Ehre, daß sie hiebei so widerlicher Uebertreibungen sich enthielten, wie wir unlängst mitansehen und mitanhören mußten, als beim Tode einer problematischen deutschen Größe alle Schellenkappen so rasend Trauersturm läuteten, als wäre mindestens der große Pan selber gestorben. Es ist ja gut und schön, wenn wir Deutsche den Todten geben, was wir den Lebenden gewöhnlich weigern. Aber eine Trauerbezeigung, welche aus dem Erhabenen ins Lächerliche fällt, lässt doch stark bezweifeln, ob sie überhaupt eine aufrichtige sei.

Ich will versuchen, innerhalb eines Rahmens von bescheidenem Umfang und mit möglichst gleicher Vertheilung von Licht und Schatten, von Sonne und Wind, ein Lebensbild des schweizerischen Staatsmannes zu entwerfen, welcher geraume Zeit hindurch einen leitenden und führenden Einfluß auf sein Land übte, und demnach die Bedeutung einer geschichtlichen Gestalt beanspruchen darf. Solchen Gestalten schuldet man nur Wahrheit.

Johann Heinrich Alfred Escher wurde am 20. Februar 1819 im Hause „Zum Neuberg" am „Hirschengraben" in Zürich geboren. Seine Familie gehörte zu den altangesehenen der Stadt. Zu einer reichen war sie erst wieder durch Alfreds Vater gemacht worden, Heinrich Escher, welcher, ausgestattet mit großer Intelligenz, tüchtiger Bildung und echtschweizerischer Energie, als junger Mensch mit wenigen Goldstücken in der Tasche nach Amerika gegangen war, das Glück

Digitized by Google

zu suchen. Er hatte es gefunden, indem er anfänglich als Agent des Hauses Baring in Amsterdam-London und des Hauses Rougemont in Paris, später auf eigene Rechnung im Staate New-York Landspekulationen unternahm, wie solche dazumal, unlange nach der Gründung der großen transatlantischen Republik, noch mit großem Erfolg zu unternehmen waren. Pöbelwahn und Neid haben dann aus diesem Grund- und Bodenhandel natürlich einen „Sklavenhandel" gemacht. Der self-made man Heinrich Escher ließ sich, in sein Heimatland zurückgekehrt, in der Vaterstadt nieder, trat mit dem feingebildeten Fräulein Lydia Zollikofer vom Schlosse Hardt im Thurgau in die Ehe und erwarb ein großes Grundstück am linken Seeufer, um darauf Villa und Park Belvoir zu bauen und zu pflanzen.

Alfred Escher war also, was man ein Glückskind zu nennen pflegt. Die strenge, zwar stählende, häufig aber auch verbitternde Schule der Noth hat er nicht durchzumachen gehabt. Den Kampf ums Dasein hatte der Vater siegreich für ihn durchgefochten. Ihm gaben die Götter, unter dem Dache eines mit allem Behagen großen Wohlstandes angefüllten, mit allen Bildungsmitteln ausgestatteten Elternhauses eine glückliche Kindheit zu verleben und vom sorglosen Knaben zu einem gesunden und stattlichen Jüngling aufzuwachsen. Die Eltern haben ihre Pflicht der Erziehung ebenso verständig als liebevoll an ihm geübt. Sie haben für seine leibliche und geistige Entwickelung acht- und

Digitized by Google

wachsame Sorge getragen, und der Vater insbesondere verstand es, im Sohne frühzeitig den Keim der Arbeitsfreudigkeit zu pflanzen und zu fördern, jene Wurzel alles Großen und Herrlichen auf Erden. Eine günstige Schicksalsfügung ist es auch gewesen, daß für den jungen Alfred im Vaterhause selbst Gelegenheit zum wetteifern im Lernen gegeben war. Nämlich mit einer vor ihm geborenen Schwester, deren bedeutendes Talent für Malerei später zu anerkannt erfreulicher Ausbildung gelangte. Den ersten Unterricht, sowie weiterhin seine Vorbereitung für den Eintritt in die höheren Gymnasialklassen empfing Alfred daheim und von seinen ersten Lehrmeistern hatten den nachhaltigsten Einfluß auf ihn zwei später rühmlichst bekannt gewordene Gelehrte, der Naturforscher Oswald Heer und der Theologe Alexander Schweizer. Unter den Lehrern des Gymnasiasten Escher stand in erster Linie Hanns Kaspar Orelli, der hochgesinnte und treuherzige Sprachen- und Alterthumskenner, dem alle seine Schüler jenes ehrfurchts- und liebevolle Andenken bewahrten, welches auch ich ihm zolle. Ebenfalls verdient hier wohl ein Wort dankbarer Erinnerung der damalige Professor der Geschichte am oberen Gymnasium Zürichs, Dr. Heinrich Escher, weil derselbe trotz seines fast fürchterlichen Vortrags in empfänglichen Schülern den geschichtlichen Sinn zu wecken und zu stärken wusste.

Schon auf dem Gymnasium machte sich an Escher jene Veanlagung zur Machtübung über Menschen be-

merkbar, welche eben allzeit und überall ein Merkmal bevorzugter Naturen war, ist und sein wird. Noch augenscheinlicher gab dieses Talent sich kund, nachdem er, um Staatswissenschaften mit Betonung der Jurisprudenz zu studiren, Ostern 1835 an die Züricher Hochschule übergetreten und Mitglied der studentischen Verbindung „Zofingia" geworden war. Hier „herrschte" er, wie sich einer seiner Kommilitonen mir gegenüber ausgedrückt hat. Unzweifelhaft hat zur Begründung solcher „Herrschaft" der Umstand beigetragen, daß Alfred der einzige Sohn des „Millionen-Eschers im Belvoir" war. [1] Denn der Respekt vor dem Reichthum ist unter den Schweizern jedenfalls nicht geringer als unter irgendeinem anderen Volke. Unzweifelhaft aber auch, daß der Student Escher seinen Kommilitonen an geistiger Begabung überlegen war und daß er ihnen durch den Ernst und Eifer, womit er seine wissenschaftliche Ausbildung betrieb, sowie durch die Sachlichkeit, Bestimmtheit und Klarheit der Rede imponirte, welches fleißig und methodisch ausgebildete Talent ihn später als parlamentarischen Redner so einflußreich, so beliebt und so gefürchtet machte. Alledem zufolge war es natürlich, daß Escher unter seinen Mitstudenten die erste Stelle einnahm; ebenso, daß er diese Stellung

[1] Die mythenbildende Volksphantasie begnügte sich damals bei ihren Vergrößerungs- und Uebertreibungsspielen noch mit Millionen. Heutzutage, wo leider die Millionen-Schwindel und die Millionen-Krache auch in der Schweiz wie überall zu Alltäglichkeiten geworden sind, spielt die Mythenbildung lieber gleich mit Milliarden.

Digitized by Google

benützte, um sich für die Zukunft Anhänger und Freunde zu schaffen, welche ihm später nicht nur in allen Gegenden seines Heimatkantons, sondern auch in der ganzen Schweiz umher nützlich geworden sind. Aber in dieser frühzeitigen, vorzeitigen Gewöhnung an unbestrittene Bedeutung und Geltung lag die Gefahr der Verwöhnung und dieser Gefahr ist Escher nicht entgangen. Er musste später zu seinem Schaden erfahren, daß ein Mann, welcher berufen wird den Geschäften seines Landes vorzustehen, bei Zeiten gelernt haben sollte, auch auf die Ansichten von anderen zu achten und Widerspruch zu ertragen. Politiker und Parteiführer, welche das nicht gelernt haben, kommen bekanntlich leicht soweit, sich für unfehlbar zu halten und demzufolge statt Männer von selbständiger Anschauung und eigener Initiative nur unterthänige Jasager zu Gehilfen haben zu wollen. Solcher Tadel, ich sage es schon hier frei heraus, hat Escher gerade in der Höhe- und Glanzzeit seiner Laufbahn mit Grund getroffen. Es liegt nahe, ihn hinsichtlich dieser beklagenswerthen Charaktereigenart mit einem großen, größten Staatsmann unserer Tage in Parallele zu stellen — den gewaltigen Unterschied der Umfangskreise ihrer beiderseitigen Thätigkeit selbstverständlich vorbehalten.

Der Nothwendigkeit, ein Brotstudium zu treiben, enthoben, hat Escher seinem Berufsstudium mit großer Hingebung und Ausdauer obgelegen. Bedeutend ge-

Digitized by Google

fördert wurde er darin in Zürich durch akademische Lehrer wie Keller, Bluntschli und Geib, alle drei in ihrer Wissenschaft von europäischem Ruf. Erwähnenswerth mag es sein, daß die beiden erstgenannten, denen sehr verpflichtet zu sein Escher gern bekannte, nach ihrem Wegzug aus ihrem Heimatlande draußen in Deutschland Metamorphosen erlebt haben, welche das »tempora hominesque mutantur« wunderlich genug illustriren. Keller wurde aus einem schweizerischen Radikalen par excellence ein königlich preußischer Reaktionär κατ' ἐξοχήν, Bluntschli aus einem schweizerischen Hochkonservativen comme il faut ein reichstreuer deutscher Nationalliberaler, wie er im Buche steht. Es zeugt von der zeitig erwachten Unabhängigkeit von Eschers Denken und Wollen, daß er sich weder von seinem Vetter Keller zum Radikalen, noch von seinem Mitstadtbürger Bluntschli zum Konservativen machen ließ. Die bedeutendste Einwirkung auf die Gestaltung seiner politischen Anschauung und Ueberzeugung dürfte wohl Jonas Furrer gehabt haben, der Vorgänger Eschers auf dem Bürgermeisterstuhl des Kantons Zürich, der unvergessliche erste Bundespräsident der nach dem Sonderbundskriege neuangebauten Eidgenossenschaft, nicht allein einer der intelligentesten, sondern auch einer der persönlich liebenswürdigsten Schweizer, die es jemals gegeben. Ich glaube das Richtige zu treffen, wenn ich, etwas vorgreifend, hier anfüge, daß Eschers Politik vom Anfang bis zum Ende eine systematisch

Digitized by Google

maßvolle gewesen ist. Denn sie fußte nicht so fast auf der Doktrin Rousseau's als vielmehr auf der Lehre Montesquieu's, nicht auf dem »Contrat social« sondern auf dem »Esprit des lois« — natürlich mit Anpassung an den altgewohnten Republikanismus der Schweiz. Er war also ein überzeugter Bekenner des konstitutionell-parlamentarischen Systems „auf breiter demokratischer Grundlage", welche ja in seinem Heimatlande seit 1830 bis 1833 als historische Thatsache bestand, nicht als bloße Wunschphrase wie 1848 in Deutschland. Auch Escher war folglich Demokrat, aber er hielt, wie schon in jungen, so noch in alten Tagen, die Ansicht fest, das demokratische Princip arbeite in der Staatspraxis wirksamer und wohlthätiger, wenn mittelbar statt unmittelbar in Anwendung gebracht. Er gab demnach der sogenannten repräsentativen Demokratie vor der sogenannten reinen den Vorzug. Sein Leben lang bekannte er sich also, alles in allem genommen, standhaft zu dem Liberalismus, oder, wenn man will, zu dem Radikalismus, welchen viele seiner ausgezeichneteren und ausgezeichnetsten Landes- und Zeitgenossen, ältere und jüngere, behaupteten — Männer wie Hirzel, Ulrich, Furrer, Dubs, Rüttimann im „Zürichbiet", Schindler, Blumer und Heer in Glarus, Näff, Sailer und Weder in St. Gallen, Kern, Kappeler und Labhardt im Thurgau, Augustin Keller, einer der besten Eidgenossen des Jahrhunderts, Waller, Bruggisser, Welti im Aargau, Pfyffer und Steiger in Luzern,

Digitized by Google

Snell, Niggeler, Ochsenbein, Stämpfli, Schenk in Bern, Munzinger in Solothurn, Druey in der Waadt, Barmann im Wallis, Franscini und Pioda im Tessin, und andere anderwärts.

Nach in der Heimat solid gelegter und befestigter Grundlage seiner wissenschaftlichen Ausbildung ging Escher zur Fortsetzung seiner Studien im Frühjahr 1838 nach Bonn und von dort zu Ostern 1839 nach Berlin. Neben staatswissenschaftlichen Vorlesungen hörte er an diesen beiden Hochschulen namentlich auch geschichtliche, und bemühte sich überhaupt redlich und erfolgreich, sein Wissen ebenso zu erweitern als zu vertiefen und abzurunden. Daneben aber auch seinen Blick nicht an und in den Büchern abzustumpfen, sondern denselben vielmehr für die thatsächlichen Erscheinungen, für die Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Lebens zu schärfen. Am studentischen Verbindungswesen hat Escher in Deutschland nicht theilgenommen, wohl aber im engeren Freundeskreise munter mitgenossen, was das akademische Dasein an Anregungen und Freuden bot. Nachdem er Deutschland und dessen wissenschaftliches Regen und Bewegen kennen gelernt, besuchte er im Herbst von 1840 Frankreich und hielt sich nahezu ein Jahr lang in Paris auf, zu wissenschaftlichen Zwecken zumeist, aber auch, um sich weltmännischen Schick und Schliff anzueignen, sowie die Beherrschung der französischen Sprache, ohne welche ja ein eidgenössischer Politiker nicht auszukommen vermag. Ein

Digitized by Google

solcher zu werden, darauf hatte es Escher zweifelsohne von Jugend auf angelegt und abgestellt.

Zuvörderst freilich schien er in eine andere Lebensbahn einlenken zu wollen, in die des Gelehrten und Lehrenden. Denn nach wohlangewandten Studienwanderjahren heimgekehrt, bestand er das Doktorexamen — das erste, welches an der juristischen Fakultät Zürich gemacht worden — und zwar mit glänzendem Erfolg. Er schrieb zur Erlangung der Würde eines Doktor j. u., sowie behufs seiner Habilitation als Privatdocent an der heimischen Hochschule in einem Latein, welches den Schüler Orelli's zeigte, seine Dissertation »De testium ratione quae Romae Ciceronis aetate obtinuit«, deren wissenschaftlichen Gehalt so urtheilsfähige Richter wie Vangerow, Puchta und Geib rühmend anerkannten. Dann, am 17. September 1842, vertheidigte er acht daraus gezogene Thesen in öffentlicher Disputation. Daraufhin Doktor und Docent geworden, hielt er etliche Semester lang vor einem zahlreichen Auditorium Vorlesungen, insbesondere über schweizerisches Bundesstaatsrecht, an dessen Reform er später einen so beträchtlichen Antheil haben sollte. Mir liegt kein bestimmtes Zeugniß vor, ob Escher in der Lehrthätigkeit Befriedigung gefunden, und ich möchte das, in Erwägung der zweifellosen Beanlagung des Mannes zum praktischen Politiker, entschieden bezweifeln. Jedenfalls docirte er nicht lange, sondern vertauschte den Lehrsal bald mit dem Rathsal, um nicht mehr in jenen zurückzukehren.

Digitized by Google

2.

Wie allbekannt, hat die Julirevolution von 1830 für die Schweiz das Signal zu einer großen Reformbewegung im liberalen Sinne gegeben, welche Bewegung erst 1839 zum Stehen kam, um in den zunächst folgenden Jahren rückläufig zu werden, bis die Kraft der Rückwärtsströmung in dem sogenannten „Sonderbund" gipfelte und sich erschöpfte. Heutzutage, wo die Kämpfer von dazumal wohl nahezu alle der kühle Rasen deckt und die Hitze der Parteileidenschaften jener Zeit längst verdunstet ist, wird man, ohne viel Widerspruch befahren zu müssen, sagen dürfen, daß sich in den dreißiger Jahren der schweizerische Liberalismus große politische und kulturelle Verdienste erworben, aber auch, daß er nicht kleine Fehler begangen habe. Dem Kanton Zürich stand in der Durchführung des liberalen Reformwerkes eine oder wohl gar die leitende Rolle zu, wenigstens in der deutschen Schweiz. Was diese kleine Züricher Republik damals in der Gesetzgebung und Verwaltung, im Rechts- und Unterrichtswesen, in der Schaffung gemeinnütziger Anstalten aller Art, in der Hebung der Industrie und der Verkehrsmittel reformatorisch leistete, ist und bleibt bewundernswerth. Es geschieht auch nicht nur aus brüderlicher Pietät, sondern um eine Forderung historischer Gerechtigkeit zu erfüllen, wenn ich mir gestatte, hier an die große und dauernde Reform

Digitized by Google

der Volksschule flüchtig zu erinnern, welche mein Bruder Thomas Scherr geplant und mittels rastloser und hingebungsvoller Arbeit binnen wenigen Jahren ins Werk gesetzt hat. Im Jahre 1839 kam der schon angedeutete Rückschlag, dem nicht allein principielle, sondern auch und fast noch mehr persönliche Motive zu Grunde lagen. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß auf so engem Raum die Persönlichkeiten sich reiben und stoßen mussten und das bekannte »Ôte-toi de-là que je m'y mette!« auch hier sich geltend machte. Den Vorwand zum Sturze des Züricher Liberalismus hat, wie jeder weiß, die Berufung von David Friedrich Strauß auf einen theologischen Lehrstuhl an der Hochschule geliefert, und der Vorwand war ein nur allzu begründeter. Denn diese Berufung war ein entschiedener Fehlgriff. Abgesehen von allem anderen, schon darum, weil der stubengelehrte, bücherweise, volksscheue Verfasser vom Leben Jesu ein Aristokrätling war, welcher ja zehn Jahre später in der wirtembergischen Abgeordnetenkammer gegen die Preßfreiheit kapucinerte, und weiterhin, wann er auf die Demokratie zu sprechen oder zu schreiben kam, von derselben nur als vom „demokratischen Gewürme" sprach und schrieb. Von der ersten Stunde an hätte sich Strauß in der demokratischen Schweiz unbehaglich, ja unheimlich fühlen und sicherlich hätte er seinen Berufern bald sehr unbequem werden müssen. Es ist auch nur gerecht, anzuerkennen, daß das Züricher Volk, indem es durch den Putsch vom 6. September 1839 die liberale

Digitized by Google

Regierung stürzte das Feldgeschrei „Religionsgefahr,“ unter welchem es marschirte, seiner großen Mehrheit nach ernst und aufrichtig genommen hat. Wann doch werden die Herren Abstraktoren und Doktrinäre einmal begreifen, daß die religiösen Anschauungen und Gefühle der Völker sich nicht mittels Gesetzesparagraphen und Edikten modeln und maßregeln lassen?

Das konservative Züricher Regiment vom 6. September, dessen Leiter Bluntschli war, hatte schon drei Jahre darauf abgewirthschaftet. Der Liberalismus, jetzt unter der Führung von Furrer, erhob sich aus seinem tiefen Fall und nahm den unterbrochen gewesenen Vorschritt wieder auf, aber in weit vorsichtigerem Tempo. Zugleich erweiterte er seinen Gesichtspunkt und seine Thätigkeit, indem er neben den kantonalen auch die eidgenössischen Angelegenheiten schärfer ins Auge faßte. Von jeher hatte die Umwandlung der Bundesverfassung von 1815 im Programm der Liberalen gestanden, ja einzelne vorgeschrittenste unter denselben hatten sogar die Wiederherstellung der „Helvetik,“ d. h. des im Bann und Zwang französischer Bajonnette gestifteten und gehaltenen schweizerischen Einheitsstaates von 1798, zu ihrem Ideal gemacht. Liberale von staatsmännischem Blick und Takt hüteten sich wohlweislich vor solcher Phantasterei und erstrebten ihrerseits eine Revision und Reform der ungefügen, allzu deutlich die Signatur der Restaurationszeit tragenden Bundesverfassung auf dem Boden des föderalistischen Princips, aber auch solcher

Digitized by Google

zeitgemäßen Bedürfnisse und Forderungen, wie sie dann durch die Bundesverfassung von 1848 ihre Befriedigung und Erledigung gefunden haben. In dem Maße jedoch, in welchem die Liberalen aller Kantone zum Zwecke der Bundesreform mehr und mehr sich zusammenschlossen, thaten sich auch die Konservativen der Schweiz immer enger zusammen, um den Ansichten und Absichten der Gegner in kantonalen und eidgenössischen Dingen energischen Widerstand zu leisten. Die Gegensätze spitzten sich allmälig zu den Losungen zu: „Hie Bundesreform!" und „Hie Kantonalsouveränetät!" und demzufolge hob jenes Kampfdrama an, welches seine Peripetieen erreichte in der Stiftung des Sonderbundes der sieben katholischen Orte (1841—1845) und in dem gegen denselben gerichteten Auflösungsbeschluß, welchen die liberale Mehrheit der Tagsatzung fasste (Oktober 1847), zur Katastrophe aber gelangte durch die Niederlage der Sonderbündler im Treffen bei Gislikon an der Reuß (23. November 1847).

So waren die Parteistellungen in der Schweiz, so war der Verlauf der Ereignisse zur Zeit, als Alfred Escher in die staatsmännische Laufbahn eintrat, indem er 1844 in den Großen Rath, die gesetzgebende Behörde seines Heimatkantons, gewählt wurde, und zwar, als ein Parteigenosse der Liberalen, nicht von seiner dazumal noch vorwiegend konservativ gestimmten Vaterstadt, sondern auf die Empfehlung von Freunden in Winterthur hin von dem ländlichen Wahlbezirk Elgg. Die

Digitized by Google

Stadt Zürich, von der schmerzenden Erinnerung an die ihr zu Anfang der dreißiger Jahre entrissene Herrschaft über den Kanton noch immer erfüllt, hat ihrem Sohn Escher seinen Liberalismus lange nicht zu verzeihen vermocht. Gerade aus den Reihen seiner städtischen Mitbürger ist geraume Zeit hindurch die bitterste Befehdung seiner Person, seines Wollens und Wirkens hervorgegangen, auf daß auch hier der alte Spruch von der Nichtgeltung der Propheten in ihrer Heimat wiederum neu würde. Später allerdings, als die Stadt selber liberal geworden, ist an die Stelle des Hasses der Stolz auf Escher getreten.

In den Verhandlungen der gesetzgebenden Behörde des Kantons wurde alsbald spürbar, daß eine frische und bedeutende Kraft in dieselbe einzugreifen begonnen habe. Man merkte, daß ein Mann, welcher nicht Politik zu treiben brauchte, um leben zu können, ein Mann von umfassendem und gediegenem Wissen, klarer Anschauung, festem Willen und berechtigtem Ehrgeiz in die öffentlichen Geschäfte getreten sei, um sich denselben voll und ganz zu widmen. Ein Jahrdutzend lang etwa, bis sich Eschers Thätigkeit vorzugsweise anderen Gebieten zuwandte, hat er an allen Veranstaltungen und Maßnahmen der kantonalen Gesetzgebung und Verwaltung seinen Antheil gehabt, häufig einen initiatorischen, immer den ausschlaggebenden. Stets an der Spitze, wo es galt, zu führen, überall gewappnet, wo es galt, zu streiten, bei Tag und Nacht rüstig und willig, wann

Digitized by Google

es galt, zu arbeiten, ließ er alle Mitbewerber um Einfluß und Macht bald weit hinter sich zurück, aber freilich auch den despotischen Zug und Hang in seinem Charakter immer deutlicher hervortreten. Um so deutlicher und rückhaltsloser, als es ihm an Schmeichlern und Schranzen, welche alles billigten und bewunderten, was er sagte und that, durchaus nicht fehlte. Es gibt ja auch in Republiken der Bedientenseelen genug.

Eschers Vorschritt in aufsteigender Linie war ein rascher. Im Jahre 1845 schon wurde er vom Großen Rath in den „Rath des Innern" deputirt, 1846 in den Erziehungsrath gewählt, 1848 zum Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung bestellt, in demselben Jahre, sofort nach Erreichung des verfassungsmäßig erforderlichen Alters, zum Mitglied des Regierungsraths erkoren und zum Bürgermeister erhoben. Er war in dieser Würde der Nachfolger Furrers und der letzte Bürgermeister der Republik Zürich, weil dieser Titel 1850 in den eines Regierungspräsidenten umgeändert wurde. Als solcher blieb er an der Spitze der Regierung bis 1855, wo ein heftiges Nervenfieber und dessen Folgen ihn nöthigten, zurückzutreten. Mit den erwähnten kantonalen Würden und Aemtern verbanden sich eidgenössische. Von 1845 bis 1848 vertrat er als zweiter Gesandter den Stand Zürich auf der schweizerischen Tagsatzung. In der Sonderbundskrisis einer der thatkräftigsten Leiter der Liberalen, war er einer der Schöpfer der neuen Bundesverfassung, und nachdem er 1848 ge-

Digitized by Google

meinsam mit dem Solothurner Landammann Munzinger als eidgenössischer Kommissär im Tessin für Aufrechthaltung der bedrohten Neutralität der Schweiz thätig gewesen, wurde er vom ersten Züricher Wahlkreis in das neue schweizerische Parlament („Bundesversammlung") abgeordnet, und zwar in den „Nationalrath", welcher sich zum „Ständerath" bekanntlich ungefähr verhält, wie im Kongreß der vereinigten Staaten das Repräsentantenhaus zum Senat. Bis zu seinem Tode ist Escher ununterbrochen im Nationalrath gesessen. Viermal wurde er zum Vorsitz in dieser Versammlung berufen — eine Ehre, die bisher ihm allein widerfahren — und dreimal hat er das Präsidium wirklich geführt. Seine Erwählung zum Mitglied des „Bundesraths" und logischerweise seine Erhebung zum höchsten Magistrat der Eidgenossenschaft, zum Bundespräsidenten, wäre zu wiederholtenmalen ganz zweifellos gewesen, so er sich die Wahl nicht von vornherein und für immer verbeten hätte. Er wollte sich nicht auf Jahre von seinem herrlichen Heim am Zürich See trennen, was ja wohl begreiflich und verzeihlich war.

Die Aufgabe, welche Bundesversammlung und Bundesrath, Parlament und Regierung in den ersten Jahren ihres Bestehens zu lösen hatten, war eine ebenso vielseitige als schwierige. Galt es doch, auf einem neuen und noch unsicheren Boden eine ganze Reihe von Neuschöpfungen zuwegezubringen, um den neuen Bund nach außen zu festigen und innerlich auszubauen. Eine nicht

Digitized by Google

kleine Anzahl von Organisationen auf den Gebieten der Gesetzgebung und Verwaltung, des Heer-, Gerichts- und Verkehrswesens ist da zu schaffen, die Einführung eines einheitlichen Münz-, Maß- und Gewichtssystems, die Einrichtung des Zoll-, Post- und Telegraphendienstes ist da anzuheben und durchzuführen gewesen. Es war ein großes Werk und zu den berufensten, thätigsten und wirksamsten Arbeitern daran gehörte Escher.

In jenen Jahren hat er seine Fähigkeit, „Majoritäten zu machen," gewiß am erfreulichsten bewährt. Sein Bestes aber that er in Verbindung mit gleichgesinnten parlamentarischen Kollegen auf einem Felde eidgenössischer Wirksamkeit, allwo freilich der unternommene Wurf nicht ganz zum Ziele gelangte.

In Folge der großen Triumphe, welche die schweizerischen Liberalen in den Jahren 1847—48 davongetragen, war wiederum etwas von dem idealen Schwung, welcher die große Reformperiode der dreißiger Jahre gekennzeichnet hatte, in die Partei eingegangen. Als es jetzt gelungen, den alten Staat umzuwandeln, machte sich das Bedürfniß geltend, diesem neuen Gebilde die starke Stütze einer einheitlicheren Gestaltung des Unterrichtswesens, zunächst des höheren, zu geben. Die Schöpfung einer eidgenössischen Universität — übrigens ein alter Lieblingsgedanke vieler patriotischen Schweizer — wurde darum auf die Tagesordnung gesetzt und vor allen war es Escher, welcher sich mit wahrem Feuereifer dieser Frage annahm. Es war ihm und seinen Gesinnungs-

Digitized by Google

genossen gelungen, für die Lösung derselben ein verfassungsmäßiges Fundament zu legen, d. h. in die neue Bundesverfassung den §. 22 hineinzubringen, welcher bestimmte: „Der Bund ist befugt, eine Universität und eine polytechnische Schule zu errichten" — und auf dieser Basis sollte sofort gebaut werden. Denn Escher erkannte wohl, man müsste das Eisen schmieden, so lange es heiß, d. h. so lange der Liberalismus seine zeitweilige Ueberlegenheit zu behaupten im Stande wäre. Er setzte daher seine ganze Thatkraft ein und alle Hebel in Bewegung, die eidgenössische Hochschule, für welche im Bundesrath geneigte Stimmung war, auch in den beiden Räthen der Bundesversammlung „durchzudrücken." Er wusste, daß es sich hiebei im besten Sinne um einen „Kulturkampf" handelte, lange bevor das Wort aufkam. Auch noch ein anderes Motiv regte sich in Escher, ein gemüthliches, wenn man will. Seine Vaterstadt war in der Bewerbung um die Ehre und den Vortheil, Bundeshauptstadt zu sein, von Bern geschlagen worden, wie das bei Lage der Sachen recht und billig. Zum Ersatz sollte nun Zürich die eidgenössische Hochschule erhalten, was einem bezüglichen Kompromiß zwischen Bernern und Zürichern Parlamentariern zufolge für ausgemacht gelten durfte. Nach mancherlei Verhandlungen zwischen dem Bundesrath und den kantonalen Regierungen, Kommissionsberathungen, Berichterstattungen und Debatten, wobei Escher immer im Vordertreffen stand, kam es im Januar 1854

Digitized by Google

dazu, daß der Nationalrath mit 59 gegen 39 Stimmen den Beschluß faßte, es sollte eine eidgenössische Universität und ein eidgenössisches Polytechnikum errichtet und sollten beide Anstalten in Zürich vereinigt werden. Aber im Ständerath fiel die Universität und wurde nur mit großer Anstrengung das Polytechnikum gerettet, dessen Errichtung in Zürich, mit Beiziehung der humanistischen und politischen Wissenschaften zu den exakten, mittels eines von Kappeler in fliegender Eile — periculum fuit in mora — ausgearbeiteten, vorgelegten und vertretenen Gesetzes der Rath am 4. Febr. 1854 mit 27 gegen 12 Stimmen beschloß. Dieser ständeräthliche Beschluß gelangte dann auf die Berichterstattung von Kern hin am 7. Februar auch im Nationalrathe mit 63 gegen 25 Stimmen zur endgiltigen Annahme und so konnte wenigstens die eine der geplanten eidgenössischen Hochschulen ins Leben treten, nachdem der Bundesrath zur Einrichtung und obersten Leitung derselben einen aus fünf Mitgliedern zusammengesetzten „Schweizerischen Schulrath" bestellt hatte. In diese Behörde, deren Präsidium zuerst Kern, dann Kappeler erhielt, trat Escher als Vicepräsident. Als solcher ist er bis zu seinem Lebensende darin geblieben, und wenn das eidgenössische Polytechnikum zu hohem Rufe gelangte, wenn es in mancher Beziehung für andere polytechnische Schulen mustergebend geworden, wie es ja ward, so ist das in nicht geringem Maße der ausdauernden Sorge und Mühewaltung Eschers mitzuverdanken.

Digitized by Google

Von seinem Eintritt in die praktische Politik an hat sich sein Name in der kantonalen wie in der eidgenössischen Geschäftsführung mit allem eng verknüpft, was wirklicher Vorschritt heißen konnte und auf Grund seiner weiter oben gekennzeichneten Principien sich bewerkstelligen ließ. Hienach ist auch sein vollwichtiger Antheil an den Revisionen der Bundesverfassung von 1872 und 1874 zu bemessen, wie nicht weniger sein erfolgloses Widerstreben gegen die kantonale Verfassungsänderung, wodurch in Zürich die repräsentative Demokratie in eine sogenannte unmittelbare mit Volksinitiative und Referendum verwandelt wurde (1867—1868). Und wie in der inneren Politik der Schweiz, so sind auch in der äußeren, soweit von einer solchen die Rede sein kann, die Spuren von Eschers Auffassung, Thätigkeit und Einfluß deutlich sichtbar. In den beiden wichtigsten Fragen der auswärtigen Beziehungen, welche in der Zeit nach 1848 auftauchten, in der Neuenburger und in der Savoyer Frage, hatte er die bedeutsame Rolle des Berichterstatters der vorberathenden Kommissionen des Nationalraths, und eben seine Berichterstattung war es, welche diese Fragen den Lösungen entgegenführte, die sie gefunden haben. Natürlich hat er es damit nicht allen Leuten rechtgemacht. Wann und wo konnte oder kann das ein Mann, welcher auf einer festgezeichneten Verhaltungslinie marschirt? Männer, welche etwas Rechtes zu machen vermögen, können und werden nie darauf abzielen, es allen rechtmachen zu

Digitized by Google

wollen. Ein schönes Zeugniß für den Bürgersinn des „vornehmen" Demokraten Escher gibt es übrigens ab, daß er unter der Last seiner vielartigen und wichtigen staatsmännischen Arbeiten und Verrichtungen noch Stimmung und Zeit fand, mit den Gemeinde-Angelegenheiten seiner Vaterstadt sich zu befassen und, namentlich zu Anfang der sechziger Jahre, ein thätiges Mitglied städtischer Behörden, wie des Großen Stadtraths und der Stadtschulpflege, zu sein.

Ich sprach von einer Last von Arbeit und muß nun leider sagen, daß Escher nicht müde wurde, neue und immer neue Geschäfte sich aufzuladen, bis endlich auch für seine riesig starken Schultern die Bürde zu schwer geworden ist, so sehr zu schwer, daß er darunter wankte und das Gleichgewicht verlor.

3.

Am 2. Oktober 1808 kamen Göthe und Napoléon in Erfurt auf die „Schicksalstragödieen" zu sprechen, und da sagte der Soldatenkaiser zum Dichterkaiser: „Was will man jetzt noch mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal." Wenn er heute wiederkäme, würde er wahrscheinlich sagen: „Die Börse ist das Schicksal." Denn, in Wahrheit, in diesem der modernen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, unentbehrlichen Tempel Mammonis werden die Orakel ertheilt

Digitized by Google

und die Loose gezogen, welche die Völkerschicksale bestimmen. Darum steht auch thatsächlich über allen Dynastieen, sowie über dem unfehlbaren Papst, die bekannte internationale Hohenpriesterfamilie, deren Urim und Thummim der Kurszettel ist, deren Schibboleth lautet: Ubi pecunia, ibi patria. Es ist schade, daß ein Dichter, welcher das Zeug hatte, die Ungöttliche Komödie der modernen Geldweltherrschaft zu schreiben, Sealsfield-Postel, seinen bezüglichen Entwurf nur zu fragmentarischer Gestaltung gebracht hat.[1]) Auch die Schweiz hätte ihm zu mancher Scene des Stückes den Stoff liefern können.

Denn die kleine Schweiz konnte sich natürlich nicht abseits halten von dem ungeheuren Triebwerk der Industrie-Entwicklung und Verkehrsthätigkeit des Jahrhunderts. Hätte sie das gewollt und versucht, so würde sie von diesem Triebwerk hilflos erfasst und zermalmt worden sein. Sie musste also mitthun, das „Schicksal" unserer Zeit wollte es so, und sie wird folglich auch an jenem europäischen Generalgesellschaftskrach participiren müssen, dessen Donnergewölk schon dräuend am Horizont steht, ob zwar Leute, welche nicht über ihre optimistischen Nasenspitzen hinaussehen, behaupten, dasselbe nicht wahrnehmen zu können.

Die Aufgaben, welche die neuzeitliche, „Volkswirthschaft" — so nennt man beschönigend die Geldwirthschaft — stellt und gelöst wissen will, sind so

[1]) „Morton oder die große Tour", 1835.

Digitized by Google

kolossal, daß sie nur der Staat, d. h. die organisirte Gesammtkraft eines Landes, oder aber das korporativ arbeitende Kapital zu lösen vermag. Das Actiengesellschaftswesen hat darum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ganz gewaltige Ausbildung und die mannichfaltigste Anwendung gefunden. Es ist geradezu das Lieblingskind unserer Tage geworden — ein Kind, welches seine Heger und Pfleger, d. h. die Aktionäre, solange es robust, gesund und munter ist und tüchtige „Schollen", d. h. Dividenden, herauslacht, für einen Engel des Himmels ansehen; wann es aber zu kränkeln beginnt, die Schwindsucht kriegt und stirbt, als einen höllischen Balg verschreien.

Solange die Aktien der schweizerischen Nordostbahn und der Gotthardbahn, also von zwei Schöpfungen, für deren Hauptschöpfer unbedingt Escher gelten musste und muß, im erwähnten Schicksalstempel hoch angeschrieben waren und fette Dividenden abwarfen, ja, da war er der „große" Escher. Als aber die Kurse sanken, sanken, sanken und die Dividenden nicht mehr flossen, ja, da war er plötzlich der „kleine" Escher, wo nicht Schlimmeres. Darauf, daß der Mann, statt seine eigenen zahlreichen Aktien bei Zeiten zu veräußern, was er ja leicht hätte thun können, es vorgezogen hatte, dieselben allesammt zu behalten und das Geschick seiner Mitaktionäre zu theilen, wurde natürlich nicht geachtet.

Die Schweiz trat nur zögernd an den Eisenbahnbau heran, als hätte sie eine Ahnung gehabt von den ge-

Digitized by Google

fährlichen Illusionen und schmerzlichen Enttäuschungen, welche ihr derselbe bringen würde. Erst im Sommer 1847 wurde das erste Stückchen schweizerischen Schienenweges eröffnet, von Zürich hinab zur alten Bäderstadt Baden im Aargau. Man hätte auch erwarten sollen, daß die praktischen Schweizer aus den vonseiten anderer Länder in Eisenbahnsachen bereits reichlich gemachten Erfahrungen mehr Nutzen ziehen würden, als sie in der That daraus gezogen haben. Es ist aber mit den Völkern wie mit den Individuen: jedes von diesen und jenen muß an sich selber erfahren, was es sich an anderen nicht zur Lehre und Warnung dienen lassen will. Die Schweiz mußte demnach auch ihr Eisenbahnfieber haben, und sie hatte verschiedene daraus entsprungene, mehr oder weniger heftige Eisenbahnkrankheiten durchzumachen, deren Folgen theilweise noch jetzt schwer genug auf dem Lande liegen.

Kaum hatte sich nach den Erschütterungen, welche die Schweiz in den vierziger Jahren durchzumachen gehabt, die neue Eidgenossenschaft nothdürftig eingerichtet, als sich das Bedürfniß des Eisenbahnbaues gebieterisch geltend machte. Ein Land mit so hoch und so vielseitig entwickelter Industrie mußte Schienenwege haben, wollte es sich vom europäischen Verkehre nicht abgeschnitten sehen. Es handelte sich in der That um eine Lebensfrage, um Sein oder Nichtsein, und daß ein schweizerischer Staatsmann von der Bedeutung und dem Ansehen Eschers zu dieser Angelegenheit so-

Digitized by Google

fort Stellung nehmen musste, ist klar. Man müsste auch sein Andenken geradezu beleidigen wollen, würde man als bloße Möglichkeit statuiren, daß sich Escher in seinem Verhalten zur Eisenbahnfrage durch Motive persönlichen Geldinteresses habe bestimmen lassen. Zwar er wusste, wie alle praktischen Naturen, den Werth des Geldes zu schätzen, aber er war kein Geldmensch, sondern ein Gentleman, in allem und jedem. Dagegen soll nicht verschwiegen werden, daß, wenn Escher auch in dieser Sache, wie allezeit und überall, in erster Linie die Wohlfahrt seines Vaterlandes im Auge hatte, in zweiter die süße Gewohnheit der Machtübung seine Eisenbahnpolitik mitbestimmt haben mag. Seinem Scharfblicke konnte es ja nicht entgehen, daß, wer auf die Eisenbahnpolitik einen entscheidenden Einfluß hätte, auf eine ganze Reihe von Jahren hinaus die Geschicke der Schweiz in Händen hielte. So warf er sich, allerdings keineswegs mit ganzer Neigung, sondern vielmehr etwas widerwillig, aber doch mit seiner ganzen Energie auf dieses Feld.

Zuvörderst tobte der Kampf im Publikum, in der Presse, in Volksversammlungen und in Rathssälen um die Entscheidung der Frage: Staatsbau oder Privatbau? — eine Frage, die heute wohl für principiell entschieden gelten darf. Denn kein wissender und unbefangener Urtheiler wird leugnen wollen, daß es binnen fünfzig Jahren ebensowenig mehr Privateisenbahnen geben werde, als es dermalen noch Privatlandstraßen gibt. Wäre die Schweiz ein Einheitsstaat

Digitized by Google

gewesen, als die erwähnte Frage aufgeworfen wurde, so hätte es vielleicht der Staatsbau über den Privatbau davongetragen. Allein die Schweiz bestand aus 22 oder vielmehr 25 Republiken, und aus jeder derselben, der kleinsten wie der größten, starrte der Kantönlizopf großmächtig gen Himmel. Zwar ist dieses großmächtige Ding mit der volltönenden Festephrasenscheere schon vielhundertmal abgeschnitten worden, aber immer wieder frisch, fromm, frei, fröhlich nachgewachsen. Trotzdem gab es urtheilsfähige Schweizer, an deren Patriotismus ebenfalls kein Zweifel sich heranwagen durfte, welche den Bau eidgenössischer Eisenbahnen, also den Staatsbau durch den Bund, lebhaft befürworteten. Allerdings wären die Hindernisse, welche der Kantönlizopf dem Staatsbau sicherlich bereitet hätte, zweifelsohne sehr groß gewesen, aber die vereinten Kräfte aller guten Eidgenossen hätten dieselben doch wohl zu überwinden vermocht, und die Folgezeit hat bewiesen, daß mit dem Privateisenbahnbau Uebel und Schäden, riesige Schäden und Uebel sich verknüpften, welche der Staatsbau von vornherein ausschließen konnte. Alle die Nachtheile, welche der Staatsbau im Gefolge haben konnte, wären jedenfalls verschwindend klein gewesen, verglichen mit all dem Unheil, welches der durch den Privatbau hervorgerufene Eisenbahnschwindel über die Schweiz gebracht hat.

Dennoch ist zu sagen, daß Escher in guten Treuen gegen den Staatsbau sich entschied. „Ich war" —

Digitized by Google

sagt er in einer vor mir liegenden Aufzeichnung — „im Gebiete des Eisenbahnwesens für den Privatbau und gegen den Bundesbau. Es bestimmte mich hiezu namentlich auch die Befürchtung, daß, wenn das schweizerische Eisenbahnnetz durch die Bundesgewalt festgesetzt werde, die östliche Schweiz als Stiefkind könnte behandelt werden, während sie doch gemäß ihrer Industrie und ihrem Verkehr die größten Ansprüche zu erheben berechtigt sei." Dann fährt er fort: „Der Privatbau siegte. Nun hieß es, dies sei ganz schön auf dem Papiere, in der Wirklichkeit bekomme man aber auf diesem Wege keine Eisenbahn. Die Verfechter des Privatbaues hatten in Folge dessen die Aufgabe, thatsächlich zu beweisen, daß dem nicht so sei. Sie mußten also selbst Hand ans Werk legen. So wurde ich, gegen meine persönliche Neigung, genöthigt, an die Spitze der Direktion der Zürich-Bodenseebahn zu treten und es erwahrte sich an mir das Sprichwort: „„Wer den Finger gibt, dem nimmt man die Hand."" Die bald zur Nordostbahn erweiterte Zürich-Bodenseebahn darf übrigens als eine Quelle reichen Segens für die volkswirthschaftliche Entwicklung des Kantons Zürich und der Ostschweiz überhaupt betrachtet werden."

Das ist unbestritten und unbestreitbar. Aber der Fehler Eschers war, daß, als er 1852 den Finger gab, d. h. die Präsidentschaft der Nordostbahn-Gesellschaft übernahm, er sich nicht fest genug davor wahrte, auch

Digitized by Google

seine Hand nehmen zu lassen, d. h. sich von den Wegen des Staatsmanns ab und auf die des Gründers hinüberführen zu lassen. Oder wenigstens hätte er sich nicht zutrauen und zumuthen sollen, beiderlei Geschäfte zugleich zu betreiben und so eine Arbeitslast auf sich zu nehmen, welcher ein Mann unmöglich auf die Dauer gewachsen sein konnte und welcher auch Escher trotz seiner unermüdlichen Arbeitslust und seines wunderbaren Fleißes in die Länge nicht gewachsen war. So musste er die Dinge nicht selten gehen lassen, wie sie gehen mochten, und die Folge war, daß sie bergab gingen. Herrisches Eingreifen von seiner Seite ab und zu machte die Sachen nicht besser. Aber auch abgesehen hiervon, that die Verquickung von Staatsmännischkeit und Gründerthum nicht gut. Sie war, vom politischen Standpunkt aus angesehen, für die Schweiz jedenfalls kein Glück. Es geschah gewiß in der besten Absicht, wenn Stämpfli und Genossen in Bern die Eidgenössische Bank und Escher und Genossen 1856 in Zürich die Schweizerische Kreditanstalt gründeten, und es ist zweifelsohne wahr, wenn Escher von der letzteren sagt: „Diese Anstalt hat dem Platze Zürich eine finanzielle Bedeutung gegeben, die er vorher entfernt nicht hatte; sie hat auch zur Befruchtung der Industrie und Gewerbethätigkeit in Zürich und in der ganzen Ostschweiz wesentlich beigetragen.“ Wohl und gut. Aber das hätten andere auch zuwege bringen können. An kaufmännischen Talenten, an großen sogar

Digitized by Google

und in jedem Zweige des Geschäftslebens erfahrenen und gewandten, ist bekanntlich in der Schweiz kein Mangel. An staatsmännischen Kapacitäten dagegen ist hier so wenig Ueberschuß wie irgendwo. Escher mußte auch bald erfahren, daß gerade die Gründung der Kreditanstalt seinem politischen Kredit bedenklichen Abbruch gethan. Viele von seinen wahren Freunden hatten gleich anfangs ihre starken Bedenken nicht verhehlt. Seine Parasiten freilich fanden Escher auch als Gründer groß, so lange „alles flott lief". Als aber die Sachen schief gingen, als die Nordostbahn dem Ruin haarscharf nahekam und die Klagen und Flüche der Inhaber der entwertheten Aktien laut wurden, ja da meinte die Herren Parasiten, „es fragte sich denn doch, ob man mit Escher noch verkehren könnte". Dieser hatte zwar das Präsidium der Direktion der Nordostbahn schon 1872 niedergelegt, aber doch den Vorsitz im Verwaltungsrathe beibehalten, was er entschieden hätte vermeiden sollen, da ihm ja gerade damals eine Aufgabe zugefallen war, die alle seine Kräfte vollauf in Anspruch nahm, das Präsidium der aus ihm und den Herren Zingg (Luzern) und Weber (Bern) zusammengesetzten Direktion des Gotthardbahnbaues. Die Präsidentschaft des Verwaltungsrathes der Schweizerischen Kreditanstalt gab er 1877 ab, aus dem berührten Grunde auch um fünf Jahre zu spät. Sein Verhältniß zu diesem Institute, wie zu dem der Nordostbahn, hat ihm nicht nur ein ganzes Bündel der bittersten Vorwürfe, der

Digitized by Google

bösartigsten Verleumdungen, der schmerzlichsten Kränkungen eingetragen, sondern hat ihn auch mit politischen Gesinnungs- und Parteigenossen entzweit und verfeindet, mit welchen er im Interesse seines Vaterlandes hätte eng verbunden bleiben sollen.

Der härteste und zugleich ungerechteste Schlag traf Escher gerade da, wo sein größtes Verdienst lag, traf ihn dann, als ihm der frühere Lob- und Preisruf „Escher vom Gotthard!“ zum Hohnschrei verwandelt zugeschleudert wurde. Ein Riesenwerk, wie der Bau der Gotthardbahn wohl genannt werden darf, ist selbstverständlich nicht für die That eines einzelnen Mannes auszugeben. Escher hat bei der Planung und Ausführung desselben viele begabte Helfer und eifrige Mitarbeiter gehabt. Aber daß er die Seele des ganzen Unternehmens war, daß vorzugsweise sein Wagemuth, sein finanzpolitisches Wissen, sein parlamentarischer Einfluß, seine diplomatische Geschicklichkeit, seine unermüdliche Beharrlichkeit es zu Stande gebracht haben, — daß er es gewesen, der, als das große Werk, halb vollendet, zusammenzubrechen drohte, fest in der Bresche stand, umtobt von Spott und Lästerung die ganzen Tage und die halben Nächte hindurch arbeitete, mit unsäglicher Geduld die zerrissenen Fäden wieder aufnahm und zusammenknüpfte, überallhin aufklärend, beruhigend, ermuthigend eingriff, also und dadurch das im ersten Schrecken für unmöglich Gehaltene möglich machte, d. h. die Rekonstruktion der Gotthardbahngesellschaft und da-

Digitized by Google

mit die Vollendung der Centralalpenüberschienung sicherte, — daß vor allem von ihm das Dichterwort:

„Nur endlose Arbeit vermochte zu schlagen
Die Brücke zum Ziel durch die Brandung der Zeit —"

welches der Geschichtschreiber der Gotthardbahnunternehmung seinem Buche mit Fug vorgesetzt hat [1]), zu sagen und zu singen ist, das steht geschichtlich fest und an dem Gotthardgranitblock dieser Thatsache mussten die Schmutzwellen des Neides, der Verkleinerungssucht und der Klatschwuth ohnmächtig zerschellen.

Ich habe es sehr zu bedauern, daß mir hier der Raum fehlt, das so eben Ausgesprochene mittelst einer aktenmäßigen Beleuchtung alles dessen, was Escher für die Gotthardbahn gethan, näher zu begründen. Es wäre hiebei auch verschiedener interessanter Episoden zu gedenken, wie z. B. einer Begegnung Eschers mit Bismarck in Baden-Baden, wo er in Gemeinschaft mit Direktor Stoll aus Zürich und Bürgermeister Stehlin aus Basel im Spätsommer 1865 Namens der „Gotthardsvereinigung" die erste Anknüpfung zu Verhandlungen mit Deutschland machte. Aber ich darf nicht einmal der Lockung nachgeben, hier mitzutheilen, was mir in Eschers handschriftlichen Aufzeichnungen über die Gotthardsunternehmung vorliegt, eine Geschichte des

[1]) Dr. M. Wanner: Geschichte der Begründung des Gotthardunternehmens. Bern, 1880. Damit ist zusammenzuhalten: H. A. Berlepsch, die Gotthardbahn. Beschreibendes und Geschichtliches. Gotha, 1881.

Digitized by Google

großen Werkes in konciſeſter Faſſung, die Ergebniſſe vieljähriger Denkarbeit, Verhandlungen, Sorgen und Mühen aller Art auf wenige Oktavſeiten zuſammengedrängt, ein wahres Stilmuſter ſachgemäßer Beſtimmtheit und durchſichtiger Klarheit. Ein Muſter parlamentariſcher Debattirkunſt war ihrerſeits die Rede, womit Eſcher in der Sitzung des Nationalraths vom 2. Auguſt 1878 eine zweite Subvention der Gotthardbahn von Bundeswegen befürwortete und die er mit dem halb zuverſichtlichen, halb wehmüthigen Satze ſchloß: „Ich hoffe, daß die Bewilligung der Bundesſubvention für die Eidgenoſſenſchaft ein ſegensreicher Tag werde, und daß mit der Zeit über diejenigen, welche der Löſung einer ſo patriotiſchen Aufgabe, wie der Bau der Gotthardbahn genannt werden muß, ſich gewidmet haben, ein günſtigeres und gerechteres Urtheil gefällt werde, als dies jetzt der Fall iſt.“ Wir werden ſehen, daß dieſe Hoffnung für den Sprecher noch bei ſeinen Lebzeiten ſchön ſich erfüllte.

4.

Auf der Höhe ſeines Daſeins, bevor Krankheit und Kummer ihn gebeugt, war Eſcher eine imponirende Erſcheinung. Wohlgebaut, breit von Bruſt und Schultern, ſtand er an ſechs Fuß hoch in ſeinen Schuhen. Der rundliche Kopf mit der ſchöngewölbten Stirn, den blauen Augen, der blühenden Geſichtsfarbe, dem

Digitized by Google

dunkelblonden Haar und Bart vollendete das Ebenmaß der hohen Gestalt. Etwas sehr Gewinnendes hatte der Mund und die sonore Stimme hielt, was die feingeschnittenen Lippen versprachen. In Haltung und Benehmen ließ er den allseitig gebildeten Weltmann sehen, aber er zeigte ihn nicht, und wie er in seinem Anzug auf schlichte Wohlanständigkeit hielt, so traf er im Verkehr mit den Menschen ungesucht den Ton republikanischer Einfachheit. Alles Gespreizte, Aufgespannte, Komödiantische und Reklamenhafte lag ihm fern und war ihm zuwider. Sein Haushalt ist auf stattlichem Fuß eingerichtet gewesen, wie es ihm ja seine Mittel gestatteten. Aber von prunkendem Luxus, von herausfordernder Großthuerei keine Spur. Wer ins Belvoir kam, fühlte, daß er sich nicht im Hause eines Parvenu befinde, und ebenso, daß hier ein Herr gebiete, welcher streng auf Ordnung halte. Gern sah Escher Gäste bei sich und er war ein liebenswürdiger Wirth. In jüngeren Jahren hatte er auch am öffentlichen Gesellschaftstreiben theilgenommen. Später, hauptsächlich aus Gesundheitsrücksichten, nicht mehr. Man hat ihm das nicht wenig verübelt. Denn in der Schweiz ist das Kneipleben so sehr im Schwange, wie nur in irgendeinem deutschen Lande, und wer es nicht mitmachen mag oder kann, kommt leicht in den Verdacht des Stolzes und der Ueberhebung.

Die Gesammtheit der Fähigkeiten Eschers hatte zum auszeichnenden Merkmal ein schönes Gleichmaß

Digitized by Google

von Wissen und Können. Ihm fehlten keineswegs Sinn und Theilnahme für die Welt der Ideale, aber er besaß auch Augen, welche die Dinge und die Menschen zu sehen vermochten, wie sie sind. Darum stellte er keine Forderungen, welche die Wirklichkeit nicht erfüllen konnte, sondern begnügte sich, den berechtigten Ansprüchen der Idee in der Staatspraxis zur möglichen Erfüllung zu verhelfen. Er liebte es nicht, mit Phrasen zu spielen, und war als Parlamentarier mehr Debatter als Redner. Auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberredung ging er aus. Ihn reizte es mehr, seinem Lande mit nützlichen Werken als mit großen Worten zu dienen. Er kannte den Charakter seiner Landsleute genau und scharf wusste er die materiellen und moralischen Kräfte der Schweiz zu bemessen. Deßhalb stand ihm unerschütterlich fest, daß nicht Gefühls-, sondern Verstandespolitik in höchster Instanz die Eidgenossenschaft leiten müsste.

Als Mensch ist Escher innerlich viel weicher gewesen, als er sich äußerlich zu geben liebte. Er trug seine Empfindungen nicht auf den Markt, um damit staatzumachen. Aber ich weiß aus bester Quelle, daß ihn eigenes Leid, wie das Mitgefühl für das anderer leicht zu Thränen rührte. Fein und lebhaft war seine Empfänglichkeit für das Naturschöne, weniger entwickelt sein Sinn für das Kunstschöne. Unlang vor seinem Hingange führte er mich an einem schönen Herbstvormittag in seinem Park umher, mir neue Anlagen

Digitized by Google

und Pflanzungen zeigend. Die Morgennebel hatten sich emporgerollt und waren im sonnigen Aether verflattert. Saphirblau glänzte der See aus seiner grünen Uferschale herauf und hoch darüber herein leuchteten die weißen Alpenzinnen. Wir sahen lange schweigend in alle die Pracht hinein. Dann sagte Escher tiefaufathmend: „Daß man auch davon scheiden muß!"

Die heftigen Angriffe, die er in seinen letzten Jahren erfahren musste, namentlich die Schmähungen, die in der Gotthardbahn-Krisis über ihn ergingen, haben ihm sehr wehegethan. Er hatte ja dagegen keine anderen Waffen als die, welche der anständige Mann gegen Verkennung und Verleumdung vonseiten des Pöbels und der Pöbelgenossen überhaupt zu verwenden hat: Geduld und Verachtung. Aber es soll hier laut bezeugt werden, daß Escher weder in Tagen des Glückes noch in solchen des Unglücks zur Volksschmeichelei sich herabwürdigte. In dieser Beziehung war in Wahrheit etwas Perikleisches in ihm. Man darf daher auf ihn anwenden, was Thukydides von dem großen Athener gesagt hat: „Mächtig durch Wissen und Charakter, ganz unzweifelhaft der Bestechlichkeit unzugänglich, wurde er nicht vom Volke geleitet, sondern leitete dasselbe, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend."

Den ewigen Wechsel vom Kommen und Gehen, vom Gewinnen und Verlieren, genannt Menschenleben, hat Escher auch auszukosten gehabt. Die, welche ihn

Digitized by Google

näher gekannt haben in seinen rein menschlichen Beziehungen, sind des Lobes seines Verhaltens voll. Er war ein liebevoller Sohn, ein guter Bruder, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater. Er war der Freund seiner Freunde und der Feind seiner Feinde, wie das jeder rechte Mann ist und sein soll. Denn, obzwar ein Christ aus Ueberzeugung und der Nothwendigkeit der christlichen Moral für die Gesellschaft, wie von der Unentbehrlichkeit religiöser Einrichtungen für den Staat durchdrungen, suchte Escher das Christenthum doch nicht etwa in der Mollusknhaftigkeit, hielt auch die Pietisterei durchaus nicht für „vornehm" und vertrat sein Leben lang standhaft die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre. Daß er, wie die Unkenntniß von ihm fabelte, ein „bloßer Verstandesmensch" gewesen, wird schon durch seine Heirat widerlegt, welche eine reine Neigungsheirat war. Seine Erwählte, Auguste Uebel, die anmuthige Tochter hochachtbarer Eltern, besaß alle Eigenschaften, einen Mann zu beglücken, aber freilich nicht die, eine Stadt-Zürcherin zu sein; denn sie war eine Deutsche und stammte aus Dessau. Escher, der eine innige Neigung für sie gefaßt und die ihrige gewonnen hatte, vermählte sich mit ihr im April 1857, des Kopfschüttelns von Vettern- und Basenschaft nicht achtend. Sein Eheglück währte aber leider nicht lange; nachdem ihm Auguste zwei Töchter geboren, von denen nur eine am Leben blieb, starb sie, erst fünfundzwanzigjährig, im Jahre 1864. Der Witwer anvertraute

Digitized by Google

sein Töchterlein seiner Schwiegermutter, einer ausgezeichneten Frau, hatte aber das Unglück, auch sie schon drei Jahre später durch den Tod zu verlieren. Der Vater war ihm 1853 gestorben, ein schwerer Schlag für den Sohn, welcher sehr an dem alten Herrn gehangen, und 1868 sank ihm auch die greise Mutter ins Grab.

Alle diese schmerzlichen Erfahrungen, verbunden mit dem Druck einer allfort sich häufenden Arbeitslast und mit den unabläßigen Aufregungen heftiger Parteikämpfe, erschütterten die Gesundheit Eschers, welche bis zu jener typhösen Erkrankung im Jahre 1855 eine felsenfeste gewesen war. Das bedrohlichste Symptom war zunächst eine rasche Abnahme der Sehkraft, welche in den letzten Lebensjahren des Mannes eine völlige Erblindung befürchten ließ — ein Zustand harter Pein für einen, der ein Arbeiter heißen durfte wie nur irgendeiner. Seit 1877 sodann wurde Escher von Athmungsbeschwerden heimgesucht. Wiederholte Kuren in Ems brachten zwar vorübergehende Linderung, aber nun gesellte sich zum Asthma noch ein schweres Nierenleiden. Den Winter von 1881 — 1882 in Nizza verbringend, mußte er sich dort einer Karbunkel-Operation auf Leben oder Tod unterziehen. Der Frühling indessen, der Sommer und Herbst ließen sich für den Heimgekehrten wieder besser an; aber es war nur noch ein Abendsonnenschein in seinem Dasein. Doch brachte derselbe Gutes, Tröstliches, Versöhnendes. Escher hatte

Digitized by Google

die Freude, sein einziges Kind, seine Tochter Lydia, mit dem Manne ihrer Wahl, einem Sohne des mit Recht hochangesehenen Bundesraths Welti, zu verloben, und erlebte noch die Genugthuung, daß man ihn wieder im Ernst und in Ehren den „Escher vom Gotthard" nannte. Als das große Unternehmen, von dessen Leitung er 1878 zurückgetreten, vollendet war und die festliche Eröffnung der Gotthardbahn bevorstand, da machte sich denn doch allenthalben ein Gefühl der Gerechtigkeit inbetreff Eschers spürbar. Der Bundespräsident Bavier richtete am 2. Mai 1882 im Namen des Bundesraths ein Einladungsschreiben an Escher, worin es hieß: „Der hervorragende Antheil, den Sie am Zustandekommen des großen Werkes gehabt, wird zu allen Zeiten unvergessen bleiben, und es muß Ihnen zur Genugthuung gereichen, das, was Sie mit so vieler Hingebung und Thatkraft ins Werk gesetzt haben, in seiner Vollendung zu erblicken." Der Eingeladene durfte sich den Aufregungen der Einweihungsfahrt nicht aussetzen und blieb dem Festjubel fern, zu welchem die Vertreter der Schweiz, Deutschlands und Italiens sich zusammengeschart. Aber es wurde seiner in den Festreden nicht vergessen. Von der Banketttafel in Mailand weg sandten ihm die dortigen Schweizer den Drahtgruß: „Die zur Feier des großen Ereignisses der Eröffnung des Gotthard mit den eidgenössischen Festvertretern versammelte Schweizer-Colonie gedenkt Ihrer unter begeistertem Zuruf und tiefgefühltem Dank für

Digitized by Google

Ihr thatkräftiges aufopferndes Wirken am großen Werke, mit welchem Ihr Name auf ewig verbunden bleibt." Der „Verein für Eisenbahnkunde" in Berlin übersandte das höchst selten von ihm verliehene Diplom der Ehrenmitgliedschaft an Escher mit einem Begleitschreiben, worin der wärmste Dank gezollt wurde „dem Manne, dessen schöpferischer Thatkraft, dessen aufopfernder und voller Hingabe, dessen rastloser Energie das Gotthard-Unternehmen die Großartigkeit seiner Anlage, die schnelle Förderung und glückliche Vollendung seiner Ausführung weitaus in erster Reihe verdankt."

Dann kam das Ende. Noch den ganzen Oktober und November hindurch fühlte sich Escher, bei eisern streng geregelter und enthaltsamer Lebensweise, verhältnißmäßig wohl. Aber zu Anfang Decembers, als er sich gerade anschickte, zur Bundesversammlung nach Bern zu reisen, machte sich eine abermalige Karbunkelbildung bemerkbar und der rasch und schwer Erkrankte sank auf das Lager, welches sein Sterbebett werden sollte. Eine Operation wurde nicht mehr versucht, weil von den Aerzten als zwecklos erkannt. Schon Sonntag den 3. December war der Zustand des Leidenden ein hoffnungsloser. Am Mittwoch den 6. früh Morgens, ist er in den Armen seiner Tochter gestorben. Samstag den 9. December wurde er zu Grabe gebracht. Das Geleite, welches seinem Sarge vom Belvoir zur Fraumünsterkirche in der Stadt und von da zum alten

Digitized by Google

Friedhof in Enge folgte, war ein großartiges. Im Fraumünster hielt der greise Jugendlehrer Eschers, Professor Schweizer, tiefbewegt die Rede zur „Abdankung" und ehrten die Verdienste des Todten der Nationalrathspräsident Deucher im Namen der Bundesversammlung und der Stadtpräsident Römer im Namen Zürichs.

Die Schweiz hat in Alfred Escher einen ihr von ganzem Herzen ergebenen Sohn, die Eidgenossenschaft einen großen Bürger, der Liberalismus einen seiner aufgeklärtesten und thatkräftigsten Vorkämpfer verloren. Aber sein Name wird dauern. Er hat denselben mit starken Zügen auf die Blätter der Geschichte seines Landes geschrieben, und wenn Reisende von Kenntniß und Pietät, Schweizer oder Fremde, die wundersame Gotthardbahn hinauf und durch den riesigen Tunnel zum schönen Italien hinüber eilen, dann mögen sie wohl des Mannes gedenken, welcher der Hauptmeister des grandiosen Werkes gewesen, und dankbar sprechen:

Stat ingenii laborisque monumentum.

Digitized by Google

Der „Herr Thaddäus“ des Mickiewicz.

(März 1883.)

I.

Vor vierzig Jahren — eheu fugaces, Postume, labuntur anni! — versuchte ich es, meine Landsleute mit der herrlichen Dichtung des größten polnischen Dichters bekannt zu machen oder wenigstens ihre Aufmerksamkeit auf eine literarische Schöpfung hinzulenken, welche fraglos als die bedeutendste bezeichnet werden darf, die bislang aus der slavischen Welt hervorgetreten ist. Jetzt wiederhole ich diesen Versuch, und zwar auf Grund des Vorhandenseins einer Verdeutschung vom »Pan Tadeusz«, welche dem Urtheile meiner polnischen Freunde zufolge als eine des Originals würdige gerühmt werden muß. [1])

Ich weiß recht wohl, Polen und Polnisches sind dermalen in Deutschland nichts weniger als populär.

[1]) Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Lithauen von Adam Mickiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1882. Eine erste Uebertragung des Werkes, von Spazier, erschien 1836, eine zweite, von Weiß, 1881.

Digitized by Google

Abgesehen von anderem, ist ja die tiefe Verstimmung, welche die im „großen“ Jahr uns so lärmend gezeigte Feindseligkeit der Polen hervorgerufen, noch lange nicht verwunden. Gerade diese Polakerei — im schlimmsten Sinne des Wortes gemeint — hatte aber auch das Gute, daß sie ganz beträchtlich mithalf, alle Deutschen von Verstand und Ehre der dummen Weltbürgerei mälig zu entwöhnen. Ich würde den Tag segnen, an welchem, falls ich ihn noch erlebte, die Thatsache konstatirt werden könnte, daß meine Landsleute aus dem kosmopolitischen Traum- und Nebelheim völlig herausgetreten seien. Es war ja begreiflich, daß unsere Klassiker den Lockruf dahin anstimmten, als es kein Deutschland gab, sondern nur ein trauriges Wirrsal von ganzgroßen, mittelgroßen, mittelkleinen und ganzkleinen Krähwinkeln. Nicht minder begreiflich auch, daß noch in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts die Poeten und Publicisten vom sogenannten „Jungen Deutschland“ im weltbürgerlichen Nebel weiterduselten. Die tanzten ja, wie Börne und Heine geigten, und diese Beiden mussten, auch abgesehen davon, daß es einen deutschen Staat noch nicht gab, schon von rassewegen den deutschnationalen Standpunkt verneinen, wie geschickt, ja sogar wie redlich sie mitunter sich bemühten, für gute Deutsche nicht nur zu gelten, sondern auch solche zu sein.

Es ist schlimm für einen Unglücklichen, wenn sein Unglück seine lieben Mitmenschen zu langweilen beginnt. Das mussten auch die Polen bitterlich erfahren. Unter

Digitized by Google

den Deutſchen wurde es förmlich Mode, über das langweilige polniſche Unglück die Achſeln zu zucken, beſonders ſeit Spottdroſſel Heine die diaboliſch-geniale Romanze vom Krapulinski und Waſchlappski gepfiffen hatte. Ein für allemal ſtand feſt, daß Polen ſeinen Untergang ſich ſelbſt, nur ſich ſelber zuzuſchreiben hätte. Und wahr iſt ja, Polen war getheilt, bevor die Kabinette von Petersburg, Berlin und Wien an eine Theilung des Landes dachten, getheilt in wüthende Faktionen, von denen eine die andere an Selbſtſucht und Verrätherei zu überbieten trachtete und welche alle mitſammen jenen ſcheuſäligen Weichſelzopf zuwegebrachten, genannt polniſche Anarchie — eins der allerärgſten politiſchen Mißgebilde, welche jemals menſchlichen Augen wehthaten. Als endlich die beſten Söhne des Landes den Verſuch machten, mittels der Verfaſſung vom 3. Mai 1791 daſſelbe zu retten, war es zu ſpät. Die an Rußland verkauften Magnaten und Schlachtſchitzen, welche die Konföderation von Targowicza gebildet hatten, mitſammt dem Schürzenſtipendiaten Katharinas der Zweiten, dem König Stanislaus Poniatowski, einem der jämmerlichſten Jämmerlinge, welche irgendwann einen Thron verſchändet haben — ſie waren es, welche »finem Poloniae« herbeiführten. Polen iſt alſo an Polen zu Grunde gegangen. Denn die Theilungsmächte zogen nur die Schlußfolgerungen aus den Prämiſſen, welche die Polen ſelber aufgeſtellt hatten. Nun aber, nachdem das große, in lüderlichſter Verblendung

Digitized by Google

ſelbſtverſchuldete Unglück geſchehen war, wurde der Vers von Mickiewicz:

„Vaterland, deinen Werth nur erkennt, wer dich verloren“ —

für die Polen zu einer ſchmerzlichen Wahrheit. Zu einer ſchmerzlichen, aber auch zu einer läuternden und erhebenden. Denn es iſt ja laut und rühmend zu ſagen: Das polniſche Vaterlandsgefühl hat ſeither alle Proben beſtanden, alle! Es iſt jetzt bald ein Jahrhundert verfloſſen, ſeit der polniſche *Staat* von der Karte Europas weggewiſcht worden; aber die polniſche *Nation* exiſtirt trotzdem und ließ und läſſt hinſichtlich ihrer Exiſtenz die Welt keinen Augenblick im Zweifel. Weder Liſt noch Gewalt, weder Beſchmeichelung noch Bedrückung, weder Ueberredung noch Grauſamkeit haben die Polen zu Verräthern an ihrer Nationalität zu machen vermocht. Wie groß und ſtolz ſtehen ſie da, verglichen mit den Elſäſſern, d. h. mit den bekannten „oberen Zehntauſend“ im Elſaß, welche ſo zappelnd eifrig daran arbeiteten, ſich zu entdeutſchen, und deren höchſter Ehrgeiz darauf abzielte, als Franzoſen zweiter Klaſſe ſich aufſpielen und ein dubioſes Franzöſiſch welſchen zu dürfen, ganz unbekümmert darum, daß gerade die beſten Elſäſſer, wie Oberlin, Pfeffel, Stöber, Mühl, Spach, Baum und andere, das Deutſchthum pietätvoll pflegten, und daß das elſäſſiſche Volk der Verwelſchung entſchieden widerſtrebte. Sogar der römiſchen Kleriſei zum Trotz widerſtrebte, welche bekanntlich den Abfall von der deutſchen Nationalität mit allen Mitteln zu fördern trachtete.

Digitized by Google

Hat doch ſo ein verwelſchter Bonze noch unlängſt [1]) ſich erfrecht, im elſäſſiſchen Landesausſchuß das Glockenlied Schillers, eine der edelſten, ſittlichſten Hervorbringungen der Weltliteratur, als „unſittlich“ zu ſchmähen. Gegenüber ſolchem Gebaren der elſäſſiſchen Kleriſei erſcheint das Verhalten der polniſchen wahrhaft ehrfurchtgebietend. Der polniſche Prieſter iſt gewiß ſo gutkatholiſch wie irgend ein anderer; aber für ihn gibt es etwas, was über Rom ſteht, und das iſt Polen. Der Kirche gehört ſein Glaube, aber dem Vaterlande — »Ojczyzna« — gehören ſeine Liebe und ſeine Hoffnung. Auch kommt der polniſchen Geiſtlichkeit zu gute, daß ein feſter, ja ſogar ein fanatiſcher Katholicismus in Polen ſeine Berechtigung hatte und hat, eine große Berechtigung. Denn derſelbe iſt ja fraglos für das Polenthum ein unerſchöpflich kräftiges Mittel geworden, die ruſſiſche Vergewaltigung unwirkſam, die Abſorbirung durch die Moſkowiterei unmöglich zu machen. Wenn irgendwer, hat die polniſche Kirche das Recht, den »Dombrowskiego« zu ſingen: — „Noch iſt Polen nicht verloren!“

Mit der polniſchen Katholicität wetteifert im Patriotismus energiſch die polniſche Literatur in ihrer geſammten neuzeitlichen Entwickelung und Thätigkeit. Von Niemcewicz bis Kraſzewski, von Malczeski bis Pol ſpannt ſich eine Kette von begabten, zum Theil hochbegabten Dichtern und Schriftſtellern herab, deren Werke ganz und gar von dem Gedanken des Vater-

[1]) Februar 1885.

Digitized by Google

landes erfüllt ſind. Daraus ſchöpfte dieſe Literatur jene Geſundheit und Friſche, welche eines ihrer hervortretenden Merkmale abgibt. Dieſes Merkmal unterſcheidet ſie höchſt vortheilhaft von der gleichzeitigen ruſſiſchen Literatur, welche durchweg einen widerlichen Fäulnißgeruch ausdünſtet. Nicht ausgenommen die modiſch gewordene Novelliſtik Turgénjews, deren äſthetiſcher Werth bedenklich überſchätzt worden iſt, während ihr kulturgeſchichtlicher Gehalt zwar ein ſehr trauriger, aber immerhin belehrender bleibt.

Seine vollendetſte dichteriſche Ausprägung fand der polniſche Vaterlandsgedanke in den Schöpfungen von Adam Mickiewicz, welcher am 24. December 1798 in Zaoſie in Lithauen geboren wurde, am 26. November 1855 in Konſtantinopel geſtorben und auf dem Friedhof von Montmorency bei Paris beſtattet iſt. Die ſlaviſche Raſſe hat ihm einen Ebenbürtigen bislang nicht zur Seite zu ſtellen vermocht. Will man das recht deutlich erkennen, ſo braucht man mit dem Hauptwerk des Mickiewicz, dem „Pan Tadeusz“, nur das Hauptwerk des Ruſſen Puſchkin, den „Eugen Onägin“, zuſammenzuhalten. Die Form iſt beiden Dichtungen gemeinſam: es ſind Romane in Verſen. Aber trotzdem welch' ein Unterſchied zwiſchen beiden! Ein Unterſchied wie zwiſchen Begeiſterung und Blaſirtheit, wie zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, wie zwiſchen Geſundheitsfülle und ausſichtsloſer Siechheit. Auch erlahmte ja die geſtaltende Hand des ruſſiſchen Dichters,

Digitized by Google

so daß er seinem Werke keinen befriedigenden Abschluß zu geben vermochte. Der polnische dagegen wußte seinen Stoff zu einem festumrissenen Kunstwerk zu bilden, welches durch die großartige Plastik seines Gusses imponirt und durch die Anmuth seiner Ciselirung das Wohlgefallen erregt und festhält.

Das Auftreten von Mickiewicz — die zwei ersten Bände seiner Dichtungen, enthaltend Balladen, die poetische Erzählung „Grazyna“ und die beiden ersten Theile vom „Todtenfest“ oder der „Ahnenfeier“ (Dziady), erschienen 1822 — 23 in Wilna — signalisirte eine formale und eine substanzielle Reform der polnischen Poesie. Die formale war von geringer, die substanzielle von großer Bedeutung. Denn das in Polen von altersher giltige prosodische Princip der Silbenzählung im Versbau wurde beibehalten, obzwar jetzt so modificirt, daß neben der Silbenzahl auch die Betonung und die Cäsur das Metrum bestimmten. An der Thatsache, daß es im Polnischen nur eine sehr beschränkte Anzahl von männlichen Reimen gibt, vermochte natürlich Mickiewicz nichts zu ändern. Ließe sich doch kaum ein ganz kleines polnisches Gedicht mit ausschließlich einsilbigen Reimen schreiben. Der vorherrschende Vers war der Alexandriner, dessen drückendes Gesetz aber Mickiewicz vielfach durchbrochen hat, insbesondere in seinen Liedern, sowie in seinen balladen- und romanzenhaften Gedichten. Seine reformatorische Großthat war, daß er die Literatur seines Landes von der Zwing-

Digitized by Google

herrſchaft der franzöſiſchen Pſeudoklaſſik befreite. Er wurde dadurch für Polen das, was Oehlenſchläger für Dänemark, Tegnér für Schweden, van Lennep für Holland geworden. Aber ſeine Stellung hat das Eigenthümliche, daß er Klaſſiker und Romantiker zugleich: jenes im Sinne der deutſchen Klaſſik Leſſings, Göthes und Schillers, dieſes im Sinne Scotts, Moores und Byrons. Die Genannten, wozu noch Bürger und Shakeſpeare kamen — durch die Werke des letzteren hat er ſich, wie er ſagte, „mit dem Wörterbuch in der Hand gepreſſt wie der Reiche durchs Nadelöhr“ — waren ſeine Lehrmeiſter und Vorbilder. Er hat von ihnen gelernt, aber er hat ſie nicht nachgeahmt. Er war und blieb Originalpoet, hauptſächlich darum, weil er, klaſſiſche und romantiſche Elemente in ſeinen Dichtungen mitſammen verſchmelzend, vom Scheitel bis zur Sohle ein Pole, ein polniſcher Patriot war und blieb. An ihm kann man ſo recht ſehen, was für einen ſtarken Halt ein Dichter an einem raſſehaften Volksbewuſſtſein hat. Dieſes iſt die Seele von allem ſeinem Dichten. Nicht als ob er ſich nicht jener freieſten Subjektivität überlaſſen hätte, ohne welche ja ein Originalpoet gar nicht denkbar iſt. Aber er verſtand es, das eigene Ich und Selbſt mit dem Ich und Selbſt ſeines Volkes unlöſlich zu verbinden, und darum verſtand er es auch, die Idee mit der Wirklichkeit zu verſöhnen und alle Empfänglichen ſeines Landes, indem er ſie für das Große der Vergangenheit begeiſterte,

Digitized by Google

zum Verständniß der Gegenwart zu führen und zum Gefühl ihrer Pflichten in derselben zu bringen. „Die Dichter — hat er einmal gesagt — sollen ihren Menschenbrüdern vorangehen und den Völkern die Wege weisen.“

Als lyrischer Epiker — falls dieser Ausdruck gestattet ist — gewann, meines Erachtens, Mickiewicz den höchsten Preis mittels seiner Balladen „Romantik“ und „Frau Twardowska“ (köstlich humoristisch) und mittels seiner Romanzen „Alpuhara“ und „der Renegat“. Als Lyriker entfaltete er seine Vollkraft in seinen „Sonetten aus der Krim“, gedichtet in seinem ersten Exil und in der Trauer um verlorene Liebe. Das nach meinem Gefühl schönste dieser bilder- und gedankenreichen Gedichte „Meeresstille“, lautet in freier Verdeutschung:

„Mit dem Band des Wimpels spielt kaum der Wind, die Welle hebt
Sich im Widerschein des Lichts, wie des Mädchens Busen bebt,
Das vom Liebesglücke träumt und erwacht und seufzt und wieder
Sinkt in Schlummer nieder.

Segel am entblößten Mast schlafen, Banner nach der Schlacht;
Wie an Ketten festgeknüpft wieget sich das Schiff nur sacht,
Die Matrosen athmen auf und die Fremden in der Runde
Freuen sich der Stunde.

Meer, es wohnt auch der Polyp in der Tiefe deiner Flut.
Im Gewimmel deines Volks schläft verborgen er und ruht,
Wann der Himmel wolkig stürmt; aber kehrt die Ruhe wieder,
Reckt er lange Glieder.

Seele, die Erinnerung wohnt, ein Geist, auf deinem Grund.
In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund;
Aber wann dir Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Fassen es die Klauen.“

Digitized by Google

Die lyriſch-epiſch-dramatiſche Dichtung „Das Todtenfeſt“ iſt eine von jenen, in welchen das große Warum? des Welt-, Menſchen- und Völkerdaſeins aufgeworfen, aber ſelbſtverſtändlich nicht befriedigend beantwortet wird, weil eine ſolche Antwort unmöglich. Die „Dziady“ gehören alſo zur Familie jener Dichterwerke, welche ich, in Ermangelung eines zutreffenderen Ausdrucks, metaphyſiſche nennen möchte: — die Bhagavadgita der Inder, das Buch vom Hiob, den Prometheus des Aeſchylos, den Parzival Wolframs von Eſchenbach, die Göttliche Komödie des Dante, den Magico prodigioſo von Calderon, den Lucifer Vondels, das Verlorene Paradies Miltons, den Fauſt von Göthe, den Kain von Byron, — eine hochedle Familie, wie man ſieht, eine Familie, in deren Adern viel vom beſten Blut der Menſchheit rollt. Mehr an den Stoff gebunden als in dieſem phantaſtiſchen Gedicht, welches ſeiner Natur nach häufig ins Myſtiſche hinaufgreifen muß, erſcheint Mickiewicz in ſeinem „Konrad Wallenrod“ (1829), worin die nationale Idee, welche in den Dziady ſich in myſtiſche Wolken hüllt, im Prachtgewande epiſcher Malerei zur anſchaulich-poetiſchen Erſcheinung kommt, ſo draſtiſch, daß es begreiflich, wenn die Polen dieſen glühenden Geſängen — die Fabel iſt den wilden Kämpfen der Lithauer mit dem Deutſchherrnorden entnommen — den Rang eines Nationalepos zugeſtehen. Außerhalb Polens wird man jedoch kaum anſtehen, dieſen Rang lieber dem von Mickiewicz 1834

Digitized by Google

in Paris vollendeten „Pan Tadeusz“ einzuräumen. Denn in diesem Werke offenbart sich der Genius des Dichters in seiner Vollreife und ist das Polenthum allseitig zur künstlerischen Anschauung gebracht.

2.

Man kann darüber streiten, ob dem Roman und der Novelle in Versen die Berechtigung zustehe, den höheren Gattungen der Poesie beigezählt zu werden. Aber der Roman muß nun einmal in der modernen Gesellschaft das eigentliche Epos ersetzen und die metrische Novellistik hat sich, seitdem sie nach dem Vorgang von Scott, Moore und Byron auch in Deutschland so begabte Pfleger wie Paul Heyse und Annette von Droste gefunden, die Gunst der Lesewelt in nicht geringem Grade gewonnen. Was ist auch, genau angesehen, Göthes „Hermann und Dorothea“ anderes als ein Roman in Hexametern. Will man nicht um Worte streiten, so darf man sogar die homerische Odyssee einen solchen nennen, von Firdusis „Königsbuch“, einem richtigen Roman-Cyklus in gebundener Rede, gar nicht zu sprechen.

Der in Versen geschriebene Roman „Herr Thaddäus“ ist eine Abspiegelung des polnischen Lebens, wie es in Gefühlsweise und Denkart, in Sitten und Bräuchen, in Vorzügen und Mängeln, in Wollungen und Strebungen zur napoleonischen Zeit gewesen. Aber

Digitized by Google

das ist keine bloß mechanische Abspiegelung, mit der Photographie-Kopirmaschine gemacht, was man jetzt „Realismus“ zu nennen beliebt und mit Trompeten und Pauken zu lobpreisen pflegt. Sondern es ist ein Fangen und Fassen der Wirklichkeit im Spiegel der Poesie, ein Hinstellen der polnischen Welt, wie sie im Dichterauge sich spiegelte, eine Durchwirkung des Thatsächlichen mit den Goldfäden der Idealität. Denn Mickiewicz trug in seiner Seele jenes in allen Farben des Prisma schimmernde undefinirbare Etwas, welches den Dichter macht. Gerade wie die Melodie, zuerst und zuletzt die Melodie den Musiker macht, die Herren Templeisen vom Montsalvatsch „Wahnfried“ mögen darüber wimmern oder wüthen, wie sie wollen. Der schlichte, bescheidene, anspruchslose Mozart hatte zur Zeit, wo Größewahn und Selbstvergötzung in den Augen der Menschen noch nicht für Genie galten, in jedem seiner fünf Finger mehr Musik, als in seinem ganzen Leibe, das gesammte Inventar seines sardanapalischen Apparattrödels inbegriffen, der „Meister“ hatte, um dessen Sarg her der gemachte Fanatismus mit der Bildungsphilisterei einen Schamanentanz komödiantischer Trauer aufführte — beiläufig bemerkt, ein widerlich kennzeichnendes Merkmal einer Epoche, welche Sinn und Empfänglichkeit für wahrhaft Schönes und Großes mehr und mehr eingebüßt hat und nur noch den Stichworten und Lockrufen des Schwindels, der Mode und der Reklame Gehör schenkt und nachtaumelt.

Digitized by Google

Das Blech ist es, welches heutzutage in allem und jedem den Ton angibt. Fabricirt man ja jetzt auch Hofkommunistenblech und verkündet zwar nicht vom hohen Olymp, aber doch vom nahebei stehenden hohen Katheder herab, aus solchem Blech könnten und müssten die Klammern und Krampen geschnitten werden, welche die aus Rand und Band gehende Gesellschaft zusammenhalten würden.

Wie ihr Herold, so soll der Dichter von Gottes Gnaden auch der Tröster der Menschheit sein. Diesem zwiefach erhabenen Beruf ist Mickiewicz gerecht geworden. Zunächst für seine Volksgenossen, weiterhin aber für alle, die mit seinen Dichtungen bekannt sind. Ihm ist in hohem Maße eine Fähigkeit eigen, welche bei neuern und neuesten Poeten immer seltener angetroffen wird, die Fähigkeit, für die von ihm geschaffenen Gestalten dem Leser wirkliche Theilnahme einzuflößen, nicht allein kühl-ästhetische Sympathie, sondern auch warm-menschliche. Er weiß es uns an den Orten, wohin, und unter den Menschen, zu welchen er uns führt, so recht heimelig und behaglich zu machen. Das ist aber, will mir scheinen, kein kleiner Vorzug. Das Leben schlägt uns ja wahrhaftig Wunden genug, die Poesie braucht uns nicht auch noch welche zu schlagen. Der Satire mag und muß es gestattet sein, die Narrheit zu verspotten und das Laster zu strafen; aber die höheren Dichtungsarten sollten nicht das Schwefelsäureglas, sondern die Balsamphiole in der Hand tragen.

Digitized by Google

Mickiewicz macht uns heimisch und stimmt uns behaglich in dem Herrenhause von Soplicowo, dem gastfreien Heim des Sendzia (Richters) Soplica in Lithauen. Hier im Haus und Garten, im Feld und Forst, dann in der weiteren Umgegend spielt sich die Schlachtschitzgeschichte vom letzten Sajasd (Eintritt) im Lithauerland ab, ein Roman höchsten Stils, welcher vom Idyll zum Epos aufsteigt und von der Familienhistorie zur Weltgeschichte. Was war aber ein Sajasd? Eine jener vielen, vielen „wohlberechtigten Eigenthümlichkeiten“, d. h. einer jener vielen, vielen Mißbräuche der polnischen Unstaatswirthschaft, an welchen das Land zu Grunde ging. Nämlich, in der Republik Polen — eine Republik mit einem König an der Spitze, schon das war charakteristisch und rechtfertigte das bekannte »Polonia confusione regitur« — war die Vollstreckung richterlicher Urtheile sehr schwierig. Das mußte so sein in einem Lande, wo die Vollziehungsgewalt gar keine Mittel hatte, Gerichtssprüche geltend zu machen, zumal gegen mächtige Edelleute, welche sammt und sonders Haustruppen hielten. War es also in einer Streitsache dem Kläger gelungen, ein günstiges Urtheil zu erlangen, welches ihm ein von einem andern innegehabtes Gut als Eigenthum zusprach, so mußte er sich an den Ritterstand des Kreises wenden, damit mit Hilfe desselben der Rechtsspruch zum Vollzug gelangte. In Wehr und Waffen, das Gerichtsdekret in der Hand, zogen Verwandte, Freunde

Digitized by Google

und Nachbarn, begleitet von dem Wozny (Gerichtsweibel, Frohnbote), in das Gut, in deſſen Beſitz der Rechtsſpruch den Sieger im Proceß einwies. Häufig genug gelang die Beſitzergreifung erſt nach tüchtigem Blutvergießen, worauf dann der Wozny den neuen Beſitzer in aller Form als ſolchen proklamirte. Eine ſolche bewaffnete Urtheilsvollſtreckung hieß ein Sajaſd (Einritt).

Um ſo einen Sajaſd dreht ſich die Handlung vom „Pan Tadeusz“ als um ihren Mittelpunkt. Die Zeit, in welcher ſie ſpielt, ſind die Jahre 1811 — 1812. Doch kommt der Dichter, vor- und rückſchreitend, häufig auch auf frühere Zeiten zu ſprechen. Ein Familienzwiſt zwiſchen dem Magnatenhaus Hereszko und dem der Schlachta angehörenden Hans Soplica liegt der Fabel des Romans zu Grunde. Jacek Soplica, der Bruder des Sendzia, hat den Truchſeß Hereszko, den letzten männlichen Sproß ſeines Stammes, erſchoſſen, iſt dann flüchtig geworden und verſchollen. Die Güter der Hereszko hat zum Theil der Sendzia Soplica erworben, welcher der Beſchützer und Ziehvater einer verlaſſenen Enkelin des letzten Hereszko wurde, der jungen Soſchja, in welcher Figur Mickiewicz ein liebliches Bild polniſcher Mädchenfriſche und jugendlicher Grazie gezeichnet hat. Der Sendzia, welcher kinderlos, hat auch ſeinen Neffen Thaddäus, den Sohn des verſchollenen Jacek, an Sohnes Statt an- und aufgenommen und denſelben in Wilna ſtudiren laſſen, von wo er im Beginn der Erzählung nach Soplicowo zurück-

Digitized by Google

kehrt, um hier im Hause des Oheims die ihm bislang ganz unbekannt gebliebene Sofchja zu treffen. Nun ist aber ein Abkömmling der Hereszko von Frauenseite vorhanden, ein Graf, welcher in der Nachbarschaft seinen Sitz hat, reich ist und, weil im Ausland erzogen und polnischen Anschauungen und Sitten entwöhnt, mit seinem Proceßgegner Soplica in freundlichen Beziehungen steht. Das ist dem „Schließer“ Gervasy Rembajlo, einem hinterlassenen Diener des letzten Hereszko, ein großes Aergerniß. Dieses Modell eines Schlachtschitz von echtem Schrot und Korn, genannt das „Herrlein“ (von seiner Lieblingsanredeform) oder auch der „Schartenkopf“ (von den vielen Narben seiner Glatze) oder endlich das „Federmesser“ (weil er sein riesiges Rappier so zu nennen pflegt), haßt die Soplica grimmig und weiß den Grafen endlich so zu verhetzen, daß sich derselbe — hauptsächlich, weil ihm die Sache „romantisch“ vorkommt — dazu versteht, einen Sajasd gegen Soplicowo zu organisiren und ins Werk zu richten oder vielmehr durch Rembajlo organisiren und ins Werk richten zu lassen. Der bewaffnete Einritt geht vor sich, insbesondere mit Hilfe der Schlachta des Sascianek (Schlachtschitzdorfes) Dobrzyn. Das Fechten in und um Soplicowo hebt an, wird aber unterbrochen durch die Dazwischenkunft eines Bataillons russischer Truppen unter dem Kommando des Majors Plut,

„Der da ein beim Zaren vermoskowiteter Pole
Und also, wie immer, ein Schuft vom Wirbel zur Sohle“ —

Digitized by Google

genannt wird. Die beiden polniſchen Streitparteien wenden ſich nun gegen die Ruſſen und ſchlagen mit vereinten Kräften dieſelben aus dem Feld, wobei der Abtrünnling Plut vom „Federmeſſer“ den Tod empfängt. Aber auch der als Mönch in die Heimat zurückgekehrte Jacek Soplica iſt in dem Kampfe tödtlich getroffen worden und verſöhnt ſich ſterbend mit Gervaſy, wie ſich der Graf mit dem Sendzia wieder auf guten Fuß ſtellt. Die Sieger von Soplicowo entweichen vor den Folgen ihrer Waffenführung gegen die Moſkowiter hinüber ins Großherzogthum Warſchau und kehren dann mit dem von den polniſchen Generalen Dombrowski und Kniaziewicz geführten Vortrab des nach Rußland ziehenden napoleoniſchen Heeres in die Heimat zurück. Inmitten der freudigen Hoffnungen, welche der polniſche Patriotismus an die Anfänge des großen Krieges von 1812 knüpft, ſchließt der Roman mit dem Feſtjubel einer dreifachen Verlobung: der des Thaddäus mit Soſchja, des Grafen mit einer Tochter des Podkomorzy (Kämmerers) und des Rejents (Notars) mit der Dame Telimene, der Erzieherin Soſchjas. Das erſtgenannte Paar bringt mittels ſeiner Verbindung den langen Zwiſt der Häuſer Hereszko und Soplica zu einem erquicklichen Abſchluß.

Dies iſt, mit flüchtigen Strichen gezeichnet, der Gang einer Erzählung, welche im eigentlichſten Sinn ein nationales Charaktergemälde genannt werden muß. Denn auf der Schaffung von Charakterfiguren beruht die Hauptſtärke des Dichters, mit dem wir zu thun

Digitized by Google

haben. Welche Fülle von Gestalten voll Anschaulichkeit führt er uns vor! Alle haben den nationalen Zug, aber jede pulsirt doch auch wieder von individuellem Leben. Und wie bestimmt sie sich von einander unterscheiden und abheben! Mickiewicz versteht sich meisterlich auf die Wirksamkeit von Kontrasten. Da ist der Pan Thaddäus, so ein Mittelding zwischen Primaner und Kavallerie-Lieutenant, wie die Panna Sofchja zwischen Backfisch und Jungfrau schwankt, bis sich beide im Verlaufe der Geschichte zu festeren Erscheinungen herausbilden. Diesem Paar gegenüber steht der romantikisirende und sentimentalisirende, anglomanische Graf und die ältliche Kokette Telimene, welche zuerst mit Thaddäus liebelt, dann nach dem Grafen angelt und zuletzt mit dem Rejent vorliebnimmt. Ebenso wirksam ist der Kontrast zwischen den beiden Brüdern Soplica, dem Sendzia und dem Kwestarz (Bettelmönch), dessen geheimnißvolles Treiben auf eine allgemeine Insurrektion Polens abzielt. Mit ihm, welcher Pater Robak heißt, aber, wie schon erwähnt, Jacek Soplica ist, steht in engster Verbindung und gemeinsamer patriotischer Thätigkeit der Jude Jankiel, der meisterliche Cymbalspieler. Als ein polnischer Edelmann im besten Stil, vornehm und volksthümlich zugleich, erscheint der Podkomorzy; sofort auch befremden wir uns mit dem Wojski (Wirthschaftsführer in Soplicowo) und mit dem Gerichtsweibel Protasy. Drei wahre Prachtfiguren begegnen uns in den drei Schlachtschitzen Gervasy, genannt das

Digitized by Google

Federmeſſer, Matſchek Nr. 1, genannt der Kirchenhahn, und Matſchek Nr. 2, genannt der Täufer (nämlich von ſeiner Kehle, womit er „wedelte" und „ſpritzte"), und endlich iſt es wohlthuend, daß der polniſche Dichter auch den ruſſiſchen Hauptmann Rykow zu einer ſympathiſchen Perſönlichkeit zu machen wußte.

Die Darſtellung hat etwas Homeriſches. Wir athmen hier nicht die ſchwüle, mit Moder verſetzte Treibhausluft der allerneueſten Novelliſtik, welche Wunders was gethan zu haben glaubt, wenn ſie naturloſe, mühſäligſt ausgeklügelte Probleme mittels raffinirter Zuſpitzungen künſtlich zu löſen unternimmt. Im Pan Thaddäus ſind die ſeeliſchen Vorgänge einfach, weil naturwahr, während die Reden und Handlungen der vorgeführten Perſonen folgerichtig aus den Charakteren entſpringen. Durchſichtig klar, in epiſch-behaglicher Ausweitung, aber nie ſeicht und trivial, fließt die Erzählung dahin, vom echten Pathos zum quillenden Humor übergehend, vom anmuthigen Scherz zum ſchwermüthigen Ernſt zurückkehrend. Durchweg erfriſcht uns der Hauch von grünen Feldern und erquickt uns kräftiger Wälderduft. Ein echt ſarmatiſcher Stämpel wird dem Gedichte dadurch aufgedrückt, daß nahezu die ganze Handlung deſſelben während der Dauer eines großen Gaſtgebotes in Soplicowo verläuft. Es wird im Pan Thaddäus viel geſchmauſt, gerade wie beim Homer.

Groß iſt Mickiewicz in jeder Art von Schilderung. Für jede Seelenregung findet er den entſprechenden Ton,

Digitized by Google

für jede Naturscene die passende Beleuchtung, für jedes Ereigniß die richtige Farbengebung. Gleich zum Eingang die Beschreibung des Edelhofes ist ein Kabinettstück von belebter Malerei. Dann bei Tisch die Vorführung der höchst ergötzlichen Rivalität, die den Rejent mit dem Assessor vonwegen der Vorzüge ihrer Windhunde Mutz und Falk entzweit. Im zweiten Gesang kontrastirt die mit höchster dramatischer Energie vorgetragene Erzählung des Schließers Rembajlo vom blutigen Ausgang des letzten Hereszko gar hübsch mit der originellen Charakterisirung der verschiedenen Gemüsearten im Garten des Sendzia. Schön ist im dritten Gesang die malerische Beschreibung der Wolkenspiele des nordischen Himmels und grandios im vierten die Schilderung der Urwaldwildniß, der „Matecznik“ (Lipiner übersetzt Urgeheg). Hier hat Mickiewicz auch Gelegenheit, in seiner Darstellung der Bärenjagd seine Meisterschaft in der Inscenirung von Auftritten höchster Bewegung zu erproben. Nachdem der gehetzte Bär, welcher den jungen Thaddäus und den Grafen in eine nicht gerade heldische Situation gebracht, durch einen Kernschuß des Kwestarz Robak erlegt worden, bläst der alte Wirthschaftsführer das Hallali:

„Da fasst der Wojski sein Horn, am Gürtel festgebunden,
Sein Büffelhorn, sein langes, gesprenkelt und gewunden
Wie eine Boa — das hält er mit beiden Händen zum Mund,
Bläst auf zum Kürbis die Backen, Blut glänzt ihm im Augengrund,
Halb schiebt er die Lider herab, zieht ein zur Hälfte den Bauch
Und treibt in die Lungen, was er nur hat von Athemhauch,

Digitized by Google

Und bläst. Gleich einem Sturmwind trägt das Horn den Schall
Im Wirbel in die Wildniß, verdoppelt im Widerhall.
Die Schützen verstummen, die Jäger steh'n voll Verwunderung
Ob dieser Töne Wohlklang, Kraft und Schwung.
All' seine Kunst, die einst ihm erworben Ruhm und Preis,
Entwickelt der Greis noch einmal vor seiner Schützen Kreis.
Bald weckt er die Eichen, erfüllt die Forste weit in der Runde,
Als hätt' er ein Jagen begonnen, als hetzten rings die Hunde.
Denn das ist die Jagd, gedrängt in Tönen dargestellt;
Erst schmettert es hell in die Welt: das ist der Ruf ins Feld;
Dann winselt Gestöhn auf Gestöhn: das ist der Rüden Getön;
Dumpf donnert es da und dort: das ist der Schüsse Gedröhn.
Hier hält er, senkt aber nicht das Horn — da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer; doch war's der Widerhall.
Er bläst aufs neue. Das Horn scheint immerfort verwandelt:
Bald dicker, bald dünner, wie es des Wojski Mund behandelt.
Thierstimmen ahmt es nach; zum Wolfsschlund ausgereckt
Hallt's jetzt so bang, so schaurig, daß es das Herz erschreckt;
Zum Bärenrachen erweitert entsendet es lautes Gebrüll;
Dann wie des Ures Gemecker zerreißt's die Lüfte schrill.
Hier hält er, senkt aber nicht das Horn, da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer — doch war's der Widerhall.
Es hören, es wiederholen das Kunststück ohne Gleichen
Die Buchen den Buchen hinüber, hinüber die Eichen den Eichen.
Er bläst aufs neue: als wären hundert Hörner im Horn,
So hört man wirr durcheinander die Haß, die Angst, den Zorn
Der Leute, der Meute, der Beute. — Nun hält er es hoch erhoben
Und des Triumphs Fanfare schlägt an die Wolken droben.
Hier hält er, senkt aber nicht das Horn; da meinen sie all',
Der Wojski spiele noch immer, doch war's der Widerhall.
So viele Hörner tönen, als Bäume sind im Raum,
Als wie von Chor zu Chor, so fliegt's vom Baum zu Baum,
Und breiter immer und weiter wallen dahin die Töne
Und leiser immer, in immer reinerer, zarterer Schöne,
Bis sie irgendwo, fern, an des Himmels Schwelle verwehen!
Mit ausgebreiteten Armen bleibt der Wojski stehen —
Das Horn, das auf den Riemengürtel niederfällt,
Schwingt hin und her. Sein Antlitz ist geschwellt, erhellt,

Digitized by Google

Und wie begeiſterungstrunken blicken die Augen empor,
Die letzten verklingenden Töne haſcht noch voll Luſt ſein Ohr,
Indeſſen tauſendfältiger Beifall rings erklingt
Und alles Vivat und Glückwunſch dem greiſen Meiſter bringt.“

Ein prächtiges Seitenſtück zu dieſer Hornmuſik gibt im zwölften Geſang das ebenſo meiſterliche Spiel des Juden Jankiel ab, welcher in Cymbaltönen die Geſchichte Polens zu den Ohren und Herzen ſeiner Zuhörerſchaft ſprechen zu laſſen verſteht. Ein nicht weniger prachtvolles Seitenſtück zur Draſtik der erwähnten Bärenjagd bringt der ſiebente Geſang: die Berathung der Sajaſd-Frage durch die Schlachta von Dobrzyn, das richtige Abbild eines polniſchen Reichstags en miniature, nur daß das vom alten Mathias Maſchek eingelegte »liberum veto« den Weitergang der beantragten und beſchloſſenen Thorheit nicht zu hindern vermag, worauf der „Kirchenhahn“ die verſammelten Tumultirer als „Narren“ von ſeinem Hofe jagt. Auf die Kampfſcenen im achten und neunten Geſang iſt wiederum das Preiswort homeriſch anzuwenden: ſo greifbar anſchaulich und voll ſtrotzenden Lebens ſind dieſelben. Die Schellenkappe des Humors macht der Dichter am lauteſten und luſtigſten erklingen in des Wojski Erzählung von der hochergötzlichen Komödie der Irrungen, welche ſich zwiſchen den beiden Schlachtſchitzen Domejko und Dowejko abſpielt; weiterhin in dem Bericht von den Ränken und Schwänken, welche der Gerichtsweibel Protaſy aufwenden muß, um ein gerichtliches Mandat in das Schloß

Digitized by Google

des Grafen zu befördern; endlich in der Schilderung des krabbeligen Abenteuers der Panna Telimene, welche im Birkenwäldchen, das sie ihren „Tempel der Träumereien“ nennt, eine malerisch-kokettirende, schmachtend-schwermüthige Positur annehmen will, um den jungen Thaddäus anzulocken, und sich dabei unversehends mitten in einen großen Waldameisenbau setzt, wodurch die Romantik der Situation natürlich in lachende Komik umschlägt. Echt national beschließt Mickiewicz seine edle Dichtung mit der Vorführung des Nationaltanzes auf grünem Rasen. Der Podkomorzy führt mit der bräutlichen Sofchja stilvoll — hier paßt in der That eins von den modischen Stichwörtern unserer Tage — die Polonaise, welche die ganze zum dreifachen Verlobungsfest versammelte Gästeschar mittanzt — ein farbenfunkelndes Bild. Dann —

„Dann tapfer trinkt die Schlachta, ein Hoch uns andre bringt sie,
Auf Bonaparte, die Feldherrn, Thaddäus und Sofchja trinkt sie.
Ein Hoch der Reih' nach allen drei verlobten Paaren,
Allen, die kamen, allen, die geladen waren,
Allen Freunden und Lieben, die noch auf Erden leben
Und die als heil'ge Schatten um die Lebendigen schweben.“

Nach dem dritten Theil der „Dziady“ und dem „Pan Thaddäus“ hat Mickiewicz nichts mehr gedichtet. Er mochte fühlen, daß er in diesem sein Bestes gegeben, und verstummte. Wenigstens als Poet. Daß sein lithauisches Epos die höchste künstlerische Leistung sei, wozu der slavische Geist es gebracht, scheint mir unbestritten

Digitized by Google

zu ſein. Wer unter uns Deutſchen dieſes von echtem Ethos und Pathos volle, dabei höchſt anziehende und feſſelnde Gedicht kennen lernen, genießen und unbefangen auf ſich wirken laſſen will, wird dem trefflichen Verdeutſcher Lipiner aufrichtigen Dank zollen.

Digitized by Google

»Conjuratio sulphurea«

oder

„Alles schon einmal dagewesen."

(Mai 1885.)

I.

Wie die Geschichtschreiber der Gegenwart von einem „Zeitalter der Reformation" oder von einem „Jahrhundert der Aufklärung" zu reden gewohnt sind, so werden die Historiker der Zukunft von einem Zeitalter der Kohle, des Dampfes und der Elektricität reden oder auch wohl von einem Jahrhundert des Knallsilbers, des Nitroglycerins und des Dynamits. Vielleicht nennt man unsere Zeit dermaleinst kurz und gut die Epoche der Attentate, das Jahrhundert der Mordkäpfe. Eine dannzumal zu schreibende Geschichte der Wissenschaften wird gute Gelegenheit und vollauf Stoff haben, für die rastlose Vervollkommnung unseres Geschlechtes optimistisches Zeugniß abzulegen, indem sie darlegt, welche staunenswerthe Vorschritte Chemie und Mechanik gemacht haben seit jenem 24. December

Digitized by Google

von 1800, wo die Chouans Cadoudals in der Straße Saint-Nicaise in Paris ihre „Höllenmaschine“ gegen Bonaparte losbrannten, bis zu jenem 13. März von 1881, wo auf dem Quai des Katharinakanals in Petersburg die Sprengstücke der nihilistischen Bomben Scheljaboffs den Leib des unglücklichen Zaren Alexander gräßlich zerrissen.

Ja, wir schreiten vor und haben es herrlich weit gebracht im Siva-Kult, in der Wissenschaft der Zerstörung. Auch in der Erhabenheit über das „philisterhafte Ding“, die Moral, und im Achselzucken über die „Kinderei“, so man Menschlichkeit nennt. Schon machen wir uns ja gar nichts mehr daraus, um Einen zu treffen, das Leben von Hunderten, von Tausenden mitzugefährden und unserem Wahnwitz, unserem Fanatismus, unserer Rachgier gleich ganze Menschenhekatomben darzubringen. Vieles Gewaltige —

„Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Ist gewaltiger als der Mensch —“

hat der alte Sophokles vor Zeiten gesungen. Was und wie würde er von des Menschen Gewaltigkeit erst zu singen und zu sagen wissen, so er unser Jahrhundert der Mordkrache erlebt hätte und mitansehen könnte, daß eine Handvoll Desperados, ja sogar ein einzelner Bösewicht es in der Gewalt habe, mittels des heiligen Dynamits oder mittels des noch heiligeren Nitroglycerins ganze Ortschaften im Nu zu vernichten. Jede Seite im Buch der sogenannten Weltgeschichte trieft

Digitized by Google

bekanntlich von Blut und von Thränen, aber ein ganz neues Kapitel menſchlicher Ruchloſigkeit hat, ſcheint mir, in dieſem Buche die iriſche Dynamitkriegsführung aufgethan. Teufliſcheres als dieſer Gedanke des Maſſenmords aus dem Hinterhalt, aus dem Laboratorium heraus, ward wohl niemals erſonnen. Wir ſind jedoch gegen die Eindrücke derartiger Gräuel, geplanter wie zur Ausführung gebrachter, ſchon ſo abgeſtumpft, daß wir ſie als etwas Selbſtverſtändliches, zur Signatur der Zeit, zur Mode Gehörendes hinnehmen. Gerade ſo, wie wir es als ſelbſtverſtändlich hinnehmen, wenn das alte Volkswort von den kleinen Dieben, die man henkt oder wenigſtens einſperrt, und von den großen, die man laufen läſſt, in unſerer Zeit der Millionendiebe unter direkter Mitverſchuldung einer ſattelweichen Juriſterei und einer feigen Rechtspflege förmlich zu einem Gewohnheitsrecht geworden iſt. Das alles beweiſt, daß eine furchtbarere Revolution, als die Welt je geſehen, im Herz der Geſellſchaft wühlt und ſich anſchickt, in die geſchichtliche Erſcheinung zu treten. Für jeden, welcher die Menſchen und die Geſchichte kennt, iſt es fraglos, daß die herandrohende rieſige Umwälzung zur grauenhafteſten Anarchie abſinken und dieſe unter ſchrecklichem Wehen hinwiederum die härteſte Deſpotie gebären werde. Revolution — Konfuſion — Reaktion — und ſo fort in infinitum bis einmal die alte Mutter Erde ſelber, des zweckloſen Spiels überdrüſſig geworden, eingeht in die ſelige Ruhe Nir-

Digitized by Google

wana's, um nur noch als Planetgespenst mitzutanzen im Sternereigen.

Der sogenannte politische Mord hat übrigens von altersher nicht allein milde Beurtheilung, sondern auch Lobpreisung gefunden. Die Athener sangen den „Harmodios" d. h. sie stimmten bei ihren Symposien das von Kallistratos zu Ehren der Mörder des Zwingherrn Hipparchos, zu Ehren des Harmodios und Aristogeiton gedichtete Lied als Rundgesang an. Cicero bedachte sich nicht, in seinen Büchern „Von den Pflichten" zu behaupten, das römische Volk habe die Ermordung Cäsars für eine allerschönste That (»pulcherrimum factum«) angesehen (De off. III, 4), und später lobpries Lucanus diese That an mehreren Stellen seiner „Pharsalien". Auch dem Mittelalter war die Ansicht von der Berechtigung des Tyrannenmordes keineswegs fremd. Dem Zeitalter des Renaissance jedoch blieb es vorbehalten, den Mord zu einem Hauptfaktor der Politik zu machen und einen Cesare Borgia als den Erzvirtuosen der politischen Mordkunst auf ein weltgeschichtliches Piedestal zu stellen. Was er und vor ihm schon der elfte Louis von Frankreich prakticirt hatte, das theoretisirte dann „mit Teufelsfingern" Machiavelli in seinem Buch »Del principe« — keineswegs aus Lust am Bösen, trotz der »digiti diabolici«, sondern als ein Mann, welcher seinen Mitmenschen zeigen wollte, wie es zu- und hergeht in der Welt und wie man's macht. Dem bornirten Lutherthum in seiner

Digitized by Google

Knechtſchaffenheit iſt die Thatſache ſehr unbequem, daß die Reformatoren Luther und Melanchthon den politiſchen Mord in ſeiner Form als Tyrannenmord ausdrücklich für zuläſſig, ja für preiswürdig erklärten. Der bornirte Katholicismus ſeinerſeits möchte die Thatſache aus der Welt ſchweigen, daß die Kaſuiſtik der Jeſuiten den politiſchen Mord unter Umſtänden ebenfalls als eine »ultima ratio« anerkannte und empfahl. Das berühmteſte Beiſpiel von der Anwendung dieſes „letzten Beweisgrundes“ wurde an jenem 10. Julitag von 1584 gegeben, als der Burgunder Balthaſar Gérard zu Delft den „großen Schweiger“ des 16. Jahrhunderts, Wilhelm von Oranien, meuchleriſch erſchoß »met een pistolet met drij fenijnige ende geketende looten aen een gehecht geladen zijnd«, ſich rühmend, daß er „als ein David den Goliath von Gath erſchlagen hätte.“ Daß dieſer mörderiſche Fanatiker über den von ihm beabſichtigten Mord den Rath von Jeſuiten in Trier und Tournay eingeholt, ebenſo, daß der Prinz Alexander Farneſe von Parma, ſpaniſcher Statthalter der Niederlande, um den Anſchlag gewuſſt und demſelben eifrig zugeſtimmt hatte, kann gar keiner Anzweifelung unterſtellt werden. Das Verdienſt der Meuchelthat iſt auch glänzend anerkannt worden, indem Philipp der Zweite auf Parmas Vorſchlag die Hinterlaſſenen des grauſam hingerichteten Mörders mit den drei dem gemordeten Oranien geraubten Herrſchaften Dampmartin, Hoſtal und Lievremont in der Franche-

Digitized by Google

Comté beschenkte. Die allerkatholischste Majestät von Spanien war überhaupt sehr stark in der Mordpolitik.

Aber keineswegs war das der finstere Philipp allein. Das „Unterdrücken", das „Beseitigen", das „Verschwindenlassen" hinderlicher, missliebiger, verhasster Personen, kurz der Mord bildete das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch ein Hauptinventarstück der Politik. In allen heikeln und schwierigen Fällen galt er für ein selbstverständliches „Expediment." Man machte darum auch nicht viel Wesens daraus. Nur ganz besonders schreckhafte Fälle, wie etwa die Indieluftsprengung Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart, durch ihren „Freund" Bothwell oder die Ermordung des dritten und des vierten Henry von Frankreich oder die „Beseitigung" Wallensteins waren, weckten einen lauteren Widerhall. Die Lehre von der Räthlichkeit religiöser und politischer Massenmorde beleuchteten gleichzeitig und grausenhaft die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht in Frankreich und die vom Zaren Iwan dem Schrecklichen veranstalteten „Opaly" (Ausmerzungen) in Russland. Wie dieser Zar gethan, so haben nachmals die jakobinischen Terroristen der französischen Staatsumwälzung die massenhafte Abschlachtung von Menschen zu politischen Zwecken in ein förmliches System gebracht.

Was endlich das 19. Jahrhundert angeht, so wird niemand bestreiten wollen, daß im Kredo der Revolutionspfaffen, welche an Bornirtheit und Fanatismus den

Digitized by Google

Reaktionspfaffen durchweg gleichstehen, der politische Mord einen anerkannten und nach Vermögen gehandhabten Paragraphen ausmacht. Derselbe hat ja sogar die Milch der frommen Denkart deutscher Burschenschafter zeitweilig so sehr in gährend Drachengift verwandelt, daß der Phantast Ludwig Sand den Kotzebue todtzustechen im März von 1819 für seine patriotische Pflicht und Schuldigkeit ansah. Seither haben wir älteren Leute eine ganze Reihe von Attentaten „schaudernd miterlebt". Indem wir dieselben an unserer Erinnerung vorüberziehen lassen, könnten wir, so wir zum Singen aufgelegt wären, anstimmen: „Alles wiederholt sich nur im Leben." Denn, fürwahr, die neuen Attentäter sind nur Plagiatoren der alten. Selbst die „Minirer" und „Sprenger" unserer Tage sind keine Originale. Sie planen und versuchen nur, was andere schon lange vor ihnen geplant und versucht haben.

Lasst uns in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückblicken, um hierfür eine denkwürdige Episode der englischen Geschichte als einen Beweis der Wahrheit zu erbringen.

2.

„Queen Beß", die rothhaarige Tochter Heinrichs des Achten, des Weibermörders, weit weniger Virgo als Virago, würde als die geschickteste Heuchlerin und als die glänzendste Herrscherin der sogenannten Welt-

Digitized by Google

geschichte dastehen, so sie nicht von der zweiten Katharina von Russland überheuchelt und überglänzt worden wäre. In ihren letzten Jahren war die Königin Elisabeth von jenem Ekel an der Welt, an den Menschen und an der Macht erfasst, welcher despotische Naturen in alten Tagen nicht selten heimzusuchen pflegt. Weil sie jedoch von Kindheit auf in der Verstellung gewohnt hatte als in ihrem eigensten Heim, konnte sie von der Uebung der Heuchelkunst nicht lassen bis zuletzt. Maßen es für die nahezu Siebzigjährige keinen Sinn mehr hatte, Jungfräulichkeit zu heucheln, heuchelte die Gichtbrüchige wenigstens noch jugendliche Beine, indem sie im Frühjahr von 1602 mit ihrem Gast, dem Herzog von Nevers, im Bankettsal von Windsor eine Gaillarde hüpfte. Im folgenden Frühling ist sie gestorben (24. März 1603) und hat den Thron von England und Irland, nachdem drei männliche und zwei weibliche Tudors darauf gesessen, den schottischen Stuarts hinterlassen, deren »troublesome reign« mit Jakob dem Ersten anhob, um schon mit Jakob dem Zweiten zu enden.

Ein gelehrter Herr — er hat unter anderem ein Buch wider die Hexen verübt (»Demonology«, Edinb. 1591) — war er im übrigen ein „geflickter Lumpenkönig", wie der arme Hamlet seinen Stiefpapa unhöflicher Weise schilt, stammelnd, geifernd, dem Laster Sodoms ergeben, beim Anblick einer entblößten Klinge von nervösem Zittern überlaufen, der Narr seiner Buhlknaben, ein

Digitized by Google

Pedant in Kleinigkeiten, unfähig und lässig zum Großen, träge zum Guten. Trotz alledem hatte eine Partei in England große Hoffnungen auf den Sohn der „Märtyrin" Maria Stuart gesetzt und empfing den neuen König mit geräuschvollen Sympathiebezeigungen und hochfliegenden Erwartungen. Diese Hoffenden waren die Katholiken Englands, wie es deren in den Reihen der Nobility und Gentry noch viele gab, während der Papismus in den bürgerlichen Mittelklassen nur schwach vertreten war.

Die Art und Weise, wie in England die „Reformation" durch den wüsten Tyrannen Heinrich den Achten begonnen und fortgeführt worden, gehört bekanntlich zu den unsittlichsten Dingen, die jemals die Geschichte eines Volkes verschändet haben. Begreiflich daher, daß es keineswegs die schlechtesten Engländer gewesen sind, welche gegenüber einer solchen rein oder vielmehr sehr unrein aus der tyrannischen Willkür eines ausschweifenden Königs hervorgegangenen „Reformation" am Katholicismus festhielten. Der Anglikanismus, die »High-Church«, soweit sie unter Edward dem Sechsten und unter der Königin Elisabeth ausgestaltet worden war, dieses „prälatische Mastschwein von Kirche", wie die schottischen Covenanter sie schimpften, vermochte weder die Katholiken anzulocken, noch das tiefer gehende religiöse Bedürfniß der Anhänger der Reformation in der Gentry und im Bürgerthum zu befriedigen. Daher die Standhaftigkeit der englischen Katholiken auf der einen und die Herausbildung des Presbyterianismus

Digitized by Google

und Puritanismus aus der Hochkirche auf der andern Seite. Nach beiden Seiten ging, wie jeder weiß, die High-Church, d. h. die Hof- und Staatskirche, an der Hand grausamer Strafgesetze mit blutigen Verfolgungen vor. Die anglikanische Hierarchie kannte Duldsamkeit so wenig wie die römische und der Erzbischof Land, welcher noch unter Karl dem Ersten den hochkirchlichen Großinquisitor spielte, konnte sich an Fanatismus und Steinherzigkeit mit jedem spanischen messen.

Gar mancherlei Hoffnungen, welche das Herabkommen Jakobs aus Edinburg nach London im April 1603 erregt hatte, wurden alsbald gröblich getäuscht. Die englischen Katholiken hatten es für selbstverständlich angesehen, daß der Sohn der durch die „Ketzerin" Elisabeth umgebrachten Maria Stuart sich beeilen würde, zu Gunsten des alten Glaubens ein Duldungsedikt ausgehen zu lassen. Die Puritaner ihrerseits hatten erwartet, daß der neue König, der ja in den Grundsätzen des schottischen Presbyterianismus erzogen worden, die Bedrückungen abstellen würde, welche sie vonseiten der Hochkirche zu erdulden hatten. Weder zu diesem noch zu jenem ließ sich Jakob herbei. War er doch schlau genug, sofort nach seiner Besitzergreifung vom englischen Throne zu merken, daß die anglikanische Hochkirche ganz dazu gemacht, geeignet und willig wäre, der allen Stuarts anhaftenden Neigung zum despotischen Regiment hilfreiche Hand zu bieten. Die anglikanische Orthodoxie in England hat sich ja durch ihre Servilität von jeher

Digitized by Google

geradeso ausgezeichnet wie die lutherische in Deutschland. Jakob der Erste gab daher seine innige Sympathie mit dem „prälatischen Mastschwein" zu erkennen, indem er im März 1604 eine Kundgebung erließ, allworin er auf strenge Glaubenseinheit, d. h. auf hochkirchliche Rechtgläubigkeit, zu halten erklärte und alle „Nichtkonformisten" mit der Anwendung der bestehenden Strafgesetze bedrohte, falls sie nicht zur „Konformität" sich entschlössen. Von einem Toleranzedikt zu Gunsten der Katholiken war auch keine Rede und so sahen sich denn Papisten und Puritaner von der Regierung Jakobs des Ersten gleichermaßen bedroht.

Der Puritanismus begnügte sich daraufhin vorderhand mit der Leistung passiven Widerstands. Er hatte sich erst zu sammeln, zu vertiefen und zu kräftigen, bevor seine Zeit kam, die Zeit, wo sein Held und Heiliger aufstand, Oliver Cromwell, um auf dem Marstenmoor und bei Naseby Königthum und Hochkirche mitsammen zu Boden zu schlagen. Unter den englischen Katholiken aber gab es welche, die schon jetzt sich unterwanden, der Gewalt, unter der sie litten, Gewalt entgegenzusetzen, und die demzufolge zu einem Komplott zusammentraten, das mittels eines furchtbaren Mordschlags ihren vergewaltigten Glaubensgenossen im Lande zu einer allgemeinen Erhebung in Waffen das Signal geben sollte. Demnach wurde, was später, unter der Regierung Karls des Zweiten, nur das ungeheuerliche Lügenmärchen eines teuflischen

Digitized by Google

Schurken, des anglikanischen Pfaffen Titus Oates, werden sollte, unter der kaum angehobenen Regierung Jakobs des Ersten zu einer geschichtlichen Thatsache.

Bei verzweifelten Unternehmungen pflegen nicht Männer von zweifelloser Achtungswürdigkeit voranzugehen, sondern vielmehr Leute, die man, und zwar nicht allein im kriegsgeschichtlich-technischen Sinn, als »enfants perdus« bezeichnen kann. So geschah auch bei dem Unternehmen, von welchem der, den es in erster Linie bedrohte, König Jakob der Erste, nachmals unter dem Titel »Conjuratio sulphurea« in gelehrtem Latein gehandelt hat und das als „Pulververschwörung" im Gedächtniß der Menschen fortlebt.

Zur Zeit König Richards des Dritten war als einer der skrupelloseſten Handlanger dieses Realpolitikers [1]) ein gewisser William Catesby auf nichts weniger als sauberen Wegen emporgekommen. Die Nachkommen desselben lebten zu Anfang des 17. Jahrhunderts als begüterte Mitglieder der Landgentry in den Grafschaften Northampton und Warwickshire, wo die Anhänger des katholischen Bekenntnisses noch ziemlich dicht beisammensaßen. Hier also wurde die Scheiterung der auf den Sohn der Maria Stuart gesetzten Hoffnungen schwer empfunden und in den Familien der Catesby, Tresham, Winter und Wright hatte man infolge der harten widerkatholischen Strafgesetze erlittene Bedrückungen und Einbußen zu beklagen und von der Zukunft

[1]) Vgl. meine „Menschliche Tragikomödie", Bd. XII, S. 1 fg.

Digitized by Google

noch mehr zu fürchten. Möglich, daß man es bei Klagen und Sorgen hätte bewenden lassen, falls da nicht Einer gewesen wäre, welcher nicht dazu gemacht war, in thatloser Kümmerniß die Hände in den Schoß zu legen. Robert Catesby hatte sich schon in den letzten Jahren der Regierung Elisabeths an allerhand Zettelungen betheiligt, auch an der des Grafen Essex, und war dafür mit einer schweren Geldbuße belegt worden. Im übrigen war sein Ruf nicht gerade fein. Es war geradezu der eines Wüstlings und Verschwenders. Auch sagte man ihm nach, er wäre, im Katholicismus geboren und erzogen, von demselben abgefallen, dann aber nach größtentheils vergeudetem Vermögen wieder in den Pferch der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt und zwar mit dem Bestreben, mittels verdoppelten Eifers seinen Abfall vergessen zu machen. Jedenfalls ist er ein Mann von starken Gefühlen, heftigen Leidenschaften und nicht gemeinem Verschwörertalent gewesen. Allem nach muß er, obzwar die auf uns gekommenen Zeugnisse es nicht ganz unwidersprechlich klarstellen, als der eigentliche Planzeichner und Organisator der Pulververschwörung angesehen werden.

Worauf zielte dieselbe? Auf nichts Geringeres als darauf, beim nächsten Zusammenkommen des Parlamentes während der Eröffnungssitzung den König und seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, sammt allen geistlichen und weltlichen Lords, sowie sämmtliche Mitglieder des Unterhauses mittels Pulvers in die Luft zu sprengen.

Digitized by Google

3.

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden“ — dann greift er heutzutage nicht mehr „hinauf in den Himmel“, um von dort „seine ewigen Rechte herunterzuholen“, sondern er greift ohne weiteres zum Drehpistol, zur Dynamitbombe oder zur Nitroglycerinflasche, um den Unterdrückern fühlbar zu machen, daß „dem Schwachen auch ein Stachel gegeben ist.“ Wer hörte ohne Grauen von der „Dynamitverschwörung“, welche die Iren gegen die Engländer organisirt haben? Aber wenn wir unsere Blicke rückwärts die Zeiten hinauf werfen, wenn wir sehen, daß und wie die Engländer von ihrem ersten Eroberungszug nach Irland i. J. 1168 an auf der „Smaragdinsel“ gewaltet, gewüthet und gewüstet, wenn wir betrachten, daß und wie die Eroberer und Zwingherren durch alle die Jahrhunderte herab das arme Erin wiederholt und abermals zum Leichenacker, zur Wildniß gemacht, daß und wie sie Grund und Boden den rechtmäßigen Besitzern gewaltsam raubten, daß und wie sie Hunderttausende, nein, Millionen irischer Männer, Weiber, Greise und Kinder mittels Hungers und Elends vernichteten oder zur Flucht von Haus und Hof und Heimat zwangen, wenn wir alle die Berge von Frevels und Gräueln erblicken, welche englischer Hoch- und Uebermuth, englische Rechtsverachtung, Fühllosigkeit

Digitized by Google

und Grausamkeit in Irland aufgethürmt haben —, ja dann werden wir es, wenn nicht verzeihlich, so doch begreiflich finden, daß jenen Bergen gegenüber ebenso hohe Berge von Haß und Rachelust sich aufhäufen mussten, daß die Nachkommen der Misshandelten, Beraubten, Erschlagenen, Geächteten und Vertriebenen, sobald sie sich rühren konnten, glaubten —

»Poenarum grave sit solvendi tempus adactum« —

ihre Fesseln wüthend schüttelten, ihren „Stachel" gegen die Nachkommen der Unterdrücker, Berauber und Peiniger ihrer Vorfahren hervorkehrten, jeden Engländer für vogelfrei hielten und erklärten und in dem Gedanken und Plan, ganz England, wo möglich, in ein Trümmerfeld zu verwandeln, nur das Werk gerechter Vergeltung sehen wollten und sahen.

Wer die ungerechten und grausamen Verfolgungs- und Unterdrückungsgesetze ansieht, wie sie unter Heinrich dem Achten, Edward dem Sechsten, Elisabeth und Jakob in England gegen die Katholiken und ihre Priester erlassen und gehandhabt worden sind, der wird auch verstehen, wie es möglich, daß aus der Mitte der Unterdrückten der ungeheuerliche Gedanke der Pulververschwörung aufschießen konnte. Sind doch die religiösen Leidenschaften noch weit heißer und mächtiger als die politischen, weil die Religion den natürlichen, d. h. noch nicht über- und verbildeten Menschen mit Himmel und Hölle verknüpft, d. i. mit seinen ursprünglichsten und gewaltigsten Gefühlen, mit der Hoffnung und der Furcht.

Digitized by Google

Zeitig im Jahre 1604 ging Cateſby darauf aus, Komplottgenoſſen anzuwerben. Er ſah es dabei auf katholiſche Gentlemen von gutem Ruf ab. Solche waren Thomas Winter und die Brüder Chriſtopher und John Wright. Als ſie ſich bereitwillig finden ließen, machte der Komplottſtifter ſie zu Sendboten, welche ſeine alten Beziehungen zum ſpaniſchen Hof wieder auffriſchen ſollten. Zu dieſen Beziehungen hatte es auch gehört, daß Cateſby an der Errichtung und Werbung eines aus engliſchen Katholiken beſtehenden Regiments von 1500 Mann eifrig mitgearbeitet hatte, welches Regiment drüben in den ſpaniſchen Niederlanden in den Dienſten der „katholiſchen Erzherzoge“ Albert und Iſabella, d. i. der Statthalter des König Philipps des Dritten von Spanien ſtand. Allerdings wurde gerade um dieſe Zeit, im Auguſt 1604, dem unter Philipp dem Zweiten und Eliſabeth ausgebrochenen Krieg zwiſchen dem katholiſchen Spanien und dem proteſtantiſchen England ein Ende gemacht durch einen übereilten, von Jakob dem Erſten heftig gewollten Friedensſchluß. Allein der Gegenſatz zwiſchen den beiden Staaten blieb doch beſtehen und die engliſchen Pulververſchwörer hofften zuverſichtlich, einen Rückhalt an Spanien zu finden. Auf Cateſby's Weiſung gingen Thomas Winter und Chriſtopher Wright nach Flandern, um die Unterſtützung der „katholiſchen Erzherzoge“ und weiterhin die König Philipps des Dritten für die engliſchen Katholiken nachzuſuchen. Nebenbei ſollten die Sendlinge mit dem erwähnten engliſchen Regiment,

Digitized by Google

welches unter der beichtväterlichen Obhut der Jesuiten stand und in welchem nur ganz strenggläubige Gentlemen zu Officiersstellen gelangen konnten, zweckdienliche Verbindungen anknüpfen. Einer der Officiere, welchen sie Eröffnungen machten, hieß Guy Fawkes, welchen sein Vorgesetzter Owen, sowie der Regimentspater Baldwin von der Gesellschaft Jesu als einen Mann bezeichneten und priesen, welcher im Dienste der heiligen Religion vor nichts zurückschräke und zu dem „großen Werke" ganz besonders geeignet wäre. Ein dazumal in England als heimlicher Missionär thätiger und mit den Pulververschwörern einverstandener Jesuit, der Pater Greenway, hat seinerseits bezeugt, daß Guy Fawkes „ein Mann von musterhafter Mäßigkeit und großer Frömmigkeit gewesen, mild und sanftmüthig in seinem Gebaren, aller Händelsucht und Streitlust abgeneigt, treu in der Freundschaft und höchst pünktlich in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten." Selbstverständlich trägt dieses Zeugniß die Parteifarbe; doch darf immerhin angenommen werden, daß Fawkes weder hinsichtlich seiner Fähigkeiten ein gewöhnlicher, noch hinsichtlich seiner Sinnesweise ein gemeiner Mensch gewesen sei. Er ging mit ganzer Seele auf das Vorhaben der Pulververschwörer ein und stellte sich denselben zur Verfügung. Offenbar gehörte der Mann zu jenen Charakteren, welche, so sie einmal von einem Gedanken besessen sind, auf das von demselben gezeigte Ziel losgehen, wie die abgeschossene Kanonenkugel auf das ihrige losgeht.

Digitized by Google

Am ſtatthalterlichen Hofe zu Brüſſel war für die Zwecke der Verſchwörer nichts auszurichten. Auch nicht am Hofe von Madrid, wohin Chriſtopher Wright, begleitet von Guy Fawkes, ſich begeben hatte. Die Miniſter Philipps des Dritten, froh des in ſicherer Ausſicht ſtehenden, für Spanien vortheilhaften Friedens mit England, wollten ſich auf nichts einlaſſen. Cateſby's Sendboten mußten alſo der Hauptſache nach unverrichteter Dinge über das Aermelmeer heimkehren, ſtatt der Zuſicherung ſpaniſcher Beihilfe nur Guy Fawkes mitbringend. Aber das war immerhin etwas. Und Cateſby iſt nicht der Mann geweſen, welcher ſich durch den diplomatiſchen Fehlſchlag, den ſeine Sendlinge gethan, entmuthigen ließ. Er wußte jetzt, daß die Katholiken Englands — weil ja auch Papſt Clemens der Achte ſich nicht herbeilaſſen wollte, über König Jakob den Bann zu verhängen — vorderhand ſich nur auf ſich ſelber ſtellen und verlaſſen könnten. Unermüdlich im Weibeln und Werben für das Komplott, gelang es ihm, den Umfang deſſelben allmälig zu erweitern. Jedoch ging er dabei ſehr vorſichtig fürbaß, indem er in das eigentliche Geheimniß der Verſchwörung nur Solche einweihte, an deren Zuverläſſigkeit kein Zweifel ſich heranwagte. Unter den Eingeweihten befand ſich Thomas Percy, ein Gentleman aus dem großen Hauſe Northumberland, welcher eine Stelle in König Jakobs Hofhalt bekleidet hatte zur Zeit, als dieſer noch in Schottland weilte und die Maſſe katholiſcher Sympathieen

Digitized by Google

vorsteckte. Da nun Percy, nachdem Jakob auf den englischen Thron gelangt war, erkennen mußte, daß von dem neuen König für die Katholiken auch nichts zu erwarten wäre als Verfolgung, steigerte sich sein eigener Katholicismus zu fanatischem Haß und wurde er ein energischer Pulververschwörer.

Unlange nach der im April 1604 erfolgten Heimkehr von Winter, Wright und Fawkes nach England, als Catesby mit Bestimmtheit erfahren hatte, daß die Stipulationen des Friedensschlusses mit Spanien durchaus nichts Günstiges für die englischen Katholiken enthalten würden, berief er die Mitglieder des „inneren Cirkels" der Verschwörung zu einem feierlichen Rathschlag. Das war sicherlich eine Scene, von welcher man wünschen möchte, daß Shakspeare sie uns vorgeführt hätte. Er hätte das Zeug gehabt, uns in die Seelen dieser fünf Männer, Catesby, Winter, Wright, Percy und Fawkes, hineinblicken und uns vernehmen zu lassen, was und wie sie sprachen, um das Furchtbare, das Ungeheure, welches sie wollten und planten, in Worte zu kleiden. Sie scheinen von dem Ernst der Stunde allesammt tief ergriffen gewesen zu sein. In einem hinter Clements-Inn zu London einsam gelegenen Hause kamen sie zusammen und begannen damit, einander auf die heilige Dreieinigkeit und das heilige Sakrament des Altars zuzuschwören, das, was geredet und ausgemacht werden sollte, niemals zu verrathen. Hierauf verschritten sie dazu, ihr schreckliches Vorhaben

Digitized by Google

in allen Einzelnheiten durchzusprechen und festzustellen, sowie jedem von ihnen seine Rolle und Stelle bei der Ausführung anzuweisen. Daß es sich dabei um Kopf und Kragen handelte, mußte allen vollkommen klar sein und war es auch zweifelsohne. Nachdem sie einig in allem und jedem, gingen sie aus dem Erdgeschoß in das obere Stockwerk des einsamen Hauses hinauf, wo ein Altar errichtet war. An diesem las ihnen ein Jesuitenpater, Namens Gerard, eine Messe. Dann hörte er ihre Beichte und spendete ihnen die Kommunion. Im übrigen scheint dieser Priester nicht in ihr furchtbares Geheimniß eingeweiht gewesen zu sein. Wenigstens konnte er später des Mitwissens nicht überwiesen werden.

Anders verhielt es sich mit dem Superior der Jesuiten in England, dem Pater Garnet. Diesem nämlich wurde von einem der Pulververschwörer die Frage vorgelegt, ob ein auf das Heil der allerheiligsten und alleinseligmachenden Religion abzielendes Unternehmen zur Ausführung gebracht werden dürfte, wenn Gefahr vorhanden, daß dabei auch etliche oder gar mehrere Katholiken umkämen, und der hochwürdige Herr gab hierauf die keineswegs orakelhafte, sondern sehr deutliche Antwort, falls das Unternehmen ein zweifellos gutes und falls dasselbe auf keine andere Weise durchzuführen wäre, so hätte es nichts zu sagen, wenn mit vielen Schuldigen auch etliche Unschuldige zu Grunde gingen.

Digitized by Google

4.

Die ersten Maßnahmen der Verschwörer waren nun diese, daß Percy ein an das Parlamentsgebäude stoßendes Haus miethete und als seinen angeblichen Hausmeister den Fawkes, welcher den Namen Johnson annahm, darein setzte. Sodann wurde im Quartier Lambeth noch ein zweites Haus gemiethet und dasselbe der Aufsicht eines Robert Keyes unterstellt, welchen Catesby in das Komplott einschwor. Dieses Haus in Lambeth diente zur vorläufigen Aufnahme der Pulver- und Holzvorräthe, deren die Verschwörer zu ihrem Vorhaben bedurften.

Auf die Kunde hin, das Parlament sei auf den Anfang Februars von 1605 vertagt, zerstreuten sich die Pulvermänner, um für den Sommer auf's Land zu gehen, mit der Verabredung, im November wieder in der Stadt zusammenzutreffen. Gerade im Laufe des Sommers und Herbstes von 1604 fuhr die Regierung mit den allerhärtesten Maßregeln gegen die Katholiken vor und ließ namentlich verschiedene Mitglieder der Gesellschaft Jesu einziehen und hinrichten. Daher noch heftigerer Grimm und Groll der Verschworenen und eifrigeres Werben und Weibeln für das Komplott, dessen Mitglieder jetzt auch ins Auge faßten und beredeten, was geschehen sollte, wenn es gelungen wäre, Lords und Commoners sammt König Jakob und dem

Digitized by Google

Prinzen von Wales „himmelan fliegen zu machen.“ Man nahm als sicher an, daß wohl der ältere Sohn des Königs diesen zur Eröffnung des Parlaments begleiten würde, nicht aber der jüngere, der Duke of York, und seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth. Dieser königlichen Kinder wollte man nach losgegangenem Mordkrach sich bemächtigen und je nach den Umständen das eine oder das andere auf den Thron setzen. Während ihrer Minderjährigkeit sollte die Regierung ein Protektor führen wie zur Zeit der Unmündigkeit Edwards des Sechsten, aber natürlich müsste der Protektor ein Katholik sein und im Sinne der Katholiken regieren.

Ihrer Verabredung getreu im Spätherbste wieder nach London gekommen, begaben sich die Verschwörer jetzt an die Arbeit. Ein großer Vorrath von Pulver, Holzscheiten und Reisigbündeln wurde vorsichtig und allmälig in dem Haus in Lambeth angehäuft. Im December schlichen sich Catesby und seine vertrautesten Gesellen, mit Handwerkszeug und mit Mundvorräthen wohlversehen, in das Haus neben dem Parlamentsgebäude in Westminster, um vom Keller des erstern aus eine Mine unter das letztere zu treiben. Fawkes war angewiesen, die Schildwacht zu machen, während die andern arbeiteten. Die Minirarbeit war hart; denn es fand sich, daß ein 3 Ellen dickes Mauerwerk durchbrochen werden musste. Sie ließen daher auch den Keyes von dem Hause in Lambeth zur Beihilfe

Digitized by Google

kommen und gruben den Tag über eifrig, um dann bei Nacht die ausgebrochenen Mauertrümmer im Garten des Hauses zu verstreuen. Keiner wagte sich aus dem Hause, nicht einmal in die oberen Gelasse gingen sie hinauf, um in der Nachbarschaft keinerlei Verdacht zu erwecken. So trieben sie es bis zum Tage vor der Weihnacht, allwo sie sich für die Feiertage trennten, weil ihnen Fawkes die Nachricht gebracht, das Parlament würde nicht schon im Februar von 1605 zusammenkommen, maßen es abermalen und zwar bis zum November vertagt wäre.

Unlange nach Neujahr nahmen sie ihre unterirdische Arbeit wieder auf mit verstärkten Kräften. Denn der Hauptmann der Pulverbande hatte über die Feiertage seinen alten Diener Thomas Bates, sowie einen John Grant von Norbrook und einen älteren Bruder von Winter, Namens Robert, für die Verschwörung gewonnen und in den Sprengplan eingeweiht. Mit einmal aber wurden sie in ihrer Wühlarbeit durch ein geheimnißvolles Geräusch gestört, so daß sie nicht wenig erschracken. Sie glaubten nämlich mitten in der Mauer, mit deren Durchbrechung sie beschäftigt waren, eine Glocke läuten zu hören. Der droben wachhaltende Fawkes wurde heruntergerufen, vernahm den gespenstigen Glockenklang ebenfalls und gab den frommen Rath, die tönende Mauer mit Weihwasser zu besprengen, um den Spuk zu bannen. Man that so und es half. Aber die Minirerei wurde doch immer beschwerlicher,

Digitized by Google

auch begann von der Themse her Wasser in den Minegang zu dringen. Dann wurden die Minirer wiederum erschreckt durch ein seltsames Gepolter, das sich neben und theilweise über ihnen hörbar machte. Fawkes brachte jedoch die Nachricht herab, das Gepolter rührte daron her, daß ein Kohlenhändler, Bright geheißen, sein Kohlenlager, welches er in einem Keller unter dem Hause der Lords untergebracht hatte, ausverkaufte, weil er wegziehen wollte. Das war ja ein sehr willkommener Glücksfall, eine Fügung, welche unsere Fanatiker für eine göttliche zu halten nicht anstanden. Das geleerte Kohlenmagazin befand sich gerade unter dem Sitzungssal der Peers von England und in diesem Sale fanden die Parlamentseröffnungen statt. Besser konnte es sich gar nicht treffen. Sobald daher Bright weggezogen war, miethete Percy auf seinen Namen den leeren Keller und im Besitze desselben brauchten sich die Verschwörer nicht mehr mit Bohren und Graben abzumühen. Unverweilt, jedoch in aller Heimlichkeit und unauffällig, wurden jetzt die Pulver- und Holzvorräthe aus dem Hause in Lambeth herbei und in den Keller geschafft. Es sollen nicht weniger als 20 Tonnen, nicht weniger als 9000 Pfund Pulver enthaltend, gewesen sein, welche in dem Gewölbe unter dem Sitzungslokal der Lords aufgestapelt und mit Holzscheiten und Reisigbündeln bedeckt wurden. Dies vollbracht, verschlossen die Verschwörer den Keller, welcher einen Vulkan barg, und trennten sich abermals für den

Digitized by Google

Sommer, um anderwärts für das Komplott thätig zu sein. Fawkes reiste nach Flandern, um verschiedene Officiere des englischen Regiments im Dienste der „katholischen Erzherzoge", namentlich den Sir William Stanley, für die Verschwörung zu gewinnen. Catesby ließ das Gerücht verbreiten, er wäre beauftragt, eine Reiterschwadron für den spanischen Kriegsdienst anzuwerben, was einen Vorwand abgeben sollte, in seinem eigenen Hause, wie in dem seines Mitverschworenen John Grant, Pferde zusammenzubringen und Waffen anzusammeln. Es handelte sich ja darum, für den November soviel waffenfähige Mannschaft bereitzuhalten, als hinreichte, die Wirkung des beabsichtigten großen Mordkrachs durch eine katholische Schilderhebung in den Grafschaften zu unterstützen. Weil aber alle die bislang getroffenen Vorbereitungen die Geldmittel der Pulvermänner erschöpft hatten, so war es räthlich und nothwendig, auf die Gewinnung neuer Komplottgenossen von Vermögen auszugehen. Catesby und Percy hielten Umschau unter ihren katholischen Standesgenossen und es gelang ihnen, drei vermögliche Gentlemen, Franz Tresham in Northamptonshire, Ambros Rockwood in Suffolk und Edward Digby von Rutlandshire, zum Beitritt zu bewegen.

Die bezüglichen Verhandlungen waren langwierig, insbesondere die mit Tresham gepflogenen. Dieser Gentleman vertrat nämlich sehr nachdrücklich die auch von mehreren andern Mitgliedern der Verschwörung gehegten

Digitized by Google

und geäußerten Skrupel hinsichtlich der katholischen Mitglieder der Peerskammer. Sollten denn diese „auch mit in der Luft fliegen?“ Tresham wollte dies namentlich in Beziehung auf die beiden ihm verschwägerten Lords Monnteagle und Stourton verhütet wissen und Catesby suchte ihm seine Theilnahme für diese Herren vergebens auszureden mittels der Behauptung, daß es auch um die katholischen Peers so wenig schade wäre als um die protestantischen; denn die Lords allesammt seien Atheisten und Feiglinge. Zuletzt einigte man sich dahin, daß zwar keinem der katholischen Peers eine unmittelbare Warnung zugehen dürfte, daß es aber gestattet sein sollte, zu versuchen, diesen oder jenen Lord mittelbar von der Betheiligung an der Parlamentseröffnung abzuhalten. Dies war freilich, wie die Folge zeigte, schon viel zu viel.

Nachdem die Verschwörer in sichere Erfahrung gebracht, daß der Zusammentritt des Parlaments unwiderruflich auf den 5. November bestimmt wäre, wurden die letzten Verabredungen getroffen. Demzufolge ward ausgemacht, daß am genannten Novembertag Digby eine Anzahl katholischer Gentlemen unter dem Vorwand einer Jagd auf seinem Besitzthum Dunchurch in Warwickshire versammeln sollte, um, sobald er vernommen hätte, daß der Mordklapf in London losgegangen, mit dieser bewaffneten Bande aufzubrechen und sich der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen, welche dazumal auf dem Schlosse des Lords Harrington in der

Digitized by Google

Nähe zu Gast war. Die gefährlichste Rolle in dem verzweifelten Spiel übernahm der inzwischen aus den Niederlanden zurückgekehrte Guy Fawkes. Er sollte und wollte ja den schlummernden Vulkan in dem Keller unter dem Oberhaus zum Ausbruch reizen mittels eines Zündstricks, welcher, an dem einen Ende in Brand gesetzt, eine Viertelstunde brauchen würde, um mit dem andern das Spundloch einer der Pulvertonnen zu erreichen und die furchtbare Explosion zu bewirken. Sobald er Feuer an die Zündleine gebracht, sollte Fawkes eiligst auf ein für ihn auf der Themse bereitliegendes Schiff sich begeben, rasch den Fluß hinab und nach Flandern hinüber fahren, um dort dem englischen Regiment die Kunde von dem gefallenen Mordschlag zu bringen und dasselbe auf Grund der schon früher hergestellten Einverständnisse zu kriegerischem Dienst für die katholische Sache nach England herüberzubringen. Ungefähr zur selben Zeit, wo die Pulvermänner also über die letzten Maßnahmen schlüssig geworden, hatten sie auch einen ihrer Genossen, den Sir Edmund Baynham, nach Rom geschickt, um der Kurie die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens darzulegen und den Papst zu bestimmen, nach dem Ausbruch der Verschwörung die volle Macht seiner geistlichen Waffen zu Gunsten derselben einzusetzen.

Man sieht, der Streich war umfassend vorbereitet; aber auch, daß die Verschwörung einen Umfang angenommen hatte, welcher sich mit der Bewahrung des

Digitized by Google

Geheimnisses schlecht vertrug. Denkwürdiger Weise scheinen die ersten Ausplaudereien über das bevorstehende Schreckliche aus jesuitischen Kreisen gekommen zu sein. Damit ist nicht die Nachricht gemeint, der Pater Garnet, Superior der Gesellschaft Jesu in England, habe am Allerheiligentage einen Lobgesang angestimmt auf die nahe Befreiung der Katholiken vom Joche der Ketzer. Wohl aber ist damit gemeint, daß infolge von bezüglichen Aeußerungen, welche Jesuiten in Paris gethan, von dort im Oktober eine Warnung an die englische Regierung gelangte. Indessen wäre diese Warnung kaum ernstlich genommen worden und hätte auch schwerlich auf die Fährte der Pulververschwörung geführt, so nicht von anderer Seite her ein viel deutlicherer Wink gegeben worden wäre.

Am 26. Oktober, zehn Tage vor dem Zusammentritt des Parlaments, war Lord Mounteagle zur Stadt gekommen. Während er in seinem Hause in Hoxton zu Abend aß, wurde ihm ein Brief gebracht, welchen ein unbekannter Mann einem der Pagen des Lords auf der Straße übergeben hatte. Mounteagle bat einen Gentleman Namens Ward, welcher mit ihm zu Tische saß, das Schreiben, welches keine Unterschrift trug, vorzulesen, und Ward las: — „Mein Lord, um der Liebe willen, die ich für etliche Ihrer Freunde hege, bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich möchte Ihnen also rathen, so Ihnen Ihr Leben lieb ist, einen Vorwand zu finden, um der bevorstehenden Parlaments-

Digitized by Google

eröffnung nicht anwohnen zu müssen. Denn Gott und Menschen haben sich verbunden, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Halten Sie ja diese Warnung nicht etwa für eine Kleinigkeit, sondern begeben Sie sich vielmehr unverweilt auf Ihren Landsitz. Dort können Sie den Ausgang in Sicherheit abwarten. Denn obzwar nichts der Art wie ein Aufstand vorhanden zu sein scheint, so sag' ich Ihnen doch, dieses Parlament wird einen schrecklichen Schlag empfangen, ohne zu sehen, allwoher selbiger kommt. Verachten Sie meinen Rath nicht! Die Gefahr wird so rasch sein, wie der Augenblick vergeht, den Sie brauchen, um diesen Brief zu verbrennen. Ich hoffe, daß Gott Ihnen die Gnade verleihen werde, von dem Inhalt einen guten Gebrauch zu machen, und empfehle Sie in Gottes heiligen Schutz."

Es blieb nicht verhohlen, daß Lord Mounteagle einen Brief solchen Inhalts erhalten habe. Wer war der Schreiber und Absender desselben? Aller Wahrscheinlichkeit zufolge Sir Franz Tresham, welcher, am 30. Oktober nach der Hauptstadt gekommen, von seinen Mitverschworenen Catesby und Winter, die schon am 27. Oktober von dem Briefe Wind bekommen hatten, heftig zur Rede gestellt wurde. Sie drohten, ihn niederzustoßen, falls er sich zu dem verrätherischen Schreiben bekännte oder falls er Miene machte, von dem Unternehmen zurückzutreten. Allein der Bedrohte leugnete dieses wie jenes so entschieden und fest, daß seine

Bedroher ihm glaubten oder wenigstens so thaten, als glaubten sie ihm. Sie waren, das muß man ihnen nachsagen, Männer von eiserner Entschlossenheit. Sie konnten sich ja nicht verhehlen, daß der Alarmruf erhoben und daß man ihnen vielleicht schon an den Fersen sei. Auch stand es ihnen zur Stunde noch frei, auf das für den Zünder Guy Fawkes bereitgehaltene Fahrzeug zu flüchten, den Anker zu lichten und sich selbst sammt ihren Genossen die Themse hinab, in den Kanal hinaus und nach Flandern hinüber zu retten. Sie thaten es nicht, sondern beharrten auf ihrem Vorhaben. Ob sie den Fawkes von der dem Lord Mounteagle zugegangenen Warnung verständigten, ist nicht zu erfahren. Das aber steht fest, daß dieser entschlossene Attentäter seine letzten Vorbereitungen für den entscheidenden Augenblick kaltblütig und umsichtig traf.

Derweil aber war aus dem anonymen Warnungsbrief schon ein Staatsaktenstück geworden. Es wird erzählt, Lord Mounteagle hätte zuerst nicht gewusst, was er aus und mit dem Schreiben machen sollte, und wäre geneigt gewesen, die Zuschrift für einen schlechten Witz, für eine Fopperei zu halten. Bald jedoch fand er gerathen, die Sache ernster zu nehmen. Er mochte sich erinnern, daß er als ein katholischer Peer vollwichtigen Grund hätte, vor jedem Verdacht, irgendwie der Mitwisser eines allfälligen katholischen Anschlags zu sein, sich zu wahren. Er machte sich daher noch am Abend vom 26. Oktober nach Whitehall auf, nahm eine Audienz

Digitized by Google

beim ersten Minister des Königs, dem kürzlich zum Earl of Salisbury erhobenen Staatssekretär Robert Cecil, und übergab ihm den geheimnißvollen Brief. Cecil zeigte denselben einigen Mitgliedern des Kabinetts, ließ aber dann die Sache ruhen bis zum 31. Oktober, an welchem Tage Jakob von Royston, wo er gejagt hatte, nach London zurückkehrte. Das Warnungsschreiben kam nun sofort im Ministerrath zur Vorlage und unser gelehrter Fex von König hat sich in seiner »Conjuratio sulphurea« gerühmt, er hätte auf der Stelle erkannt, daß es sich hier keineswegs um eine „Kleinigkeit" handelte, sondern vielmehr um etwas Großes, höchst Gefährliches und Ruchloses. Sein Scharfsinn hätte aus den dunkeln Andeutungen der geheimnißvollen Zuschrift die ganze Pulververschwörung, wenigstens in ihren Umrissen, herausgelesen. Es ist ja immerhin möglich, daß besagte Andeutungen in Jakob eine unbestimmte Erinnerung an den Gräuel wachgerufen haben, welchem sein Vater Darnley zum Opfer gefallen war. Wahrscheinlich jedoch ist, daß der nicht bloß angeblich, sondern wirklich scharfsichtige Cecil durch das an Lord Mounteagle gerichtete Schreiben auf die Vermuthung geführt wurde, es müsste etwas Finsteres gegen König, Parlament und Regierung im Werke sein, — item, daß der siebenfach destillirte Hofmann schlau genug war, das, was er selber geahnt, den König ahnen zu lassen und das Verdienst, eine Gefahr gewittert zu haben, geschickt auf die königliche

Digitized by Google

Nase überzutragen. Wie dem sein mochte, man beschloß, eine Untersuchung der Räume unter dem Parlamentsgebäude vornehmen zu lassen und mit diesem Geschäfte den Earl of Suffolk, den Lord Großkämmerer, zu betrauen. Am 4. November, Abends, fand diese Untersuchung statt. Der Lord Großkämmerer und die ihn begleitenden Herren, worunter auch Lord Monteagle, trafen in dem Gewölbe unter der Kammer der Peers den Guy Fawkes, welcher auf Befragen ruhig und gefaßt angab, daß er ein Diener von Sir Thomas Percy und mit der Ordnung und Bewachung der Holzvorräthe für den nahenden Winter beschäftigt wäre. Die Herren wunderten sich zwar über die Masse von Holz und Reisig, die hier aufgehäuft war, trieben aber die Nachforschung nicht weiter, ließen den Fawkes unbehelligt und gingen. Nachher jedoch müssen dem Grafen von Suffolk etliche Skrupel gekommen sein oder aber befriedigte der von dem Lord Großkämmerer erstattete Bericht den Staatssekretär nicht. Genug, gegen Mitternacht erschien mit bewaffnetem Geleite und mit dem Auftrag, eine gründlichere Untersuchung anzustellen, Sir Thomas Knevet, einer der Friedensrichter von London, am Eingang zu dem Keller und traf hier den vor der Thüre herumlungernden Fawkes, welcher die Nacht durchwachte, um am andern Morgen die Stunde der „großen Action" nicht zu verpassen. Auf der Stelle ließ Knevet den ihm verdächtig vorkommenden Mann dingfest machen. Dann drang man

Digitized by Google

in das Gewölbe, untersuchte dasselbe genau in allen seinen Theilen, schob die Holzscheiteschichten und die Reisigbündel beiseite und fand die darunter aufgestapelten Pulverfässer. Sofort war der ganze gräßliche Anschlag klar, denn bei dem inzwischen durchsuchten Guy hatte man Feuerzeug, mehrere Lunten und eine lange Zündwurst gefunden. Den gefangenen Pulververschwörer verließ seine finstere Entschlossenheit vorderhand nicht. Noch während der Nacht vor den Staatssekretär gebracht, verweigerte er die Nennung seiner Komplottgenossen und erklärte trotzig, es thäte ihm nur das Eine leid, daß es ihm verwehrt worden, den Leitstrick anzuhängen und zu entzünden. Er wurde in einen der Kerker des Tower versperrt und es untersteht wohl keinem Zweifel, daß man der Untersuchungskunst von dazumal gemäß unverweilt mit der Folter gegen ihn vorging.

Mit Tagesanbruch lief die Kunde von der Pulververschwörung, ihrer Entdeckung und Vereitelung durch die Stadt und verbreitete Schrecken und Entrüstung. Dieser „schwarze" Tag hat sich dem Gedächtnisse der Londoner so fest eingeprägt, daß, wie bekannt, noch jetzt bei der alljährlichen Wiederkehr desselben der „protestantische Zorn" an durch die Straßen geschleiften Guy-Fawkes-Puppen ausgelassen wird. Damals, am 5. November von 1605, gab die Nachricht von Guy's Verhaftung den in London anwesenden Mitgliedern des Komplotts das Signal zur Flucht. Nur Franz

Digitized by Google

Treſham wähnte es wagen zu können, in der Stadt zu bleiben, und hatte ſogar die Stirn, den Miniſtern ſeine Dienſte gegen die Pulvermänner anzubieten. Es ergaben ſich aber bald ſo ſchwere Verdachtsgründe wider ihn, daß er verhaftet und in den Tower gebracht wurde, wo er einige Tage darauf an einem hitzigen Fieber verſtarb, nicht ohne daß zuvor, wie es ſcheint, die Regierung von ihm wichtige Ausſagen gegen die Jeſuiten erlangt hatte. Die übrigen Verſchwörer hatten ſich auf ihre Pferde geworfen und waren ſpornſtreichs nach Dunchurch zu Sir Everard Digby geritten. Da hier ungefähr ihrer Achtzig beiſammen, beſchloſſen ſie, ſich nach Wales durchzuſchlagen, in der Hoffnung, die dort noch zahlreichen Katholiken zum Aufſtand bewegen zu können. Sie kamen aber nur bis Holbeach, wo ſie von einem ihrer Mitverſchworenen, Sir Stephan Littleton, in ſeinem Manor aufgenommen wurden. Unterwegs hatten ſich ſchon etliche Zwanzig von ihnen ſeitwärts in die Büſche geſchlagen und von den Häuſern der katholiſchen Landgentry, wo ſie hatten einſprechen und Beiſtand heiſchen wollen, waren ſie mit Unglimpf zurückgewieſen worden, während das Volk die Flüchtinge nur neugierig anſtarrte, ohne auch nur die Lippen, geſchweige die Finger für ſie zu regen. Natürlich! Es handelte ſich ja um eine »causa victa«, welche bekanntlich allzeit und überall Göttern und Menſchen gleich ſehr verhaßt war, iſt und ſein wird.

Digitized by Google

Bereits auch war der Ruf zur Jagd auf die Verschwörer von London aus ergangen und die Sheriffs der Grafschaften verschritten mit dem bewaffneten Aufgebot derselben eiligst dazu, das gehetzte Wild zu stellen. Der Sheriff der Grafschaft Worcester holte mit seiner Mannschaft die Flüchtlinge zu Holbeach ein, umzingelte am 8. November das Herrenhaus und forderte Waffenstreckung und Ergebung. Die trotzigen Rebellen jedoch, wohl erkennend, daß alles zu Ende und jeder Weg zur Rettung versperrt wäre, wollten lieber mit den Waffen in der Hand als am Galgen sterben und verwarfen die Aufforderung zur Uebergabe. Dann beichteten sie einander ihre Sünden, ertheilten sich, in Ermangelung eines Priesters, gegenseitig die Absolution und rüsteten sich zur letzten Wette. Die verzweifelte Gegenwehr, wozu sie sich entschlossen hatten, wurde ihnen sehr dadurch erschwert, daß ihr auf dem Fluchtritt naßgewordener Pulvervorrath, als sie denselben auf dem Herde trockneten, Feuer fing, explodirte und mehrere von ihnen, namentlich auch Catesby, stark verbrannte. Trotzdem leisteten sie der stürmenden und eindrängenden Mannschaft des Sheriffs Widerstand bis zum Aeußersten. Rockwood, Thomas Winter und die Brüder Wright wurden verwundet. Catesby und Percy, also die eigentlichen Hauptleute der Pulvermännerbande, stellten sich kämpfend Rücken an Rücken und sind so von zwei aus einer und derselben Muskete auf sie abgefeuerten Kugeln tödtlich getroffen worden.

Digitized by Google

Auch die beiden Wright, Jack und Kit, erlagen noch an Ort und Stelle ihren Wunden. Das Fechten endete mit der Gefangennahme der Ueberlebenden. Andere der Verschwörer, welche der Ergreifung zu Holbeach entgangen waren, wie Digby und Robert Winter, wurden bald darauf aufgestöbert und eingefangen. Auch gegen die drei Jesuiten Gerard, Greenway und Garnet ergingen Haftbefehle. Den beiden erstgenannten gelang es, von Versteck zu Versteck zu schleichen, die Seeküste zu erreichen und nach dem Festlande zu entkommen. Garnet dagegen ist im Januar von 1606 in dem Unterschlupf, welchen er in Hendlip-Hall, dem Schloß eines katholischen Gentleman, Namens Abington, bei Worcester, gefunden hatte, aufgespürt und nach London in den Tower gebracht worden. Die Erzählung von dieser Aufspürung und Verhaftung des Jesuitensuperiors bildet einen ganzen Roman.

Cecils Freude, als er die Pulververschwörer, so viele davon noch am Leben, unter seiner Hand hatte, war groß. König Jakob drückte seine Befriedigung nach seiner Manier aus, d. h. stammelnd, geifernd, mit Armen und Beinen schlenkernd. Dem Milizmann, welcher mit einem und demselben Musketenschuß Catesby und Percy niedergestreckt hatte, setzte er einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus.

Die Procedur, welcher die Gefangenen unterworfen wurden, war so, wie sie nach den Begriffen und Bräuchen jener Zeit sein musste. Der König hatte

Digitized by Google

eine Untersuchungs-Kommission bestellt, welche aus vier Lords bestand: Staatssekretär Cecil, Graf von Salisbury. Großsiegelbewahrer Howard, Graf von Northampton, Großadmiral Earl Howard, Graf von Nottingham, und der Statthalter von Irland Earl Blount, Graf von Devon. Diese Kommission, welcher Cecil vorsaß, hielt ihre Sitzungen im Tower und zwar in einem im Oberstock des „Statthalterhauses" gelegenen Gemach, welches noch jetzt das „Zimmer der Pulververschwörung" heißt. Wohl deßhalb, weil an den Wänden lateinische Inschriften angebracht sind, welche sich auf das Komplott beziehen. Der bombastisch-schnörkelhafte Stil derselben kann die Vermuthung erregen, sie müssten von dem König selber verfasst sein, obzwar eine derselben die blutige Satire auf diesen König-Fex enthält, daß er darin genannt wird „Jakob der Große, hochberühmt wegen seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Gelehrsamkeit, Tapferkeit, Milde und anderer königlichen Tugenden [1])". Eine zweite Inschrift gibt in der Form eines schwülstigen Dankgebetes eine Art kurzer Geschichte der Pulververschwörung. Eine dritte enthält die Namen der Pulvermänner, welche in der zweiten bezeichnet werden als „Römische Jesuiten und treulose Katholiken von vipernhafter Bosheit, welche

[1]) »Jacobus Magnus, Rex pietate, justitia, prudentia, doctrina, fortitudine, clementia ceterisque virtutibus regiis clarissimus.« Wenn Jakob wirklich der Verfasser dieser Lobpreisung wäre, so müsste er als ein Klassiker der Selbstperrisflage anerkannt werden, obzwar als ein unfreiwilliger.

Digitized by Google

mit andern ebenso ruchlosen und wahnwitzigen Gesellen von dem wüthenden Wunsche getrieben waren, die wahre christliche Religion auszutilgen und das Reich mit der Wurzel auszurotten."

In diesem Zimmer empfingen die Mitglieder der Untersuchungskommission die Geständnisse von Guy Fawkes, welcher anfänglich seine trotzige Verschlossenheit zu bewahren suchte, der aber, wie schon erwähnt worden, zweifelsohne durch Folterung zermürbt, alles enthüllte, was er von dem Komplott wusste, und er wusste ja alles. Infolge dieser Enthüllungen befanden sich bald auch die Pulververschwörer in den Händen der Regierung, welche der Katastrophe von Holbeach entronnen waren. Die Procedur wurde dann auf alle Gefangenen ausgedehnt, und nachdem sich die Untersuchungskommission durch Beiziehung von Mitgliedern des Geheimrathes und der obersten Richterkollegien verstärkt hatte, konstituirte sie sich als Tribunal und die Ausfällung der Urtheile hob an. Es fielen, wie erwartet werden musste, lauter Todessprüche. Kraft derselben sind Digby, Grant, Bates und Robert Winter am 30. Januar 1606 bei Sankt Pauls Kreuz, d. i. auf der Westseite des Paulskirchhofs, gehenkt und am Tage darauf Guy Fawkes, Keyes, Rockwood und Thomas Winter in Palcon-Yard gegenüber dem Parlamentsgebäude gehenkt, geviertheilt und auf's Rad gelegt worden. Am 28. März sodann sprach eine mit londoner Bürgern besetzte Geschworenenbank den Pater

Digitized by Google

Garnet schuldig, worauf er am 3. Mai auf dem Sankt Paulskirchhof am Galgen starb. Die bei Holbeach verscharrten Leichname Catesby's, Percy's und der Brüder Wright wurden auf Befehl des Großsiegelbewahrers Northampton ausgegraben und ebenfalls aufgegalgt.

Solches Ende nahm die »conjuratio sulphurea.«

Es braucht kaum beigefügt zu werden, daß, nachdem das Attentat fehlgeschlagen oder vielmehr gar nicht zum Schlag gediehen war, die Attentäter von aller Welt und am lautesten vielleicht von ihren eigenen Parteigenossen verleugnet und verdammt wurden. Das war ja selbstverständlich und ganz in der Ordnung: »Victrix causa« placuit placetve diis hominibusque, sed victa nemini. Der neugewählte Papst Paul der Fünfte fand sich daher veranlasst, die Pulververschwörung öffentlich zu missbilligen; ebenso der Jesuitengeneral Claudio Aquaviva. Aber diese und andere Verleugnungen und Brandmarkungen des gräßlichen Unternehmens, welche von katholischer Seite erfolgten, wandten die schweren Folgen der Verschwörung nicht von den englischen Katholiken ab. Diese mussten büßen, was die Catesby, Fawkes und Genossen gesündigt. Eine schneidende und, wie gesagt werden muß, eine schnöd-ungerechte Verschärfung der gegen den Katholicismus gerichteten Gesetze und Verordnungen trat unverweilt ein. Reichen katholischen Edelleuten, denen man schlechterdings nichts schuldzugeben wusste als

Digitized by Google

eben ihre Katholicität, wurden in willkürlichſter Weiſe ſchwere Geldbußen auferlegt. So mußte Lord Stourton 4000 Pfund, Lord Mordaunt 10,000, der Graf von Northumberland 30,000 zahlen; die beiden erſtgenannten, weil ſie im November von 1605 nicht nach London zum Parlament gekommen und folglich möglicherweiſe Mitwiſſer der Verſchwörung geweſen wären; Northumberland, der noch dazu für etliche Jahre eingetowert wurde, weil er den Percy unter ſeine Dienſtleute aufgenommen hätte. Dieſe und ähnliche Strafen waren nur ſchamloſeſte Gewalt- und Raubakte. Sie zeigten deutlich, wie es mit der vielgeprieſenen „altengliſchen Freiheit" eigentlich beſtellt war. Von jetzt an nahm das anglikaniſche Hoch-, Hof- und Staatskirchenthum an Ausſchließlichkeit, Verfolgungsſucht und Grauſamkeit noch zu und nicht allein die Katholiken, ſondern auch die Preſbyterianer und Puritaner bekamen immer bitterlicher zu fühlen, was für ſcharfe Hauzähne das „prälatiſche Maſtſchwein" beſäße. Der Puritanismus iſt dann allerdings durch Oliver Cromwell an ſeinen hochkirchlichen Verfolgern gerächt worden. Die Katholiken Englands dagegen ſind erſt nach 200 und etlichen Jahren kraft der Emancipationsakte von 1829 wieder zu ihren vollen religiöſen und ſtaatsbürgerlichen Rechten gelangt.

So hat denn das Minir- und Sprengkomplott von 1604—5 die weiteſtgreifenden Folgen gehabt. Die Lehre von der Zuläſſigkeit des politiſchen Mordes hat

Digitized by Google

hier in ihrer wenn auch fehlgeſchlagenen Anwendung eine wahrhaft ſchneidige Lehre gegeben. Aus der Geſchichte der Pulververſchwörung könnten demnach Menſchen und Parteien vieles lernen, wenn dieſe wie jene überhaupt etwas lernen wollten. Ignorabamus, ignoramus, ignorabimus. Zu deutſch: Die Dummheit währet von Ewigkeit zu Ewigkeit! Sela.

Digitized by Google

Achim von Arnim.*)

(Geb. am 26. Januar 1781 in Berlin, geſt. am 21. Januar 1831 zu Wiepersdorf.)

Aus der etwas abſeits gelegenen Gegend meiner Bücherei, wo die Herren Romantiker den Schlaf ihrer Unſterblichkeit ſchlafen, holte ich geſtern einen kleinen Oktavband herunter, auf deſſen Titelblatt gedruckt ſteht: „Bertholds erſtes und zweites Leben.“ Ein Roman von Ludwig Achim von Arnim. Berlin 1817. Maurerſche Buchhandlung, Poſtſtraße Nr. 29.

Ein beſcheiden, ſchüchtern, ja geradezu armſälig ausſehendes Ding von Buch in ſeinem löſchpapierenen Röcklein und ſeinem kümmerlichen Einbandmäntelchen. Man ſieht ihm deutlich an, daß es vor 64 Jahren in der „theuren Zeit“, allwo es ſo hungrig herging in deutſchen Landen, zur Welt gekommen. Ja, das arme alte Ding gemahnte mit der ganzen Dürftigkeit ſeiner Erſcheinung an das dazumalige Deutſchland ſelber, falls

*) Geſchrieben 1880.

Digitized by Google

überhaupt von einem solchen geredet werden könnte. Denn nachdem der giftige Mehltau einer stupiden Rückwärtserei auf alle die Blüthenträume, welche die „Befreiungskriege" ausschlagen gemacht, gefallen war, ist ja das deutsche Vaterland sogar als Gedanke und Sehnsuchtstraum verboten und verpönt gewesen.

Schon die furchtbaren Enttäuschungen, welche die napoleonische Welttyrannei den Gemüthern der Menschen, so die Anfänge der französischen Revolution mit freudigen Hoffnungen auf Weltbefreiung geschwellt hatten, bereitete, schufen in der Anschauung und Stimmung der europäischen Gesellschaft einen bedeutsamen Wechsel und Wandel. Die schmeichlerische weltbürgerliche Illusion verblasste vor der rauhen Wirklichkeit einer kosmopolitischen Zwingherrschaft, welche die Völker in einen unterschiedslosen Brei zusammenrühren wollte, auf dem die Franzoserei als bevorrechtete Kruste liegen sollte. Das nationale Gefühl begann mit Macht in den Volksseelen sich zu regen. Vorab in der deutschen, allworin die Erinnerungen an eine große Vergangenheit aufgingen.

Diese Erinnerungen, um so eifriger gepflegt, als sie über die schreckliche napoleonische Zeit wie später über die bittere kongresslich-reaktionäre hinwegtäuschten, haben eine nicht kleine Anzahl von strebsamen Geistern zur wissenschaftlichen Erforschung des Mittelalters und zur dichterischen Wiederbelebung desselben geführt. In dieser Abkehrung von einer verhassten Gegenwart, in

Digitized by Google

dieſer Hinwendung zu einer Vergangenheit, welche die holdtäuſchende Verklärung der Ferne trug, lag die eine Hauptwurzel unſerer ſogenannten „Romantik“, während die andere, wie jedermann weiß, von der Fichte-Schelling'ſchen Philoſophie ausging.

Die Romantik machte Schule, d. h. die romantiſche Stimmung und Literaturtendenz wurde ſchulmäßig entwickelt und geſtaltet. Als Oberſchulmeiſter that Friedrich Schlegel ſich auf, den Reiſeprediger des neuen Evangeliums machte Auguſt Wilhelm Schlegel. Zum Ur- und Erzdichter der Schule wurde Ludwig Tieck ausgerufen und als Prophet der Romantik orakelte Novalis-Hardenberg. Nach alſo vertheilten Rollen konnte das Spektakel losgehen. Die Spitze deſſelben richtete ſich gegen Schiller, deſſen ſittliche Größe den Romantikern verhaßt war und den ſie um ſeine unermeſſliche Wirkſamkeit beneideten. Der romantiſche Lärm war groß, aber kurz. Ein Romantiker ſelbſt, Eichendorff, hat die ganze Erſcheinung treffend mit einer Rakete verglichen. Funkenſprühend rauſchte ſie in die Luft empor, um farbenfunkelnd zu zerplatzen. Der Geruch, welchen das Feuerwerk hinterließ, war nicht gerade ein lieblicher. Es roch da nach Renegatenthum und Judaſſerei.

Indeſſen hat der Stamm der Romantik doch etliche Aeſte getrieben, deren ſaftſtrotzende Zweige zu üppigem Laubwerk und prächtigen Blüthen ausgeſchlagen ſind.

Ohne Bild: Dieſe und jene Richtung der Romantik iſt von wirklichen Dichtern aufgenommen, weiter-

Digitized by Google

geführt und zu Schöpfungen von bleibendem national-literarischem Werth ausgeprägt worden. So die naiv-phantastische Richtung und bewusst-patriotische. Dabei ist denkwürdig, daß in zwei der genialsten Romantiker diese beiden Richtungen sich verschmolzen: in Heinrich von Kleist, unserem bedeutendsten Dramatiker nach Schiller, und in Achim von Arnim. Für den Völker-psychologen mag es ein merkwürdiger Umstand sein, daß diese beiden sozusagen tropisch-phantasievollen Poeten dem Sandboden der Mark entsprossen sind.

Arnims Lebenslauf war der eines märkischen Guts-besitzers, aber eines solchen, welcher sich nicht nur „studirenshalber" in Heidelberg und Göttingen „aufge-halten", sondern tüchtig in den Wissenschaften sich um-gesehen hatte. Leibhaftig trat die Romantik in sein Dasein in Gestalt von Bettina Brentano, mit welcher „Sibylle der romantischen Schule", wie man „das Kind", dieses Amalgam von Ariel und Puck ja wohl mit Recht genannt hat, der Dichter vermählt war [1]). Diese Ehe

[1]) Ariel-Puck-Bettina ist zweifelsohne die Frau gewesen, welche bislang in der deutschen Literaturgeschichte den größten Lärm gemacht hat. Hätte sie etwas von dem künstlerischen Verstand einer Aurora Dudevant besessen, so konnte sie eine große Dichterin werden. Denn Phantasie besaß sie im Uebermaß, in solchem Uebermaß, daß sie die größte — wir wollen höflicherweise nicht sagen Lügnerin, sondern Fabulirerin des 19. Jahrhunderts geworden ist. Ihr bekanntlich zu einem nicht geringen Theil nur in ihrer Einbildung existirendes Ver-hältniß zu Göthe, ihr phantastisches „Kind"-Spiel, hatte nicht selten einen Beigeschmack von geradezu mittelalterlich-romantischer Naivität. Eine recht kennzeichnende Probe davon will Karoline Bauer („Memoi-

Digitized by Google

iſt, ſoviel ich davon weiß, eine glückliche geweſen, wozu zweifelsohne beigetragen hat, daß in Arnims Weſen neben der Phantaſiefülle auch die norddeutſche Verſtandeskühle und Beſonnenheit ſich geltend zu machen wußte. Er war, unähnlich ſo vielen Romantikern, ein Mann von Ehre, Pflichtbewußtſein und Sitte, ein guter Gatte und ſorgſamer Hausvater.

Unſeres Dichters erſtes Auftreten in der Literatur — „Hollins Liebeleben“ 1802, „Ariels Offenbarungen“ 1804 — war ein ſo ſuperlativiſch romantiſches, daß es geradenwegs ins Irrenhaus führen zu müſſen ſchien. Dann klärte ſich die Gährung etwas in ſeinen Beiträgen zur „Einſiedlerzeitung Tröſt Einſamkeit“, welche Arnim unter Mitarbeit von Hölderlin, Tieck, Brentano, Uhland, Kerner, den Brüdern Grimm u. a. zu Heidelberg (1806 fg.) herausgab. Doch blieb noch immer Trübheit genug zurück, wie denn, um das gleich hier zu ſagen, Arnim im ganzen Verlaufe ſeiner vielſeitigen dichteriſchen Thätigkeit nur ſelten zur völlig freien und klaren, ſein Material ſouverän meiſternden Künſtlerſchaft und folglich zur reinen Formſchönheit ſich erhoben hat. Am entſchiedenſten iſt ihm das, nach meinem Gefühle, gelungen in der kleinen, aber ganz meiſterlichen Novelle „Fürſt

ren“, III, 471) aus dem Munde von Ludwig Tieck vernommen haben. Eines Tages nämlich habe das „ſchon recht erwachſene „„Kind““ Bettina“, auf der Sophalehne reitend, in gut frankfurter Mundart geſagt: „Weiſcht du, Tieck, vom Göthe muß ich um jeden Preis ein Kind haben! Das muß ein Halbgott werden.“ — Göthe trug aber kein Verlangen, der Vater eines Halbgottes zu werden.

Digitized by Google

Ganzgott und Sänger Halbgott". In andern Erzählungen blüht Arnims Phantasie allerdings noch farbenprächtiger auf — so namentlich in der „Isabella von Egypten" — und wieder in anderen macht sein Humor noch ergötzlichere Sprünge — z. B. in der Geschichte „Von den drei liebreichen Schwestern und dem glücklichen Färber" — aber nicht zum zweitenmal hat der Dichter es verstanden, die Blüthen seiner Phantasie und seines Humors zu einem so harmonisch schönen Strauße zu binden, wie in der zuerst genannten Novelle.

Der Grundmangel von allem Schaffen Arnims ist gewesen, daß er seinen Reichthum ebensowenig zu Rathe zu halten vermochte wie Jean Paul Friedrich Richter. Wie dieser gab er mit verschwenderischer Hand, aber diese Hand erlahmte häufig im Formen und Gestalten. An die Stelle des bildnerischen Beharrens, der künstlerischen Durchbildung des Stoffes im Sinne der denselben ursprünglich beseelenden Idee trat gar oft eine fahrige Willkür, die aus dem Hundertsten ins Tausendste sich verirrte, den leitenden Gedankenfaden im Labyrinth der Phantastik ganz verlor, statt des Schönen nur noch das Fratzenhafte schaute und zeigte, an die Stelle des Brusttons der Empfindung die Fistelstimme der Kaprice setzte und diese dann mitunter in geradezu halb aberwitzigem Stammeln erlöschen ließ. Will man so recht erfahren, was solche Verirrungen einer reichen Dichternatur zuwegebringen können, so muthe man sich zu — denn es ist eine starke Zumuthung — Arnims „Päpstin

Digitized by Google

Johanna" zu leſen. In dieſem tollen Gemengſel von Vers und Proſa, in dieſem Miſchmaſch von epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Motiven und Anläufen feiern die Formloſigkeit, die Willkür, die Kaprice, die Zerfahrenheit und Verblaſenheit einen chaotiſchen Triumph.

Man hat aber das deutliche Gefühl, gar manche Unzulänglichkeit und Unerquicklichkeit arnimſcher Dichtungen rührte davon her, daß auf die Blätter derſelben die Schatten der böſen Zeit ihrer Entſtehung gefallen ſeien. Unſer Dichter war ein vaterländiſch geſinnter Mann. Er vermochte daher nicht in das Wolkenkuckuksheim vaterlandsloſer Weltbürgerei und abſtrakter Kunſtduſelei ſich zu erheben, um von dort mit der olympiſchen Ruhe eines Göthe auf die Bedrängniß, Noth und Trübſal Deutſchlands herabzublicken. In ihm arbeiteten die Leidenſchaft und der Schmerz eines Patrioten. Freilich verſuchte auch Arnim häufig genug die Flucht aus der Wirklichkeit, aber der Flüchtling gelangte dann nicht in die ätheriſche Kunſtregion, ſondern nur ins romantiſche Geſpenſterreich voll fratzenhafter Mißbildungen. Solche ſtellte er dann den Widerwarterſcheinungen der Zeit wie zum Hohn entgegen. Achtſamen Leſern werden in den Schriften Arnims genug Stellen begegnen, welche von einer Stimmung, d. h. von einer Verzweiflung zeugen, wie jene geweſen, welche dem Dichter der Hermannsſchlacht, Heinrich von Kleiſt, zu einer und derſelben Stunde das mörderiſche und das ſelbſtmörderiſche Piſtol in die Hand drückte.

Digitized by Google

Die 19 ſtattlichen Bände, in welchen Wilhelm Grimm und Bettina von Arnim die Werke unſeres Dichters geſammelt und herausgegeben haben (Berlin 1839 fg.), enthalten einen erſtaunlichen Reichthum von Poeſie. Wäre nur die Schatzkammer beſſer geſichtet und geordnet! Ich meine, nicht von den Ausſtellern, ſondern vom Schatzgräber ſelber. Es iſt da eine Fülle von Edelgeſtein. Wäre nur die Faſſung nicht häufig unvollendet, bloß halbwegs fertiggemacht, mitunter auch barock oder groteſk!

Arnim hat fleißig und vielſeitig geſchaffen. Er iſt als Lyriker, Dramatiker und Epiker thätig geweſen, wobei er dieſe Dichtungsarten nicht ſelten, wie ich bereits andeutete, ganz willkürlich durcheinander mengte. Seine Lyrik will nicht eben viel bedeuten und es iſt wunderlich, daß dieſer Poet, welcher gemeinſam mit ſeinem Schwager und Mitromantiker Klemens Brentano zuerſt den Hort unſerer alten Volksliederdichtung hob und bekannt gab („Des Knaben Wunderhorn," 3 Bde., 1808), augenſcheinlich davon nur geringe Wirkung und Anregung empfangen hat. Von der Knappheit, Anſchaulichkeit, Beſtimmtheit und Bewegtheit des Volksliedes iſt nicht viel oder gar nichts in ſeinen lyriſchen Auslaſſungen. Häufig fehlt ſeinen Rhythmen der Fluß, ſeinen Verſe die Melodie, wie ja auch ſeine Proſa nicht ſelten, ſtatt durchgearbeitet und gerundet zu ſein, allzu ſtoßweiſe herauskommt, zu brüchig und zu bröckelnd erſcheint.

Digitized by Google

Von Arnims „Schaubühne", will sagen von seiner dramatischen Poesie, ist als von einer Verschollenheit kaum noch zu reden. Die Romantik hat zwar, wie bekannt, einen großen Dramatiker gestellt, den Schöpfer des „Prinzen von Homburg" und des „Zerbrochenen Kruges"; aber im übrigen war das Drama ihre schwächste Seite. Arnim hat dieselbe mittels seiner Versuche im Schau- und Lustspiel nicht stärker gemacht. Es ist ja wahr, dieses oder jenes seiner Stücke — z. B. „Der Auerhahn" — zeigt die disjecta membra poetae dramatici auf, aber keins den ganzen Dramatiker. Die dickleibige sogenannte Tragikomödie „Halle und Jerusalem", worin die Kardeniosage und der Ahasvermythus zum tollsten Wirrwarr zusammengemantscht sind, mag etwa in unserer Literaturgeschichte stehen bleiben als abschreckendes Exempel der völligen Verwilderung, in welche die formlose Willkür der Romantik zuletzt sich verlief.

Unseres Dichters dauernde Bedeutung beruht demnach auf seinen Hervorbringungen als Erzähler. In die Reihe seiner Novellen hat er außer den bereits erwähnten noch mehrere gestellt — „Die Verkleidungen des Hofmeisters und seines Zöglings", „Die Ehenschmiede", „Die Majoratsherren", „Die Kirchenordnung" — welche für immer zu den Perlen unserer Novellistik gezählt werden müssen. Wir dürfen wohl annehmen, diese Dichtart sei dem Genius Arnims darum am entsprechendsten und angemessensten gewesen, weil

Digitized by Google

sie kein allzu langes Zusammenfassen und Zusammenhalten seiner Stimmung und seiner Bildnerkraft erforderte.

Beweise hierfür geben seine beiden größeren erzählenden Schöpfungen, die beiden Romane „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ (1810) und „Die Kronenwächter — 1. Theil, Bertholds erstes und zweites Leben“ (1817). Denn im Verlaufe dieser Dichtungen, namentlich der erstgenannten, tritt eine bedenkliche Ermattung ein und wird der anfangs so kühne und schöne Flug der Phantasie zur Ver- und Zerflatterung.

Die Exposition der „Gräfin Dolores“ ist mit Recht berühmt und nur nach Verdienst von Heine und anderen gepriesen worden. Unbedingt gehört sie zum besten, was Arnim geschrieben hat. Diese Schilderung der Armuth eines verlumpten adeligen Hauses ist mit Poesie getränkt und zugleich wunderbar realistisch. Wer sie einmal gelesen, vergisst sie nie wieder. Ich erinnere mich, vor Jahren in Gesellschaft eines lieben Freundes, der nun auch schon dahingegangen, von wannen keine Wiederkehr, in einem der Bergthäler von Graubünden den vernachlässigten, verlotterten, halbzerfallenen Edelhof einer herabgekommenen, alten, vormals im Lande hochangesehenen Familie besucht zu haben. Als wir in dem gänzlich verwilderten Garten standen und die Verödung rings in Haus und Hof betrachteten, sagte der Freund: „Akkurat wie in Ar-

Digitized by Google

nims Gräfin Dolores!“ Er hatte recht: die Scene war wie aus dem Buche herausgeschnitten. Um so deutlicher, als droben in einer arg verwitterten Loggia des Mittelgebäudes flüchtig zwei Frauengestalten erschienen, welche man allfällig für Dolores und ihre Schwester Klelia nehmen konnte. Diese zwei weiblichen Figuren sind dem Dichter ganz vorzüglich gelungen. Ueberhaupt macht die Gestalten- und Charakterzeichnung die Stärke des Romans aus. Schade, daß die Führung der Handlung sich nicht auf gleicher Höhe hält. Sie verschwimmt in ihrem Verlaufe leider mehr und mehr ins Grillen- und Schrullenhafte, stellenweise sogar ins lüstern Mystische. Stimmung und Bildnerkraft haben lange nicht bis zuletzt vorgehalten und so erfüllt das Ende bei weitem nicht, was der Anfang versprach.

Das ist ja bekanntlich ein Charaktermerkmal der romantischen Schule, daß ihren Dichtern das Fragmentarische anhaftete, ein deutliches Zeichen, daß sie doch nirgends so recht aus einem Guß und in einem Fluß zu schaffen vermochten. Man spürt da gar häufig das Erlahmen des Dilettantismus an großen Aufgaben. Ich erinnere daran, daß die Romantiker gerade ihre größten Würfe nicht bis ans Ziel zu treiben verstanden. Tiecks „Cerennenkrieg“, Novalis-Hardenbergs „Ofterdingen“, Brentano's „Rosenkranzromanzero“, Kleists „Robert Guiskard“, Immermanns „Tristan und Isolde“ sind Stückwerke geblieben.

Digitized by Google

Auch der Roman „Die Kronenwächter" ist ein Fragment. Ganz fertig und abgeschlossen ist ja nur der erste Theil: „Bertholds erstes und zweites Leben." Zwar hat Bettina „aus dem Nachlaß" ihres Mannes einen zweiten Theil herausgegeben, allein die Echtheit desselben ist sehr fragwürdig. Ob Bettina selber die Verfasserin, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist dieser zweite Theil wieder ein Bruchstück oder höchstens eine flüchtige, kaum untermalte Skizze. Daß aber Arnim nicht dazu gekommen, den großartigen Entwurf seiner Romandichtung vollständig durchzuführen und auszugestalten, muß höchlich beklagt werden. Denn hier war Wille und Material zu einem nationalen Kunstwerk vorhanden. Zur Ausführung seines Planes, einen historischen Roman höchsten Stils zu schreiben, hat unser Dichter augenscheinlich erst nach sorgfältiger Vorbereitung sich angeschickt. Er ist so ganz heimisch in der versinkenden mittelalterlichen Welt des 16. Jahrhunderts, daß er auch dem Leser in derselben heimelig und behaglich zu machen weiß, und zwar so sehr, daß wir alle die Absonderlichkeiten der Geschichte, welche er uns erzählt, als selbstverständlich hinnehmen und gelten lassen. Dieser dichterische Zauber, welchen Arnim in den Kronenwächtern übt, scheint mir, so ich das Richtige treffe, daraus zu entspringen, daß hier die historisch-objektive Schilderung durchweg von einer kräftigen und edeln Subjektivität getragen und durchsättigt ist.

Digitized by Google

Der Roman hebt prächtig-realistisch an. Gleich die Schilderung des Schwabenlandes ist vortrefflich. Dann die Beschreibung des Kleinlebens von Waiblingen oder Weiblingen, wie der Dichter den Namen des Stanfenstädtchens schreibt. „Die Hochzeit auf dem Thurm" in der Neujahrsnacht, womit die Geschichte angeht, ist ein wahres Kabinettstück von niederländischer Malerei. „Der neue Thurmwächter, der Martin — erzählt im Heimgehen der Bürgermeister dem mitangesäuselten w'rtembergischen Vogt — hat heute die Witwe des vorigen geheiratet, weil sie oben zu stark geworden, um die enge Wendeltreppe herunterzusteigen. Wir konnten doch wahrhaftig der Frau wegen nicht den Thurm abbrechen lassen und so musste sie sich dazu bequemen: sonst hätte sie lieber unsern Schreiber, den Berthold, geheiratet." Droben in der Stube des Wachtthurms sitzt derweil zwischen der Frau Hildegard und dem Rathschreiber Berthold der alte Martin „im verschossenen rothen Wamms, das er noch aus dem italienischen Kriege mitgebracht hatte, wie auf dem Felde des Schachbretts zwischen Schwarz und Weiß, denn jene war reinlich in weißem selbstgewebtem Linnen, dieser sehr anständig in schwarzem Tuch gekleidet." In dieses trauliche Stilleben tritt nun abenteuerlich das Hauptmotiv unseres Romans, in Gestalt des von dem gespenstigen Reiter an den Fuß des Thurmes gebrachten und von den beiden Freunden in die Thurmbehausung emporgewundenen Findlings, des

geheimnißvollen Hohenſtaufenſprößlings. Der wird dann, auf den Namen ſeines Ziehvaters, des Rathſchreibers, getauft, von Frau Hildegard mütterlich großgezogen und vom alten Martin treulich gepflegt, der Held unſerer Geſchichte — freilich ein wunderlich Stück von einem Helden. Aber gut gezeichnet iſt er, wie überhaupt die Geſtaltenbildung im ganzen Roman durchweg zu rühmen und namentlich auch an den Frauenbildern, Hildegard, Apollonia, Anna, Babeli, die Naturwahrheit und die ſichere und deutliche Individualiſirung anzuerkennen ſind. Als die markigſte und lebensvollſte Figur von allen tritt der Wunderarzt Dr. Fauſt vor uns hin, „mit dem feuerrothen, dicken Geſicht, mit weißblondem Haar und kahler Platte, in rothen Plunderhoſen und ſchwarzem Wamms, mit zehn Ehrenketten darauf. Auch einen prachtvollen türkiſchen Dolch trug der feurige Drache und um ſeine Hüften einen Kranz von Amuletten.“ Es war genialiſch gutgethan von Arnim, daß er ſtatt des ewigen metaphyſiſchen Neblers und Schweblers von Fauſt, welchen, ſeit Göthe den Typus geſchaffen, ſo mancher Poet weltſchmerzleriſch ſpuken ließ, einmal die derbrealiſtiſche Fauſtgeſtalt der Volksſage vorführte, den ſtark mit Charlatanismus behafteten, aber geſchickten und reſoluten Wunderdoktor, welcher den todkranken Berthold mittels Bluttransfuſion rettet und geſundmacht. Dieſe fauſtiſchen Scenen ſind vielleicht die geſundeſten im ganzen Roman.

Digitized by Google

Die Schwäche desselben ist der Mangel an folgerichtiger Entwickelung der Grundidee, sowie an fester Fugung der Komposition und an Uebersichtlichkeit der Gruppirung. Es hängt alles nur lose zusammen, läuft wie zufällig zu einander und ebenso wieder auseinander. Die, wenn ich so sagen darf, Freimaurerei der Kronenwächter, welche der ursprünglichen Absicht des Dichters zufolge offenbar eine große Rolle spielen sollte, geht nur so schemenhaft nebenher und bald ganz aus. Arnim scheint der Unmöglichkeit, aus der Kronenwächterei etwas Rechtes zu machen, innegeworden zu sein, und behandelte sie deßhalb nebensächlich. Wir müssen das bedauern, denn der Dichter liefert uns ja mittels einzelner Züge in seinem großen und treuen Zeitgemälde doch den Beweis, daß gerade er das Zeug dazu hatte, das Geheimnißvolle zur vollsten dichterischen Wirkung zu bringen. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an den Gang des Knaben Berthold in das „Haus des Barbarossa." Bewunderungswerth ist auch Arnims Gabe, aus der Zeit, welche er gerade schildert, geschichtliche Fernsichten in die Vergangenheit und in die Zukunft aufzuthun.

So gewinnen wir, alles zusammengehalten, wie von der Poesie Arnims im ganzen, so von den Kronenwächtern im besonderen immerhin bedeutenden und dauernden Eindruck. Wir mögen über einzelnes in den arnimschen Werken ungeduldig und unwillig werden, ja sogar erschrecken, aber im großen haben wir doch

Digitized by Google

immer wieder das Gefühl, daß aus dieſen Werken, insbeſondere aus den erzählenden, eines wirklichen Dichters Auge blicke, eines echten Poeten Zunge zu uns rede. Auch von ihm gilt, was Göthe ſeine Leonore Sanvitale vom Taſſo ſagen läſſt:

„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf;
Das Weitzerſtreute ſammelt ſein Gemüth
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, theil an ihm zu nehmen."

Digitized by Google

Julius Moſen.*)

(Februar 1881.)

Der Sohn des Dichters hat mir in der Lebensbeſchreibung ſeines Vaters, welche dem Schlußbande der vorliegenden Geſammtausgabe angefügt iſt, die Freundlichkeit erwieſen, daran zu erinnern, daß ich vor 28 Jahren zur Veranſtaltung einer erſten Geſammtveröffentlichung der Werke Moſens die Anregung gegeben. Ich hatte damit nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt. Denn Moſens lyriſche und epiſche Dichtungen hatten mir ja ſchon in meinen Studentenjahren viele gute und beſte Stunden gegeben und ſchon darum mußte mich ſpäter das tragiſche Geſchick des Dichters mit inniger Theilnahme erfüllen. War doch dieſes Geſchick ein noch grauſameres als das Hölderlins und Lenau's. Die ſind wenigſtens ihres jammer-

*) Sämmtliche Werke von Julius Moſen. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne deſſelben bereicherte Auflage. 6 Bde. Leipzig 1880, W. Friedrich.

Digitized by Google

vollen Daseins nicht mehr bewusst und „lebend schon aus der Welt gebracht" gewesen. Der hochbegabte, am 8. Juli 1803 geborene Schulmeistersohn von Marienei im sächsischen Voigtlande dagegen hat lange, lange Jahre bei klarem Bewusstsein die schreckliche Marterung durchleiden müssen, daß die gelähmten körperlichen Organe, Füße, Hände, Halsmuskeln, Zunge, dem Wollen und Wünschen des wachen und regen Geistes nicht mehr gehorchten. Es war das eine furchtbare Lügenstrafung des Satzes von der »mens sana in corpore sano.« Ich erinnere mich deutlich, daß ich erleichtert aufathmete, als mir die Botschaft zuging, daß dieses Martyrium endlich zu Ende gegangen, am 10. Oktober 1867. Hier, wenn irgendwo, war es angebracht, zu sagen: Dank dir, Allbefreier Tod! Dank dir, unfehlbarer Arzt, welcher die Menschen von ihrer schlimmsten Krankheit heilt, vom Leben.

Der leidende Dichter hatte diese Anschauung des Menschendaseins als einer Krankheit nicht getheilt. Er gehörte zu jenen glücklichen, im Grunde stets und unter allen Umständen glücklichen Naturen, welche mit Brillen auf die Welt kommen, deren eines Glas himmelblau und deren anderes rosenroth gefärbt ist. So hatte er alles im tröstlichen Lichte gesehen und hatte diese beneidenswerthe Art, zu sehen, bis zuletzt sich bewahrt. Man könnte ja sagen, er hätte das gekonnt, weil er eben ein rechter Dichter gewesen. Schade nur, daß die größten Dichter überall und allzeit keine

Digitized by Google

Brillen mit rosenrothen und himmelblauen Gläsern getragen haben. Ueberhaupt keine Brillen. Mit ihren bloßen Augen von Gottes Gnaden haben die Aeschylos, Firdusi, Dante, Cervantes, Shakspeare, Molière, Göthe, Schiller und Byron den Dingen auf den Grund gesehen, haben auf dem Grund, im Abgrund, nur das traurige, ungelöste und unlösbare Räthsel gefunden: Warum und wozu der Mensch? Die dem menschlichen Genius gesetzten Gränzmarken erkennend und anerkennend, haben die Genannten auch keinen Versuch gemacht, das Räthsel zu lösen, den Göthe ausgenommen. Aber wie weit hat es dieser mit seinem Lösungsversuch im zweiten Theile des Faust gebracht? Gar nicht weit. Denn die Göthe-Fartcatchers mögen die Backen aufblasen, die Augen verdrehen und mit Händen und Füßen zappeln, wie sie wollen, wahr ist und bleibt doch, der Versuch, das Faustproblem, d. h. das Menschseinsproblem, am Ende aller Enden mittels des christlichen Dogma's und mit großem Aufwand von katholischen Operntrillern und mystischen Balletsprüngen lösen zu wollen, musste misslingen und ist denn auch kläglich misslungen. Byron hat sich begnügt, im größten seiner Werke, im „Kain", das uralte und ewigjunge Räthsel in seiner ganzen Furchtbarkeit hinzustellen, und er hat wohl daran gethan. Denn sowie der Mensch, auch der siebenfach potenzirte, der Idealmensch, der große Dichter, sich untersteht, das Unmögliche thun zu wollen, wird seine Schwäche offen-

Digitized by Google

bar, wird offenbar, daß er, mit dem alten Horaz zu reden —

. . . . »Ceratis ope Daedalea
Nititur pennis.«

Nicht mit kommentatorischer Liebedienerei, sondern mit menschlicher Theilnahme angesehen, ist die in Rede stehende Sache sehr traurig. Ein Genius, wie er, wenn es gut geht, alle paar tausend Jahre einmal erscheint, greift die tiefsinnigste Sagenbildung seines Volkes auf und schafft daraus ein Weltgedicht, den ersten Theil des Faust. Aber er hat an diesem höchsten Triumph, welchen die tragische Muse seit dem äschyleischen Prometheus gefeiert, nicht genug. Er will den wunderbaren Wurf, so ihm in der ganzen Jugendvollkraft seiner Genialität gelungen, noch weitertreiben. Er will, seinem Problem rabulistischen Zwang anthuend, die Welt belehren, daß der Gott seine Wette dem Teufel schlechterdings abgewinnen müsse. Er will die Menschen jenen Mark und Bein durchbohrenden, schicksalsvollen, schrecklichen Gretchenschrei: „Heinrich! Heinrich!", welcher das Fauststrauerspiel natur- und kunstnothwendig abschließt, vergessen machen. Er will zu seiner Schlußstrophe der Bajadereballade:

„Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor" —

Digitized by Google

einen langathmigen Kommentar in Versen schreiben und diesen Kommentar den zweiten Theil vom Faust nennen. Er will die menschliche Tragödie in eine göttliche Komödie verlaufen lassen. Zu diesem Ende tiftelt und dichtelt, dünstelt und künstelt er viele Jahre lang an dem Unmöglichen herum und zwingt seinem alternden und gealterten Geiste jene ganze Reihe von mehr oder weniger frostigen Allegorieen ab, welche in der stygischen Steppe der „klassischen Walpurgisnacht" zu klassischer Langweiligkeit gefroren sind. Auch da, wo aus der Wässerigkeit der ewigen Gleichnisserei und Symbolisirerei wie ein grünes Eiland einmal ein guter Gedanke auftaucht, wie der von der Läuterung Fausts mittels der Bethätigung des Evangeliums der Arbeit, vermag die stumpfgewordene Phantasie des Dichters diesen Gedanken nicht mehr deutlich, lebenswahr und plastisch zur sinnlichen Erscheinung zu bringen, sondern vergeheimnisselt und verschwiemelt alsbald alles wieder ins Parabolische und Symbolische. Schließlich muß Göthe, um seinen Helden, welcher gar nicht der echte Faust, der Faust des ersten Theils ist, auf anständige Weise ins Himmelreich zu bugsiren, alle Register der katholischen Kirchenorgel ziehen, — so nämlich, wie diese in italischen Kirchen gespielt wird. Ketzer, welchen die Säulenheiligen der Göthe-Orthodoxie und ihre Orakeleien weit mehr komisch als ehrwürdig vorkommen, meinen, an den Schlußopernscenen des zweiten Theils vom Faust sei die Musik Schumanns weitaus

das Beste. Summa: Der zweite Theil vom Faust verhält sich zum ersten ziemlich genau so, wie sich Seine flachsenfingische Excellenz der Herr Minister von Göthe, welcher die Christiane Vulpius geheiratet hatte, zu dem Wolfgang Göthe sich verhielt, welcher von der Friederike Brion geliebt worden war.

Aber, o Himmel, wohin bin ich gerathen? Sollte jener französische Spötter, welcher behauptete, kein Deutscher könnte ein Dutzend Sätze sprechen oder schreiben, ohne auf den Göthe und den Faust zu reden zu kommen, wirklich rechthaben? Ich wollte oben nur sagen, daß Julius Mosen in seiner edlen Bescheidenheit nie sich vermessen hat, das Unmögliche versuchen, d. h. Probleme lösen zu wollen, welche unlösbar sind. Nicht als ob er nicht tief und mitunter nicht auch schmerzlich von denselben ergriffen und bewegt worden wäre! Aber er begnügte sich, sie dichterisch aufzuzeigen und anzuzeichnen, ihr ruheloses Weben und Wirken in den Gestalten seiner Dichtung mehr oder minder deutlich zu veranschaulichen.

Wir Deutschen rühmen uns bekanntlich, in unserer Sprache ein Wort zu besitzen, für welches kein anderes Idiom einen vollwichtig entsprechenden Ersatz hätte: das eine ganze Welt von Vorstellungen und Empfindungen umschließende Wort „Gemüth". Nun wohl, wenn je einer ein Dichter des deutschen Gemüthes heißen durfte, so ist es Mosen gewesen. Das Wort nicht etwa im philisterhaft-flauen Sinne genommen,

Digitized by Google

wohlverstanden! sondern so, daß Gemüth die ganze Besonderheit, Eigenart, Innigkeit und Kraft der deutschen Volksseele bedeutet.

Damit ist nun auch schon gesagt, daß Mosens Poesie ganz wesentlich eine lyrische war und ist. Auch wo sie in andere Formen sich kleidet, überall sieht man unter derselben die lyrische Ader deutlich pulsiren. Der Epiker, Novellist und Dramatiker Mosen kann uns den Lyriker Mosen nirgends lange vergessen machen. Die drangvolle Subjektivität des Dichters durchbricht immer wieder die objektive Schranke der Erzählung oder der dramatischen Handlung. Ich trage daher kein Bedenken, zu sagen, daß Mosen die Natur seiner Begabung verkannte, wenn er seine meiste Zeit und Mühe auf dramatische Versuche verwandte. Es ist ja wahr, seine historischen Schau- und Trauerspiele „Heinrich der Finkler", „Kaiser Otto der Dritte", „Cola Rienzi", „Don Juan d'Austria", „Herzog Bernhard", „Der Sohn des Fürsten" sind voll von schönen Einzelheiten, aber von *lyrischen* Schönheiten. Nicht die dramatische „Mache" geht diesen Stücken ab, wohl aber die dramatische Substanz. Man merkt, der Dichter hat sich die Figuren seiner Dramen *vorgestellt*, aber er hat sie nicht *geschaut*. Das sind keine auf sich gestellten Gestalten von selbsteigenem Leben, aus sich heraus wollend und handelnd; nein, es sind bloße Gefässe für die lyrischen Empfindungen des Dichters, Sprachrohre seines Ethos und Pathos, seiner Liebe

Digitized by Google

und seines Hasses. Einmal schien jedoch der kraftvolle Anlauf zum historischen Drama glücken zu wollen: Mosens „Cromwell"-Fragment beweist es. Aber leider konnte dieser Anlauf nicht zum Ziele gelangen, weil die „allgütige Mutter Natur" den Dichter vorzeitig mit unheilbarem Siechthum schlug. Den übermächtigen Einfluß Shakspeare's, welchem unser Dichter in seinen Dramen allzu widerstandslos nachgab, hört man freilich auch aus den Cromwellscenen heraus.[1]) Doch ist es Mosen gelungen, mittels weniger Meisterstriche die knorrige Eichenblockgestalt seines Helden, und zwar die Gestalt des werdenden Cromwells, leibhaftig vor uns hinzustellen. Im ganzen gewinnt man von der Lesung der mosen'schen Dramen den Eindruck, man habe es da mit einem Dichter zu thun, welcher sich in der Form vergriffen, aber immerhin mit einem Dichter, der denn doch nicht nöthig hatte, seine dramatischen Arbeiten so mühsälig hervorzuquetschen und herauszuwürgen wie jener Otto Ludwig, den man für eine Weile, freilich nur für eine kurze, zum Heiland der deutschen Bühne ausgeschrieen hat. Gegenüber den dramatisirten Kräm-

[1]) So z. B. gleich aus der Anrede Cromwells an den Volkshaufen:

„Kühlt euren Zorn, zu dem der Herr euch stachelt,
Nicht an den Henkersknechten des Tyrannen.
Sie sind nur arme Hunde der Gewalt,
Kneipzangen, angesetzt an euer Fleisch,
Nur Stein und Knüttel, aus gottloser Hand
Geworfen in das Kniegelenk der Freiheit."

Digitized by Google

pfen dieſes nun auch ſchon verſchollenen Nichtheilands, welcher ſich, wie das die Impotenz von jeher gethan, über Schillers Potenz faſt zu Tode geärgert hatte, wirken Moſens dramatiſche Verſuche wahrhaft erquicklich, weil doch immer etwas von elementarer, ſpontan quillender Poeſie darin iſt.

In noch weit höherem Maße iſt dieſes der Fall in den Liedern unſeres Dichters. Denn Moſen war ein rechter Liederdichter und das weiſt ihn als echten Lyriker auf. Wie die beſten Liederſänger unſerer Literatur, wie Göthe, Uhland, Kerner, Arndt, Müller, Eichendorff, ſo hat auch Moſen aus dem Jungbrunnen unſerer Volksliederdichtung getrunken. Daher die Naturwahrheit, die Einfachheit und Herzigkeit ſeiner Lieder, daher das Sinnlich-Begreifliche der Bilder, die blitzartige Beleuchtung der Situationen, die Sangbarkeit der Rhythmen. Lieder, wie „Welch' ein wonniges Träumen" — „Der Lenz mit ſtillem Wehen" — „Einſam oben auf dem Hügel" — „Wie iſt ſo ruhig, klar und rein" — „Sie ſah mich an zuweilen" — „Feldröslein, wie ſo purpurhell" — „Wo auf hohen Tannenſpitzen" — „In die Ferne geht mein Sehnen" — „Mein Herz war eine Aloë" — ſind und bleiben unſerem Liederhort für immer einverleibt. Auch das balladenhafte oder romanzenartige Lied gelang Moſen nicht ſelten in hohem Grade. Seine Hofer-Romanze („Zu Mantua in Banden"), ſeine „Letzten Zehn vom vierten Regiment", ſein „Trompeter an der Katzbach" ſind vielgeſungene Volkslieder gewor-

Digitized by Google

den. In der meisterlichen Ballade „Der Wasserneck“ verbinden sich Phantasie, Leidenschaft und Humor harmonisch zur erfreulichsten Gesammtwirkung.

Als erzählender Dichter ist Mosen aufgetreten in der Novelle, im Roman und im Epos — falls diese Bezeichnung für seine zwei erzählenden Dichtungen in Versen statthaft sein sollte. Als Novellist stand er durchweg auf dem Boden der Romantik. Seine Märchennovelle „Georg Venlot“ hat ihre Heimat in der Anschauungsweise, wo auch Fouqué's „Undine“ und Chamisso's „Schlemihl“ daheim. Mosens Novellenbuch „Bilder im Mooſe“ erinnert schon durch den Rahmen, worein diese Bilder gefasst sind, an Tiecks „Phantasus“ und Hoffmanns „Serapionsbrüder.“ Mehrere der Bilder sind aber novellistische Kabinettstücke von hoher Vollendung. So „Die blaue Blume“. Eine wahre Perle von Novelle aber würde „Das Heimweh“ sein, wenn die zweite Hälfte derselben inbetreff der Erfindung und Motivirung gegen die erste nicht allzu sehr abfiele. Ich wüsste übrigens nicht, daß das deutsche Heimweh irgendwo ergreifender, erschütternder geschildert wäre als hier.

Auf weitgespannter Leinwand, mit breitem und farbensattem Pinsel hat Mosen sein Romangemälde vom „Kongreß von Verona“ ausgeführt. Den Zeithintergrund dieses Gemäldes hat der Dichter mit einem Griffel gezeichnet, welcher eines Tacitus des 19. Jahrhunderts würdig wäre, so es in diesem Jahrhundert, wo die Historik, wenigstens wenn sie zünftig sein will,

Digitized by Google

auf dreifachen Filzsohlen herumschleichen muß, einen Tacitus geben könnte. In Wahrheit, es ist taciteischer Geist und Stil in der berühmten Stelle, wo Mosen, am Eingang des 10. Buches seines Romans, die Signatur jener infamen Kongreßzeit also gekennzeichnet hat: — „Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich zu dem Geiste der Nation so verhält wie der menschliche Leib zu der Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keinen Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränke, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird. In diesen Polizeistaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert, wird jeder auf den Standpunkt des Egoismus versetzt. Ist der Mensch so von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches ihn allein aus der Engherzigkeit erheben kann, so bleibt ihm nichts als der gemeine, sinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines solchen Volkes, welches sich seine Seele hat stehlen lassen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem sich die niederträchtigste Gesinnung von selbst verbindet. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habsucht. Liebe und Freundschaft werden Mittel zu materiellen Zwecken, und wo sie aufhören, dienstbar zu sein, treten der grimmigste Haß, Verleum-

Digitized by Google

dung, Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit ſchamlos an das Licht. Solche Krankheitszuſtände der Staatsgeſellſchaften charakteriſiren ſich durch Selbſtverachtung und Zerriſſenheit der Gemüther, woran ſich, als nächſtfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit ſchlingt." Ja, wie hier geſchrieben ſteht, ſo war es dazumalen, als der Herr von Metternich, der kleine Finaſſeur, für einen großen Staatsmann galt und der Herr von Gentz, der Erzſchufterle, die völkermörderiſchen Kongreſſeprotokolle ſtiliſirte. Dieſer Gentz, der bewunderte und beneidete Held des Herrn Varnhagen von Enſe, des „verſtickten" Diplomaten, welcher ſein Lebtag um jede wirkliche oder auch nur ſcheinbare Macht dienſtbefliſſen herumſcharrwenzelte und ſich dabei mit feiger und boshafter Schadenfreude getröſtete, daß er mal aus ſeinem Grabe heraus „liberal" kläffen und ſkandalchroniſtiſch ſt—armatzeln würde — dieſer Gentz alſo iſt in Moſens Roman ganz meiſterhaft abkonterfeit. Die Charakteriſtik iſt überhaupt das Glänzendſte in dem Buch, und zwar mehr noch die nationale als die perſönliche Charakteriſtik. Der Deutſche Arnold, der Franzos Jouy, der Italiener Malocchio, der Korſe Bartolo, der Neugriecke Achilleus, der Spanier Malavilla, der Czeche Joſef, der Ruſſe Iwan — das ſind nationale Typen, die ſich deutlich und beſtimmt von einander abheben und von denen jeder, ſo zu ſagen, die Atmoſphäre ſeiner Raſſe, den Bodengeſchmack ſeines Landes um ſich verbreitet. Auch die Bildungselemente, die Stimmungen,

Digitized by Google

Leidenſchaften und Kümmerniſſe, von welchen die europäiſchen Völker in der Reſtaurationsepoche bewegt wurden, ſind in dieſen Typen vom Dichter vortrefflich aufgezeigt.

Auf der Höhe ſeines Wollens und Könnens erſcheint Moſen, ſo ich recht erwäge, in ſeinen beiden epiſchen Dichtungen „Ritter Wahn“ (1831) und „Ahaſver“ (1838). Beide ſind in demſelben von dem Dichter mit Vorbedacht gewählten Metrum geſchrieben, in der unvollkommenen Terzine. Unvollkommen, weil der Mittelvers reimlos. Gerade dadurch hat Moſen in dieſes Versmaß eine glückliche Zwangloſigkeit gebracht. Zugleich damit freilich auch einen vorwärts ſtürmenden Trieb und Drang, welcher der Diktion weit mehr dramatiſche Bewegtheit als epiſche Ruhe verleiht. Die Terzine, womit der 3. Geſang der 2. „Friſt“ im Ahaſver anhebt:

„Gleichförmig wie der Guß von Katarakten
Roll' hin, o Lied! Der Sänger iſt zu ſchwach,
Zu widerſtehen deinen Rieſentakten“ —

kennzeichnet ſehr gut die Form der beiden Epen, welche weder unter die Begriffsbeſtimmung der antik-klaſſiſchen noch unter die der mittelalterlich-romantiſchen Epopöe fallen. Es ſind raſch ſich abwickelnde, ihren Grundgedanken energiſch herausſtellende Rhapſodieen. Die ältere wäre etwa dem Gebiete der Ballade, die jüngere dem der Romanze zuzuweiſen. In jener herrſcht das Geheimnißvoll-Naturmächtige vor, in dieſer das Hiſto-

Digitized by Google

risch-Problematische. Beide setzen denkende Leser voraus und das erklärt ja hinlänglich, warum diese Dichtungen bisher lange nicht nach Verdienst bekannt und gewürdigt worden sind. Die Wahrheit zu sagen, darf man unsern Landsleuten und Zeitgenossen keinen Vorwurf daraus machen. Sie haben für ernste und große Literaturwerke nicht nur keinen Sinn, sondern auch keine Zeit. Wir leben in keiner literarischen Epoche, wie eine solche für unser Land die zweite Hälfte des 18. und das erste Viertel des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Im Vergleiche mit dazumal ist das Leben jetzt so ungeheuer reichhaltig geworden, daß die Literatur nur noch ein nebensächliches Interesse in Anspruch nehmen kann. Dichtungen sind heutzutage keine „schicksalsmächtigen" Dinge mehr, und wenn Hervorbringungen der schönen Literatur dann und wann Geräusch verursachen, so ist es nur das Geräusch von schnell verflatternden Moden. „Heute roth, morgen todt." Was wärmere und etwas dauerndere Theilnahme erregen will, muß mit den politischen und socialen Fragen und Problemen, mit deren Beantwortung und Lösung die Nation sich abmüht, im Zusammenhange stehen. Mit dem abstrakten Kunst- und Literaturdusel ist es aus und vorbei und das ist fürwahr kein Schaden.

Wer aber unter uns noch geneigt ist, an den vonseiten der Reklame marktschreierisch gepriesenen literarischen Modewaaren vorüber und in sein stilles Kämmerlein zu gehen, um am Gedankenvollen sich zu er-

Digitized by Google

quicken und am Schönen sich zu erfreuen, der wird an Mosens „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ seine Erquickung und Freude finden.

Den Stoff zur erstgenannten Dichtung hat Mosen auf seiner Wanderung durch Italien in der Gegend von Perugia aufgelesen. Genauer gesprochen, er hörte 1825 auf dem Marktplatze von Cortona einen volksmäßigen Trovatore die Sage vom Cavaliere „Senso“ vortragen und wurde davon um so mehr ergriffen, als ihn aus dieser ursprünglich zweifelsohne germanischen Sage etwas Vaterländisches anheimelte. Heimgekehrt formte er daraus seinen Sang vom „Ritter Wahn“, ein Lied, welches singt und sagt von unnennbarer Sehnsucht, von abenteuerlicher Fahrt in ein Wunderland, in das Land der Ideale, vom dort im Helden erwachten Heimweh —

„Bist du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter;
Unsterblich bin ich; aber dich zu seh'n
So fernab rollen, ach, das ist zu bitter!“ —

sodann von Wahns Rückkehr in die Heimat und seinem Untergange daselbst. Das Thema hat eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem Faustproblem. Auch an die Grundidee des Don Quijote gemahnt es; denn wie der Held des großen Cervantes jagt auch der Ritter Wahn dem Ideale nach. Als Kunstwerk angesehen, ist diese Dichtung Mosens gerundeter und in sich geschlossener als der „Ahasver“. Dort biegt der Mythus sich in sich selbst zurück, hier thut sich eine unendliche Fernsicht auf.

Digitized by Google

Die Sage vom ewigen Juden hat, wie jeder weiß, deutsche Dichter häufig angelockt. Göthe warf in seiner Sturm- und Drangzeit jene bruchstückliche Rhapsodie aufs Papier, welche für eine „Kraftgenialität“ ersten Ranges anzusehen ist. Dann kam Schubart, hierauf Mosen und diesem traten Lenau und Heller nach. Einer besonderen Erwähnung ist werth der ganz originelle Griff, welchen Hauff that, als er in seinen „Memoiren des Satans“ die Figur des ewigen Juden in die humoristische Beleuchtung rückte. Mosens „Ahasver“ dagegen ist hochpathetisch gefasst und geführt. Der Dichter hat das Verhältniß dieses seines Werkes zum „Ritter Wahn“ als ein gegensätzliches bezeichnet. Der Ritter Wahn nämlich bringt das Streben und Irren der nach Vereinigung mit der Gottheit und der Unsterblichkeit ringenden Menschenseele zur Anschauung. Im Ahasver dagegen stellt sich die im Irdischen befangene Menschennatur, gleichsam der in einem Einzelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte, erst in naivem Trotz, dann mit deutlichem Bewusstsein dem Göttlichen, als Gott des Christenthums gefasst, schroff gegenüber und entgegen. Das Gedicht entrollt sich demzufolge vor uns als ein weltgeschichtliches Drama von episch-lyrischem Tonfall. Es führt die Offenbarungen des Weltgeheimnisses in dessen historischen Erscheinungsformen an uns vorüber. Der Eindruck dieser grandiosen Bilderreihe auf wissende und empfängliche Menschen kann nur ein sehr bedeutender sein. Große Schönheiten im einzelnen

Digitized by Google

sind in Fülle vorhanden. Als wahre Prachtstücke stellen sich dar die Schilderungen vom Untergange Jerusalems und vom Aufkommen des Islâm. Auch der Gesang von der Völkerwanderung bezeugt, daß hier ein rechtes Dichterauge dieses riesige Ereigniß angeschaut habe. Groß gedacht und stilisirt ist die Seelenschau Ahasvers im 2. Gesange der 3. Frist und von vollendeter Lieblichkeit die kurze Wiedererweckung der hellenischen Götterwelt durch Julian. Am Schlusse weist der Dichter noch einmal auf die Grundidee seines Werkes hin, d. h. auf die Dissonanz zwischen Göttlichem und Menschlichem oder, mit anderen Worten, zwischen Ideal und Wirklichkeit, welche Dissonanz als ruheloser Kampf im weltgeschichtlichen Processe sich bethätige. Christus beschließt das Gedicht mit diesen zum ewigen Juden gesprochenen Worten:

„Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du hast zuerst die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'schen Schranken;
Mir gegenüber hast du dich gestellt
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwischen Beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden."

Mosens Ahasver hat demnach gar keinen rechten Schluß. Er bricht ab mit einem Fragezeichen, mit einem „Und so weiter", ganz ähnlich wie „Die Albigenser" Lenau's. Es bleibt nur die Aussicht auf das

Digitized by Google

weitere Rundum des circulus vitiosus der sogenannten Weltgeschichte.

Lesern von heute könnte leicht der Einfall kommen, unser Dichter hätte in seinem Ahasver den Kampf des Judenthums mit dem Christenthum oder gar den jetzunder mit so großem Fleiß zum Klaffen und zum Kläffen gebrachten Zwiespalt zwischen Germanenthum und Semitismus darstellen wollen. Das wäre jedoch ein sehr thörichter Einfall. Denn erstens nahm und behandelte Mosen das Ahasverproblem weder im kleinrassenhaften noch im kleinkonfessionellen Sinne, sondern im großmenschlichen, und zweitens war er ein wesentlich pathetischer Dichter. Man müsste aber ein wesentlich komischer sein, um die zwischen Semiten und Antisemiten neuerdings im deutschen Reiche entbrannte Batrachomyomachie würdig besingen zu können. Wer das Zeug dazu hätte, den Ewigen Juden in unseren Tagen und in unseren Verhältnissen umgehen zu lassen, der müsste — seine dichterische Gottesgnadenschaft vorausgesetzt — ein komisches Heldengedicht oder einen komischen Roman zuwegebringen, wie die deutsche Literatur noch keins und keinen besitzt. Ist kein moderner Fischart oder Wieland da?

Digitized by Google

Gottfried Kinkel.*)

(December 1882.)

I.

Unſere Reihen lichten ſich raſch. Noch etliche Jahre und man wird dem letzten der „Achtundvierziger" die Grabrede halten, falls nämlich einer von den poſitiven und realpolitiſchen Leuten der jetzigen Generation es überhaupt noch der Mühe werth finden ſollte, ſo einem „Idealiſten" und „Schwärmer" ins Grab nachzureden. Das Gelingen der 1866 inſcenirten Revolution von oben hat ja alle die lieben Streber von heutzutage mit einer ſouveränen Verachtung für die „Phantaſten" erfüllt, welche an dem 1848 ſchüchtern unternommenen Revolutionsverſuch von unten betheiligt waren. Wir hatten es freilich nicht ſo gut wie die, ſo zu ſagen, brevetirten Patrioten von geſtern und heute. Zu unſerer Zeit war kein Biſmarck da, Deutſchland fertigzuſtellen. Darum mußten wir es, wohl oder übel, ſchon ſelber

*) Den Kern dieſes Eſſay's bildet die Gedächtnißrede, welche ich am Beſtattungstage Kinkels, dem 16. November 1882, im Auftrage des eidgenöſſiſchen Schulrathes im Fraumünſter in Zürich gehalten habe.

Digitized by Google

versuchen und vielleicht kommen auch noch Tage, wo ein von den Orgien des Erfolgkultus ernüchtertes Geschlecht anerkennen wird, daß ohne die Arbeit und die Aufopferung der Idealpolitiker von 1848 der großmeisterliche Realpolitiker von 1866 sein Werk schwerlich hätte beginnen und durchführen können. Es ist eine schöne Sache um das Schneiden, Binden und Einfahren der Garben, und das Erntefest belohnt, wie billig, die Schnitter. Aber gestattet wird ja wohl die Frage sein: Kann irgendwann die That „mit Eisen und Blut" ernten, wo der Gedanke nicht zuvor den Boden umgewühlt und die Saat gestreut hat? Ohne 1848 kein 1866 und demnach auch kein 1870.

Männer, die an einer besiegten und niedergetretenen Bewegung theilgenommen, erlangen bei ihren Lebzeiten selten, wenn überhaupt, ihr Recht. Der Mißerfolg ist in den Augen einer ungeheuren Mehrzahl von Menschen ein so großer Sünder, daß er den Schatten seiner Verurtheilung auf alle Betheiligten wirft. Will man die menschliche Niedertracht im Superlativ kennen lernen, so muß man bekanntlich hören und lesen, was die Söldlinge einer siegreichen Partei über die Besiegten reden und schreiben. Ich will den pestilenzischen Sumpf von Lügen und Lästerungen, welcher über die Besiegten von 1848—49 zusammengelogen und zusammengelästert worden ist, hier nicht aufrühren, — will auch nur ganz flüchtig daran erinnern, daß die giftigsten Zuflüsse diesem Sumpfe zugeführt wurden durch Ueberläufer von der

Digitized by Google

Sorte jenes, welcher den ihm von Mazzini umgehangenen Karbonarimantel mit der Judasſcheere im Handumdrehen in einen Miniſterfrack umzuſchneidern verſtand, — und will ſogar unterlaſſen, ſtrafend den Schatten jenes „liberalen“ Gelehrten zu beſchwören, welcher jeden der in Mannheim, Freiburg und Raſtatt gefallenen Standrechtsſchüſſe mit händereibender Befriedigung regiſtrirte. Etliche dreißig Jahre haben mälig den beſänftigenden Schleier des Vergebens und Vergeſſens über alle die damals begangenen Verrätherein, Nichtswürdigkeiten und Grauſamkeiten hingebreitet. Ich will die Zipfel dieſes Schleiers nicht heben. Aber ich glaube, es iſt eine Pflicht der noch übriggebliebenen „Achtundvierziger“, keinen ihrer ſcheidenden Genoſſen „klanglos zum Orkus hinabgehen“ zu laſſen, und darum will ich einem der Beſten und Beſtverleumdeten von dazumal hier einen beſcheidenen Denkſtein aufrichten, an welchem, hoffe ich, doch mancher gute Deutſche, den ſein Weg da vorbeiführt, ſtehenbleiben wird, um ein pietätvolles »Salve et vale!« zu ſprechen. Ich brauche kaum beizufügen, daß es bei dieſer Denkſteinſetzung nicht auf eine jener jetzt gäng und gäben Verhimmelungen abgeſehen iſt, womit die Mittelmäßigkeiten unſerer Tage einander „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ wegzuſchmeicheln befliſſen ſind.

Gottfried Kinkel iſt am ſchönen grünen Rhein geboren (11. Auguſt 1815) und eine echtrheiniſche Natur war und blieb er ſein Lebenlang. Das will ſagen:

Digitized by Google

ein Sanguiniker und Optimiſt, wie es jemals einen gegeben, ein Mann, welcher, auch nachdem ihm das Alter ſein Weiß auf das Haupt geſchneit hatte, noch ganz jünglingshaft empfand und darum noch in ſeinen letzten Lebensjahren mitunter für Erſcheinungen ſich zu begeiſtern vermochte, an welchen verſtändige Menſchen achſelzuckend vorübergehen mußten. Sein Vater war der ſtreng rechtgläubige Pfarrer von Oberkaſſel bei Bonn und ſein elterlich Haus überhaupt von einer ganz anderen geiſtigen Atmoſphäre erfüllt als die, worin Kinkel ſpäter athmete. Denn auch des Dichters Mutter, an welcher er ſehr gehangen, iſt eine Chriſtgläubige von der ſtrikten Obſervanz geweſen und im übrigen eine charakterfeſte, energiſche Frau. Der Sohn hat ihr ins Grab nachgerufen:

„Du warſt kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Sturm vom Ziel verſchlägt;
Der feſte Geiſt hat auch dem Leib
Die mächt'gen Züge aufgeprägt.

Du ſtandſt im heißen hellen Streit
Mit Welt und Sünde offenbar,
Zu jeder Seite recht bereit
Mit Waffen ehrlich ganz und gar.

Und ſo biſt du geſchieden auch,
Nicht müde, lebesſiech verzehrt,
In kräft'gem Thun, wie ſtets dein Brauch,
Hat dich des Todes Schlag verſehrt." —

und wir werden wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, daß, was von ſtärkerem Metall in Kinkels Weſen war, Erbtheil von Mutterſeite geweſen ſei. Der Gedichte-

Digitized by Google

cyklus übrigens, aus welchem die angeführten Strophen genommen sind, bestätigt wieder einmal das göthe'sche Wort, daß niemand die Eindrücke seiner Kindheit leicht verwinden werde. Kinkel steht hier, wie überhaupt in seiner ersten Gedichtesammlung (1843) durchweg, noch unter dem Bann und Zwang der im Elternhause heimisch gewesenen christlichfrommen Anschauungen, und wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich gestehen, daß ich in diesen Jugendgedichten mehr Stimmung und Ursprünglichkeit, mehr vom echten Korn der Poesie finde als in den, wie mir scheint, mehr nur gemachten und anempfundenen als gefühlten und gedichteten Freidenkereien der zweiten Sammlung (1868). Kinkel war eben in seinem eigensten Wesen ein Romantiker und darum gedieh auf den Firnenhöhen der reinen Vernunft sein Dichten nicht. Man halte einmal Gedichte wie „Abendmahl der Schöpfung", „Sonntagsstille" und „Gebet" zusammen mit dem „Nirwana" und ähnlichen Stücken der zweiten Sammlung und man wird finden, daß mein Gefühl das richtige. Wie unangenehm es auch dem Größewahn unserer Tage klingen mag, der Dichter, welcher unsere durch die moderne Wissenschaft entgötterte Welt in die Sphäre gestaltungsmächtiger Poesie erheben könnte, soll erst noch geboren werden. Alle bislang in dieser Richtung unternommenen Versuche sind eben nur unzulängliche Versuche und kurzbeinige Anläufe.

Nachdem Kinkel das Gymnasium in Bonn durchlaufen, bezog er 1831 die dortige Hochschule, um Theo-

Digitized by Google

logie zu ſtudiren. Drei Jahre ſpäter finden wir ihn als Studenten in Berlin, allwo ſich wie ſein Geſichtskreis ſo auch ſeine Studien nach allen Seiten hin erweiterten. Hier hat er zu ſeiner ſpäteren fachmänniſchen Thätigkeit als Kunſthiſtoriker die Fundamente gelegt. An dem ſtudentiſchen Leben, was man ſo zu nennen pflegt, hat er ſich kaum betheiligt. Abgeſehen von Neigung oder Abneigung, verwehrte ihm „die große Meiſterin, die Noth," den flotten Burſchen zu ſpielen. Für die Entbehrungen und Entſagungen in der Wirklichkeit ſuchte er in der Dichtung Erſatz zu finden. Im Jahre 1836 habilitirte er ſich als Privatdocent für Theologie, vorzugsweiſe für Kirchengeſchichte, an der Univerſität Bonn. Daneben ertheilte er Religionsunterricht am Gymnaſium und wirkte als Hilfeprediger der evangeliſchen Gemeinde in Köln. Anſtrengende und zeitraubende Amtsgeſchäfte, dann der Tod von Mutter und Vater, endlich das mit einer jungen Verwandten vorſchnell eingegangene Verlöbniß erregten in ihm einen Seeleutrubel, aus welchem er ſich am beſten mittels einer Reiſe nach Italien herausheſfen zu können glaubte. Im Herbſte 1837 fuhr er rheinaufwärts und durchwanderte die Schweiz und Südfrankreich, von wo er nach Italien hinüberging. Seine kunſtgeſchichtlichen Arbeiten bezeugen, wie fruchtbar dieſe Wanderfahrt für ihn geworden. Der edelſte dichteriſche Gewinn derſelben war die Elegie „Roma's Erwachen". Beim Nachhauſekommen von einem ſeiner täglichen Studiengänge in

Digitized by Google

der Siebenhügelstadt fand Kinkel einen Brief von seiner Braut vor, worin ihn diese bat, das Verlöbniß zu lösen, weil ein wohlhabender und sehr beschäftigter Arzt, der sich „ein Reitpferd hielte," um ihre Hand geworben hätte. Natürlich gab der Dichter die praktische junge Dame frei und ließ seinen Verdruß in diesen bitter-humoristischen Strophen verdampfen:

„Ich war ein armer Docent der Theologie,
Ein Reitpferd freilich hatt' ich besessen nie,
Ein Amt noch minder, aber die Aussicht doch,
Ein armes Aemtlein lang zu erharren noch.
Er aber täglich häufte den Geldgewinn,
Denn er war Jünger der goldenen Medicin
Und er hielt ein Reitpferd.

Ich wand dem Liebchen duftiger Kränze viel,
Mein Geist umschlang sie jauchzend im bunten Spiel,
Viele glüh'nde Lieder waren ihr Liebeslohn;
Doch Wagenrollen däucht ihr ein schön'rer Ton!
Wenn man ein Pferd hat, kommt man ohne Beschwer
Auch noch zum Wagen — merkst du? — Er,
Ja, er hielt ein Reitpferd."

Nach Bonn zurückgekehrt, docirte und predigte Kinkel pflichtgemäß und eifrig, hatte auch auf dem Katheder und auf der Kanzel Erfolg. Er war eben ein geborener Redner und wusste auch da und damit zu packen und anzuregen, wo und womit andere nur zu langweilen verstehen. Selbstverständlich regte sich darob sofort auch der Neid und die Nergelei, zwei auf deutschem Boden bekanntlich überall sehr üppig gedeihende Unkräuter. Auch war der Privatdocent und Prediger den Orthodoxen schon nicht mehr orthodox und den Pietisten schon

Digitized by Google

nicht mehr fromm genug. Dazu kam, daß er um eine geschiedene Frau, die freigesinnte und hochgestimmte Musiklehrerin Johanna Mockel, warb und sich mit ihr im Mai 1842 verheiratete. Er hätte sich von Glaubens- und Amtswegen mit einem frommen Mägdelein verbinden sollen, meinten die Klatschbasen, und aber die Klatschbasen in und ohne Hosen machten in Bonn die öffentliche Meinung, wie sie dieselbe überall machen. Kinkel wurde nachgerade ein Mann, über welchen die Acht und Aberacht auszusprechen Salons, Sakristeien und Konventikel sich anschickten.

Daß sich in ihm eine bedeutsame Wandlung zu dieser Zeit vollzog, ist wahr. Wie hätte er denn auch unberührt bleiben können von der großen kritischen Bewegung, welche sich in den 30ger und zu Anfang der 40ger Jahre namentlich auf dem Gebiete der Theologie ereignet? Man braucht nur an die „Halle'schen Jahrbücher" zu erinnern, um sich den Sturm zu vergegenwärtigen, welcher in die Wissenschaft und Literatur gefahren war, bevor er in die Politik fuhr. In allen strebsamen Geistern vollzog sich eine große Umwälzung, welche nicht so tumultuarisch vorging wie der „Sturm und Drang" der 70ger Jahre des vorigen Jahrhunderts, aber viel tiefer und weiter griff. Denn mit dem völligen Bruch mit der Kirche verband sich in weiten Kreisen der bestimmte Bruch mit dem bestehenden Polizeistaat. Was Kinkel angeht, so besitzen wir von seiner Hand aus späterer Zeit ein Zeugniß, das

Digitized by Google

bündig angibt, wie er aufgehört habe, ein Theologe zu sein. Am 9. April 1877 schrieb er nämlich aus Zürich an einen Freund: „Fünfzehn Jahre Theolog, habe ich mich ganz langsam und ohne Leidenschaft, im festen Fortschritte des Studiums, von der Kirchenlehre losgemacht. Damit einmal fertig, habe ich eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die philosophischen Studien in mir entstehen gefühlt und meine Aufgabe darein gesetzt, anderen die Freude an einer ewigen Quelle des Glückes, dem Verständniß des Schönen, zumal in der Kunst, zu vermitteln."

Hier ist der Uebergang vom Lehrer der Kirchenhistorie zum Lehrer der Kunstgeschichte schon mitangedeutet. Gerade kirchenhistorische Studien waren es, welche den Dichter und Docenten auf das Gebiet der christlichen Kunst führten, wo er sich mehr und mehr heimisch machte. Eine Frucht seiner bezüglichen Arbeiten war dann die „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern" (1845), die jedoch Fragment geblieben, da nur der erste Band („Die altchristliche Kunst") geschrieben und gedruckt wurde. Die beifällige Aufnahme dieses Buches verschaffte dem Verfasser seine Berufung auf den neugegründeten Lehrstuhl der Kunstgeschichte an der Hochschule Bonn (1846), während seine inzwischen veröffentlichten Dichtungen, vor allen die rheinische Geschichte in 12 Abenteuern „Otto der Schütz," seinen Namen weithin in deutschen Landen bekannt, willkommen und geehrt machten. Seine Stellung war

auch äußerlich eine verhältnißmäßig gesicherte und behagliche geworden, seine Wohnung ein Sammelplatz edler Geselligkeit, welche des Apparats und Aufwandes nicht bedurfte, um Gäste anzuziehen und festzuhalten. Alles schien demnach eine gedeihliche Weiterentwicklung von Kinkels Fähigkeiten und Thätigkeit zu versprechen. Da kam aber das Jahr 1848 und gab dem Schicksal des Mannes, wie dem von Hunderten und Tausenden seiner Zeit- und Altersgenossen, eine schroffe Wendung.

2.

Es ist schon so: nur wer jene Zeit mitgelebt hat, kann sich eine deutliche Vorstellung davon machen. Sie war doch trotz alledem und allediesem der „Völkerfrühling", als welchen man sie in zahlreichen Liedern gepriesen hat. Es ist dazumal doch etwas, viel sogar vom Besten im Menschen wach, rege und thätig gewesen. Die kühl und selbstsüchtig kalkulirenden Rechner und Streber von heute können keine Ahnung davon haben, wie in jenen Märztagen die besten — ja, die besten! — deutschen Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen von dem Gedanken des Vaterlandes ergriffen, von dem Eifer für die Einheit, Freiheit und Größe der Nation erfüllt und getrieben waren. Wochenlang — und das ist, wie die Menschen nun einmal sind, schon lang, schon sehr lang — duckten sich alle gemeinen Instinkte und

Digitized by Google

schwiegen alle bösen Leidenschaften. Edles Vertrauen beschwingte die Geister, gläubiges Hoffen hob die Herzen. Wer von allen, die es miterlebt, will es leugnen?

Kinkel hätte nicht Kinkel sein müssen, so er nicht von dem Sturm erfasst worden wäre. Wurde denn nicht auch ein Monarch selber, in welchem die Phantasie mächtig war, wurde nicht auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für Stunden und Tage von diesem Sturm ergriffen? Man wird die Reden, Handlungen und Proklamationen des Königs vom 21. März 1848 nicht aus dem Buch der Geschichte wegätzen können. In dem jungen Professor Kinkel regte die hochgehende Märzstimmung den politischen Redner auf, wie die Romantik seines heimischen Rheinlandes in dem jungen Studenten Kinkel den Poeten wachgerufen hatte. Er trat mit keineswegs extremen Ansichten und Wünschen in die Bewegung ein, welche in ihm bald einen ihrer Leiter in den Rheingegenden anerkannte. Sein Standpunkt war anfänglich genau der von Dahlmann und dessen Mitreichsprofessoren. Erst der unselige, ganz wesentlich durch die doktrinäre Klügelei und Dünkelei der Liberalen mitverschuldete Gang, d. h. Nichtgang der nationalen Sache hat ihn, wie so viele tausend andere mehr nach links getrieben. Diese Wandelung musste sich allerlings in einer so beweglichen, leicht erregbaren, sanguinischen Dichternatur rascher vollziehen, als phlegmatischen Philistern begreiflich und verzeihlich vorkommen mag. Genug, im Laufe des Sommers wurde Kinkel

Digitized by Google

aus einem Liberalen und Konstitionellen zum Radikalen und Demokraten, der aber wie so viele Tausende seiner Gesinnungsgenossen — es ist unglaublich, aber wahr! — den Glauben an das bekannte hölzerne Eisen „Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage“ noch ein ganzes Jahr lang festhielt. Wenn man übrigens die gränzenlose Begriffeverwirrung ansieht, welche dermalen in Deutschland und in Europa herrscht, so hat man wahrlich keine Ursache, über den Begriffewirrwarr von dazumal die Nase zu rümpfen. Im Mai von 1849 war Kinkels Entwickelungsproceß vom demokratischen Monarchisten zum demokratischen Republikaner vollendet.

Hier ist kein Raum, die politische Thätigkeit des Dichters in ihren einzelnen Akten zu verfolgen. Es genügt zu erinnern, daß er, auf Grund der preußischen Verfassung vom December 1848 in die zweite Kammer gewählt, mit Waldeck, Jakobi, Berends, d'Ester, Grün und anderen den linken Flügel der Linken bildete. Das Kabinett Brandenburg-Manteuffel vermochte mit einer Volksvertretung, deren Mehrheit demokratischen Wollungen sich zuneigte, nicht zu regieren und demzufolge wurde zu Ende Aprils 1849 die zweite Kammer aufgelöst. Für etliche Stunden hatte es den Anschein, als würde diese Auflösung zur Erneuerung der Märzscenen von 1848 das Signal geben. Daraus erklärt es sich, daß einer von Kinkels Mitabgeordneten, ein ausgeprägter „dunkelrother Reaktionär“ — wie man damals sagte — nach dem Auflösungsakt von dem Dichter Abschied nahm mit

Digitized by Google

den Worten: „Nun, mein werther Herr Kollege, wenn's jetzt losgeht und Ihre Partei siegen sollte, so sorgen Sie freundlich, daß ich meinen Kopf behalte; siegen wir, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten". Die beiden schieden lachend, nicht ahnend, daß und wie bald der „dunkelrothe Reak" Gelegenheit haben würde, Wort zu halten. Und er hat Wort gehalten.

Nach Bonn zurückgekehrt, fand Kinkel die Rheinlande in großer Gährung. Die Ablehnung der vom deutschen Parlament rechtsgiltig berathenen, rechtsgiltig beschlossenen, rechtsgiltig verkündigten Reichsverfassung durch das preußische Kabinett, die Ausschlagung der Kaiserkrone vonseiten des Königs und mehr noch die hochmüthig-höhnische Manier, womit dies gethan worden, hatten die Rheinländer tief erregt. Kein Wunder also, daß es zu einzelnen Ausschreitungen kam, die aber wenig oder nichts zu bedeuten hatten und zumeist in die Rubrik der thörichten Streiche fielen. Ein solcher war sicherlich auch jener abenteuerliche Auszug der Bonner Demokraten gen Siegburg, welcher Auszug der späteren Behauptung des Staatsanwalts zufolge den Zweck gehabt hätte, die Waffenvorräthe des dortigen Zeughauses zu plündern. Daß Kinkel diesen übrigens weit mehr komisch als tragisch verlaufenen Zug mitmachte, obgleich er von der Thorheit des Unternehmens überzeugt war, zeigt deutlich und abschreckend genug, daß und wie der Zwang der Verhältnisse, der ja schon in Zeiten, wo alles im Geleise der Gewöhnlichkeit glatt

Digitized by Google

verläuft, mächtig genug ist, in wirrsäligen Tagen über den Menschen gebietet. Bücherstaubtrockene Klüglinge, welche sich wohl gehütet haben und wohl hüten werden, für eine Idee mit ihrer liebwerthen Person zu zahlen und pro patria auch nur das Geringste zu riskiren, bringen es leicht fertig, hintennach zu dociren, der Kinkel hätte besser gethan, es zu machen wie der Mathy und verschiedene andere „große Patrioten" dieses Schlages.

Nun, der Kinkel hielt es nicht für ehrenhaft, eine Sache zu verlassen, weil sie aussichtslos geworden, ja wohl schon völlig verloren war. Er dachte nicht wie in seinem „Nimrod" der realpolitische Obed Baal:

Und wem zutheil der Sieg auch werde,
Zu *seiner* Fahne will ich steh'n,
Weil überall auf weiter Erde
Die Götter mit dem Sieger geh'n" —

sondern er meinte, es müsste der Menschheit zur Ehre und zur Lehre allzeit auch Menschen geben, welche bei der siegloſen Fahne ausharren, und ihm ziemte es, ein solcher Mensch zu sein. Am 10. Mai 1849 nahm er tiefschmerzlich Abschied von Weib und Kind, von Herd und Heim, und machte sich nach der Pfalz auf, welche für die Reichsverfassung aufgestanden war. Er stellte sich der provisorischen Regierung zur Verfügung und suchte sich als Sekretär des zeitweiligen Oberkommandanten der pfälzischen Volkswehren, als Sekretär jenes abenteuerlichen Tirolers Fenner von Fenneberg, dann als Leiter der Kanzlei der Militärkommission nützlich

Digitized by Google

zu machen. Man sieht, Kinkel drängte sich durchaus nicht vor, wie dazumal leider so viele Nullitäten thaten. Es lag ihm lediglich an der Sache. Daß diese in der Pfalz beim ersten gegen sie geführten Stoß allen Halt verlieren müßte, konnte ihm natürlich nicht entgehen. Er stand ja mitten in einem Chaos und mußte erkennen, daß es diese Erhebung zu keiner irgendwie haltbaren Organisation bringen würde.

Man braucht kein Positivist und Realpolitiker nach neumodischem Schnitt zu sein, um es rückhaltlos auszusprechen, daß die ganze pfälzisch-badische Erhebung von 1849 eine Zeitwidrigkeit gewesen ist. Denn was nicht einmal im März von 1848 gelingen konnte, weil die Deutschen zum Revolutionmachen weder Hang noch Schick haben, mußte im Mai von 1849 unbedingt mißlingen. Abgesehen sodann davon, daß dem anachronistischen Unternehmen ein Führer von schöpferischem Genie und alles mit sich fortreißender Kraft fehlte, krankte es auch am Mangel eines klar herausgestellten und freisam bekannten Princips. Daß die Leiter der Bewegung widernationale Absichten gehabt, ja rheinbündlerische Gelüste gehegt hätten, das ist nur eine von Mathy und anderen „liberalen" Judassen aufgebrachte Lüge und Verleumdung gewesen. Wahr dagegen ist, daß kein ernsthafter Mann an die Don-Quijoterie glauben konnte, der Kampf würde alles Ernstes für die Reichsverfassung geführt, also für ein Ding, welches durch die Ablehnung der Kaiserkrone seitens des Königs von Preußen zu

Digitized by Google

einem bloßen Phantom geworden. Offen die Fahne der Republik zu entrollen, ließ aber doch sogar in diesem südwestlichen Winkel von Deutschland, wo der demokratische Gedanke seit Jahresfrist große Vorschritte gemacht hatte, die Volksstimmung nicht zu. Was blieb demnach als Kern der pfälzisch-badischen Erhebung übrig? Nichts als das alle anderen Rücksichten in den Hintergrund drängende Gefühl der Nothwendigkeit, einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, der seit dem September von 1848 mit Macht hereingebrochenen Rückwärtserei einen Damm zu setzen. Wer, was vom Herbst 1849 an und dann lange Jahre hindurch in Deutschland geschah, nicht vom Standpunkt eines Hofhistoriographen aus ansieht, der wird nicht leugnen wollen, daß jenes Gefühl ein nur allzu berechtigtes gewesen sei.

Kinkel täuschte sich keineswegs über die Sachlage, als er aus der Pfalz nach Baden ging und in die von Willich geführte Freischar eintrat. Darüber hat sich bekanntlich der akademische Zunftzopf zornig emporgebäumt. Ein deutscher Professor als „gemeiner" Freischärler in Reih' und Glied stehend — »obstupui, steteruntque comae, et vox faucibus haesit.« In Wahrheit war aber die Sache doch nicht so erschrecklich und ungeheuerlich, wie die sämmtlichen Pedelle Deutschlands meinten. Wenn so viele Professoren von dazumal sich für Staatsmänner halten durften, warum sollte es einem nicht erlaubt sein, sich für einen Soldaten zu halten? Die Zeit brachte es nun einmal mit sich, daß es nicht

Digitized by Google

lauter wohlbestallte und hochbesoldete Reichsminister, Reichsgesandte, Reichskommissäre und Reichspostillone geben konnte, sondern auch „gemeine" Freischärler geben musste. Wie und warum er ein solcher geworden, hat Kinkel vor dem preußischen Standgericht in Rastatt deutlich angegeben: „Man fragt mich, wie ich zu dem Entschlusse gekommen sei, als Gemeiner in eine Freischar einzutreten? Meine Feder, meine Kenntnisse, gaben sie mir nicht die Möglichkeit, eine andere Stellung einzunehmen, die meinen Fähigkeiten angemessen war? Ich will mich darüber ganz offen aussprechen. In die Freischar trat ich ein, nachdem unsere Sache überall im Sinken war. Was hätte ich denn damals noch für eine Stellung suchen sollen, die mit der Ehre vereinbar war? Für eine sinkende Sache kann ein Mann, der ihr treu ist, mit Ehren nur noch eins thun, er kann mit seiner Person, mit Leib und Leben für sie einstehen. Das habe ich gethan. Sie können das, meine Herren, einen Entschluß der Verzweiflung nennen. Daß es aber ein Entschluß sei, der meine Ehre als Mann entwürdigt — nein, das werden Sie nicht sagen!"

Ueber die Vorkommnisse seines elftägigen Feldzuges, soweit sie ihn persönlich angingen, hat sich der Dichter vor dem Rastatter Standgericht ebenfalls klar und offen ausgesprochen: „Bei zwei Gefechten bin ich gewesen. Zuerst am 19. Juni Nachts bei Spöck, wenn Sie das ein Gefecht nennen wollen, was bloß in etlichen zwischen den Plänklern gewechselten Schüssen bestand.

Digitized by Google

Ich selbst habe dort am Kampfe keinen Antheil gehabt, denn ich stand mit meiner Kompagnie weiter zurück und wir sahen bloß die entfernten Schüsse durch die Nacht aufblitzen. Unsere zweite Affaire war die zwischen Rothenfels und Muggensturm am 29. Juni. Die Verhörprotokolle nebst den beigefügten Aussagen eines mit mir gefangenen Kameraden, des Wirtembergers Rau, geben Ihnen über meine Betheiligung an diesem Tage ein ganz genaues Bild. Wir rückten von der Murgstraße rechts ab. Die Kompagnie erhielt Befehl zum Tirailliren, Ausschwärmen und unsere Schützen zu verstärken, die bereits im Feuer standen. Das Gefecht hatte eben erst begonnen, unser Standpunkt war ungünstig, es war Nachmittags 4 Uhr ungefähr, die Sonne senkte sich und bewirkte vor uns auf dem leuchtenden Korn eine starke Blendung, welche den Feind nur schwer erkennen ließ. Ich ging durch das Kornfeld vor, stieg dann in einen Graben hinab und kletterte eben den steilen Abhang jenseits hinauf, um dort neben einigen meiner Kameraden, die schon oben standen, Posto zu fassen. Dort erblickte ich den Feind, aber nur auf einen Augenblick. Denn noch hatte ich oben nicht Fuß gefasst, so traf mich eine Kugel am Kopfe, so daß ich den Abhang wieder herunterrollte. Bald aber raffte ich mich wieder auf und der Zugführer der Schützen, der uns kommandirte, befahl mir, nach Rothenfels zurückzugehen und mich verbinden zu lassen. Rau wurde mir mitgegeben, damit nicht bei meinem starken Blutverluste mir unter-

Digitized by Google

wegs ein Unfall zustieße. So schritten wir durchs Feld auf jenen Ort zu, aber, auf einen Abhang heraustretend, standen wir ganz unerwartet vor einer preußischen Feldwacht, aus Reiterei und Infanterie bestehend, und zwar so nahe, daß weder an Widerstand noch an Rückzug zu denken war. Der Posten schoß sofort auf uns und die Kugel ging dicht an mir vorbei. Wir mußten uns ergeben. Das, meine Herren Richter, ist meine Betheiligung an der badischen Insurrektion."

Das waren nun eben keine kriegerischen Großthaten, es war auch keine auf den Gang der Ereignisse irgendwo und irgendwie Einfluß übende Wirksamkeit, sondern nur eine recht bescheidene „Betheiligung." Trotzdem gab es, das kann einer Anzweifelung gar nicht unterstellt werden, am Hofe von Potsdam und in der preußischen Armee viele und mächtige Leute, die nach dem Blute Kinkels verlangten, welcher nach seiner Gefangennahme zuerst in Karlsruhe, dann in Rastatt eingethürmt wurde. Die Meinung dieser Leute ging dahin, es müßte an dem Professor, der ein Freischärler geworden, ein Exempel statuirt werden, wie ein solches Windischgrätz drunten in Wien an dem Reichstagsabgeordneten Blum statuirt hatte. Man darf jedoch nicht verschweigen, daß am Hofe von Potsdam wie in der Armee auch mildere Anschauungen sich kundgaben. Dort suchten eine „sehr hohe" Dame, sowie jener „hochgestellte" Herr, mit welchem Kinkel vordem im Scherze das früher erwähnte Abkommen getroffen, ihren Ein-

Digitized by Google

fluß zu Gunsten des unglücklichen Dichters geltend zu machen — mit nicht gar großem Erfolg freilich. Die preußischen Generale, welche in Baden befehligten, waren gegen den Gefangenen noch insbesondere dadurch erbittert worden, daß sie an die in Umlauf gesetzte Sage glaubten, Kinkel hätte unmittelbar vor seiner Gefangennahme aus einem Versteck im Kornfeld hervor auf die preußischen Truppen geschossen und mittels fortgesetzten Schießens mehrere Officiere und Soldaten getödtet oder verwundet. Daran war nun aber kein wahres Wort. Ja, ich stehe, auf die Aussage eines durchaus vertrauenswerthen Mannes gestützt, welcher mit Kinkel in Reih' und Glied gestanden — er ruht auf dem Friedhof von Thalweil am Zürichsee — nicht an, zu sagen, daß der Dichter während seines elftägigen Feldzugs sein Gewehr wahrscheinlich nie losgeschossen und unbedingt niemand verwundet oder gar getödtet hat.

Allein die Zornströmung der Sieger war nun einmal wider ihn. So sehr, daß, als seine Frau Johanna auf die Schreckensbotschaft von seiner Gefangennahme hin rheinaufwärts eilte, um ihm Trost und, womöglich Hilfe zu bringen, die Arme auf dem Dampfboot und im Eisenbahnwagen als etwas Selbstverständliches mitanhören musste, Kinkel werde erschossen oder sei gar schon erschossen. Gewisse Leute hatten es ungeheuer eilig mit dem Erschießen, wie denn die berliner „Kreuzzeitung" Berichte aus Baden bedauernd anhob mit dem Satze: „Kinkel ist noch immer nicht erschossen." Die

Digitized by Google

„Frommen" par excellence riefen, wie das ihnen ihr „Chriſtenthum" gebot, am wüthendſten nach dem Blute des Gefangenen. Wie die Stimmung in den entſcheidenden Kreiſen war, erfuhr Johanna Kinkel im Hauptquartier des Prinzen von Preußen in Freiburg. Der General von Hirſchberg verweigerte ihr die erbetene Audienz und verwies ſie an einen andern hohen Officier. Dieſer ſagte ihr: „Das Urtheil über Ihren Mann wird in dieſen Tagen gefällt und muß, dem Geſetze zufolge, binnen 24 Stunden vollzogen werden. Man hat Sie getäuſcht, wenn man Ihnen vorgeſpiegelt hat, daß hohe Perſonen Kinkels Leben zu ſchonen wünſchten." Die muthige Frau, welche in jenen Tagen und Nächten Namenloſes gelitten haben muß, entgegnete: „Aber es iſt ja noch gar nicht ausgemacht, daß das Kriegsgericht meinen Mann zum Tode verurtheilen wird." Da miſchte ſich ein zweiter im Zimmer anweſender Officier, der „ein ſtarkes, rundes Geſicht von einer faſt metallenen Strenge hatte," in die Verhandlung und ſagte: „Machen Sie ſich keine Hoffnung auf das Kriegsgericht!" — „Wie, keine Hoffnung? Iſt denn der Urtheilsſpruch vorherbeſtimmt? — „Das Kriegsgericht wird Kinkel zum Tode verurtheilen." — „Alſo keine Hoffnung iſt da, ihn zu retten?" — „Nur die Gnade des Königs kann ſein Leben erhalten." — „Wie lange Zeit braucht ein Brief von hier nach Berlin und zurück?" — „Wenn Sie ein Gnadengeſuch einreichen wollen, ſo haben Sie heute die beſte Gelegenheit dazu. Denn dieſen Abend

Digitized by Google

geht ein Adjutant des Prinzen von Preußen, der Graf von dem Kneſebeck, als Kurier nach Berlin. Bitten Sie dieſen Herrn, Ihr Gnadengeſuch mitzunehmen.“ Johanna ging ſofort zu dieſem Herrn, der ihr „mit dem Anſtand und dem ruhigen, ſanften Ton der ſuperfeinſten geſelligen Bildung entgegentrat.“ Kaum aber hatte die arme Frau ihre Bitte vorgebracht, als der Herr Graf ausrief: „Was, ich ſollte ein Gnadengeſuch für Kinkel mitnehmen? Ich würde ja geſteinigt, wenn ich wiederkäme und die Begnadigung dieſes Menſchen mitbrächte. Dazu werde ich nie die Hand bieten, im Gegentheil! Ich bedaure indeß, die Bitte einer Dame rund abſchlagen zu müſſen.“ [1])

Am 4. Auguſt ſtand Kinkel in Raſtatt vor dem preußiſchen Kriegsgericht. Man hatte ihm von Amtswegen zum Vertheidiger gegeben den badiſchen Auditeur Dr. Hepp, welchem aber erſt unmittelbar vor dem Zuſammentritt des Tribunals bekanntgegeben wurde, daß der Angeklagte nicht nach dem badiſchen, ſondern nach dem preußiſchen Militärſtrafgeſetzbuch beurtheilt und gerichtet werden ſollte. Das Beſte für ſeine Vertheidigung hatte demnach der Dichter ſelbſt zu thun und er that es, that es ſo, daß ſeine Vertheidigungsrede fraglos zu den beſten Gerichtsreden gehört, welche

[1]) Die angezogenen Stellen ſind wortgetreu entnommen aus dem Aufſatz „Erinnerungsblätter aus dem Jahre 1849“ von Johanna Kinkel, gedruckt in A. Kolatſchekſ „Deutſcher Monatsſchrift,“ 1851, Bd. II, Heft 4, S. 59—108.

Digitized by Google

jemalen auf deutſchem Boden gehalten worden ſind. Man darf wohl ſagen, daß nie und nirgends ein Mann klarer und feſter für ſein Leben geſtritten. Es war auch ein Hauch von Weiſſagung in dieſer Rede — da, wo Kinkel ſagte: „Wenn die Krone Preußen endlich eine kühne und ſtarke Politik verfolgt, wenn es unſerem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwerte — denn anders wird's nicht! — Deutſchland in Eins zu ſchmieden, uns groß und bei unſern Nachbarn geachtet hinzuſtellen, uns der inneren Freiheit wirklich und dauernd zu verſichern, Handel und Wandel wieder zu beleben und vor allem den Armen in meinem Volk Brot zu ſchaffen, nun, bei meinem Eid! die Ehre und die Größe meines Vaterlandes ſind mir theurer als meine Staatsideale; geſchähe dies alſo und erzeigte mir dann mein Volk noch einmal die Ehre, mich zu ſeinem Vertreter zu wählen, ich würde einer der erſten Deputirten ſein, die mit frohem Herzen riefen: Es lebe das deutſche Kaiſerthum! Es lebe das Kaiſerthum Hohenzollern!"

Der Spruch des Kriegsgerichts lautete nicht auf Tod, wohl aber auf lebenslängliche Feſtungsſtrafe. Das war jedoch den „Frommen" am preußiſchen Hofe nicht genug. Sie wuſſten es dahinzubringen, daß ſtatt der Beſtätigung des Urtheils unterm 30. September 1849 aus Freiburg vonſeiten des kommandirenden Generals des 1. Armeekorps, Hirſchfeld, dieſe Kundgebung erging: — „Der ehemalige Profeſſor und Wehrmann in den

Freischaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluste der preußischen Nationalkokarde und statt zur Todesstrafe nur zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Gesetzlichkeit wurde dieses Urtel von mir dem k. Generalauditoriate und von demselben als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maßgabe zu befehlen geruht, daß der p. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt, daß der p. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluste der preußischen Nationalkokarde und einer lebenswierigen Festungsstrafe zu bestrafen und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird."

Ich meine, dieses Aktenstück gehört zur Signatur damaliger Zeit. Es ließe sich vieles sagen über diese „Begnadigung" von Festungsstrafe zur Zuchthausstrafe. [1])

[1]) Johanna Kinkel erzählt (a. a. O. 92), daß sie „aus höchst zuverlässigen Quellen" erfahren, Friedrich Wilhelm der Vierte hätte bitterwitzig geäußert: „Ja, vor 18 Monaten hätte ich Kinkel begnadigen können; aber ich habe ja schwören müssen, ein echter konstitu-

Es ließe ſich überhaupt vieles ſagen, über das Gebaren der Sieger von 1849 in Deutſchland gegenüber den Beſiegten. Es ließe ſich zwanglos zur Vergleichung heranziehen das großmüthige Verhalten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft gegen die beſiegten Sonderbündler i. J. 1847 und das nicht minder großmüthige der großen transatlantiſchen Republik i. J. 1865 gegen die beſiegten ſüdſtaatlichen Rebellen. Doch wozu unnütze Worte machen? »Ubi facta loquuntur, non opus est verbis,« hat der alte Cicero geſagt und der verſtand ſich doch aus dem Fundament aufs Wortemachen.

3.

Derweil ſich nun aber gar viele ſervile und „fromme" Seelen mit der Vorſtellung kitzelten, daß der „Heide" und „Rebell" Kinkel erſt zu Naugardt, dann zu Spandau in der Züchtlingsjacke Wolle ſpulte, wurde in der Stille eine Freundesthat geplant, welche, menſchlich angeſehen, zu den beſten Thaten des Jahrhunderts gehört: — die Befreiung des Wolle ſpulenden Dichters aus dem ſpandauer Zuchthaus durch den Studenten Karl Schurz, welcher ſpäter drüben in den Vereinigten Staaten die höchſten Ehrenſtufen erklomm, welche bislang für einen Deutſchen dort erreichbar waren.

---

tioneller König zu ſein. Ich finde keinen verantwortlichen Miniſter, der Kinkels Begnadigung entgegenzeichnet."

Digitized by Google

Kinkel hat keine Aufzeichnungen über seine Flucht hinterlassen. Wenigstens sind bis zur Stunde, wo ich dieses schreibe, keine in seinem Nachlaß gefunden worden. Ganz zuverlässige Angaben über den Verlauf des höchst schwierigen Unternehmens sind nur von dem Planentwerfer und Ausführungsleiter Schurz zu erwarten. Er hatte Gehilfen, ja, namentlich zwei Brüder Hensel, von denen der eine Hofapotheker in Potsdam, der andere Gutsbesitzer in Mecklenburg war; aber beide wussten von dem Plane nur so viel, als sie schlechterdings zu wissen brauchten, um die ihnen bei der Inswerksetzung desselben zugetheilte Rolle spielen zu können. In der Nacht vom 6. auf den 7. November 1850 gelang das klug geplante und kühn ausgeführte Wagniß. Mittels einer Gewaltfahrt von 33 Meilen brachte der Gutsbesitzer Hensel in seinem eigenen Gefährt den Befreiten und den Befreier von Spandau durch Mecklenburg zur Seeküste, wo zur Weiterflucht über das Meer alles vorbereitet war. Am 1. December langten Kinkel und Schurz nach einer sehr stürmischen Fahrt in Edinburg an, von wo sie sich nach London begaben, allwohin der Dichter Frau und Kinder nachkommen ließ. Die Nachricht von seiner Befreiung erregte überall große Freude, ausgenommen natürlich die Kreise der Servilen und „Frommen", welche sich gar gewaltig darüber erboseten. Es wurden auch eifrigst Untersuchungen in Spandau und Rostock angestrengt, die aber ergebnißlos verliefen.

Digitized by Google

Lange Jahre hat dann Kinkel im Exil verbracht. Aber er ist nicht an den Klippen des Flüchtlingslebens gescheitert, welches so reich zu sein pflegt an Täuschungen und Enttäuschungen, an phantastischen Anschauungen und trügerischen Hoffnungen, an bitteren Entbehrungen und schmerzlichen Demüthigungen. Zwar unmittelbar nach seiner Ankunft in England unterlag er noch der argen Illusion, es ließe sich in der Verbannung und von dieser aus revolutionäre Agitation treiben, und dieser Aberglaube vermochte ihn eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen, um unter den dortigen Deutschen mittels Reden und Resolutionen die Geldmittel zur „Gründung der deutschen Republik" zusammenzubringen. Das war nur die Fahrt eines deutschen Idealisten, Optimisten und Poeten in das Prosareich des „allmächtigen Dollar." Schon das im Grunde ganz klägliche finanzielle Ergebniß dieser transatlantischen Agitationsreise (10,000 Doll.) musste den Agitator überzeugen, daß es mit der Gründung der deutschen Republik denn doch nicht so leicht und schnell gehen würde. Bei guter Zeit entsagte er folglich einer ganz unfruchtbaren Agitation und fasste, nach England zurückgekehrt, die Wirklichkeiten und Nothwendigkeiten seiner Lage und seine Pflichten als Familienvater ins Auge. Es ist kein Kleines gewesen, in dem fremden Lande, dessen Sprache sich Kinkel mit bewunderungswerther Energie binnen Jahresfrist aneignete, sich und den Seinigen eine neue

Digitized by Google

Existenz zu schaffen. Der Dichter vollbrachte das, indem er sich als auf seinen Stab und seine Stütze auf die Arbeit verließ. Alle Zeugnisse, auch gegnerische, sind einstimmig darüber, daß Kinkel in ehrenhaftester Weise mittels redlicher und ausdauernder Arbeit sein und seiner Familie Brot erworben habe. Nur Männer, welche in gleicher Lage gewesen, vermögen zu ermessen, was das heißen will. Er rief in sich seine reiche und vielseitige Lehrkraft an und auf: er unterrichtete und hielt Vorträge, er lehrte in englischen Damenschulen deutsche Sprache und Literatur, er führte die Kunstgeschichte als Unterrichtsfach in England ein.

Zu Ferienzeiten ging er mit seiner Familie dahin oder dorthin an die Seeküste, mit Vorliebe nach Hastings, und während solcher Wochen der Ruhe und Auffrischung dichtete er in Versen und Prosa. Der Inhalt seiner zweiten Gedichtesammlung (1868) ist zumeist in diesen Jahren entstanden. Die schöne Historie vom „Grobschmied von Antwerpen" (1872) scheint im Herbste von 1862 vollendet worden zu sein. Der Vorgesang zum „Nimrod" datirt schon vom September 1856. Hinsichtlich dieses Trauerspiels gab sich der Dichter freilich einer wunderlichen Täuschung hin. Er prophezeite nämlich:

„Der Otto Schütz mit den Liederchen allen
Sollten dem heut'gen Geschlecht gefallen;
Aber beim Nimrod war es mein Streben,
Ein Endchen auch noch in der Zukunft zu leben;
Das nächste Geschlecht, mit reinerm Gewissen,
Wird mir das Werk zu schätzen wissen —"

Digitized by Google

und sprach überhaupt mit dem vollen Akcent der Selbstbefriedigung von dieser Hervorbringung. In Wahrheit ist der Nimrod, trotz der eingelegten heißwortigen Liebesgeschichte, ein im Grunde kaltes und lebloses Ding, welches von Staatengründung und Religionsstiftung symbolisirend handelt. Zum Dramatiker hatte Kinkel ganz entschieden nicht das Zeug und „das nächste Geschlecht" wird von diesem geradezu langweiligen „Nimrod" sicherlich nichts mehr wissen. Ganz anders, d. h. anregend, fesselnd, liebenswürdig stellt sich uns Kinkel dar in den mit seiner Frau Johanna gemeinsam veröffentlichten „Erzählungen" (3. Auflage 1883). Zwei derselben, „Der Hauskrieg" und „Margret", müssen, meines Erachtens, dem Trefflichsten beigezählt werden, was die deutsche Novellistik geschaffen hat. Auch mit fachwissenschaftlichen Studien und Arbeiten hat er sich während seines Aufenthaltes in England fleißig abgegeben. Schon die Anforderungen seiner Lehrthätigkeit mussten ihn ja fortwährend dazu treiben. Gediegene, obzwar erst später ausgereifte Früchte dieser kunsthistorischen Beschäftigung sind die unter dem Titel „Mosaik zur Kunstgeschichte" (1876) zusammengestellten und gedruckten Essays. Wer erfahren will, in wie anmuthiger Weise Kinkel seine Leser in die Gebiete ernster Forschung einzuführen verstand, nehme beispielsweise den Essay „Stonehenge und die Zeit seiner Erbauung" zur Hand (Mosaik, S. 244 f.).

Digitized by Google

Einer, der des Dichters Leben und Streben in England mitangesehen, hat darüber dieses gesagt: „Es gefiel Kinkel in England wohl und im Grunde mußte es jedem um jene Zeit dort gefallen, der, dem Gefängniß und der Enge der festländischen Zustände entronnen, eine sorgenfreie Beschäftigung gefunden und nicht von Haus aus zu misanthropischer Selbstquälerei angelegt war. Ich hatte Kinkel zuletzt im Sommer 1848 in Bonn gesehen und fand ihn zu Ende des Jahres 1853 in London zwar ergraut, aber in frischer Kraft und heiterer Laune wieder. Ich verkehrte seitdem viel mit ihm und gestehe gern, daß die damals in seinem Hause verlebten Stunden zu den angenehmsten Erinnerungen meines Aufenthaltes in England zählen. Besonders erfreuend waren die Abende, wann seine Frau am Klavier saß und Mozart oder Chopin spielte oder den Gesang der Kinder von Liedern leitete, die sie selbst komponirt hatte. Der Tod von Kinkels Frau im November 1855 machte einen tiefen Riß in dieses glückliche Leben". [1]) An dem Grabe Johanna's auf dem Friedhof in Woking hat Kinkels Exilsgenosse Freiligrath sein herrliches, heldisches Lied „Zur Winterszeit in England" angestimmt, wohl das edelste Todtenopfer, das jemals einer deutschen Frau dargebracht worden ist. Aber das Leben will sein Recht und der Dichter gab es ihm. Der „Riß" wurde geheilt.

[1]) Fr. Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonie in England. („Unsere Zeit", N. F. IX, 2, S. 259.)

Digitized by Google

Wie? Darüber gibt, glaub' ich, das Widmungsgedicht zum „Grobschmied", welches Kinkel 1862 vom Giltar-Felsen in Wales aus an seine zweite Frau richtete, den besten Aufschluß. Er hat mit ihr in glücklicher Ehe gelebt bis zuletzt.

Als die Deutschen in London, wie ihre Landsleute überall auf Erden, im November 1859 das Centenarium unseres edelsten Dichters und Sehers feierlich begingen, hielt Kinkel die Festrede im Kristallpalast. Sonst trat er wenig mehr in die Oeffentlichkeit, wenigstens nicht in die politische. Doch wurde er Mitglied des „Nationalvereins", was die Republikaner unter den deutschen Achtundvierzigern in England und in der Schweiz unterließen. Im Jahre 1866 erklärte er sich für Preußen und anerkannte in Bismarck den Mann, welcher Deutschland bis dahin gefehlt hatte. Um so widerwärtiger — es darf und soll nicht verhehlt werden — kontrastirte damit sein Verhalten im Jahre 1870—71. Sein Mund blieb stumm, während Freiligrath so machtvoll in „Die Trompete von Gravelotte" stieß. Er hielt sich recht ostentativ und demonstrativ fern von jenem so schändlich gestörten Friedensfest der Deutschen in der Tonhalle von Zürich im März 1871. Die vaterlandslosen Aeußerungen, welche er damals gethan haben soll oder wirklich gethan hat, mag ich nicht wiederholen. Aber ich will mich frank und frei über die Sache aussprechen. Kinkel befand sich dazumal in einer hochgradigen Verstimmung in Folge persönlicher

Verhältnisse, deren Erörterung nicht hierher gehört. Nun weiß man ja, wieso ein leicht erregbares Dichtergemüth seine zeitweilige Stimmung auch auf die äußere Welt überträgt. Und das war noch nicht alles. Wir von Kinkels Generation haben ja in unserer Jugend alle jene Krankheit der kosmopolitischen Verschwiemelung durchmachen müssen, welche, ein unheilvolles Vermächtniß unserer klassischen Literaturperiode und ein Fluch unserer politischen Nichtserei, uns so lange zum Gespötte der Völker gemacht hat. Nun wohl, Kinkel hat sich sein Leben lang von dieser Wolkenkuckucksheimerei nie ganz loszumachen vermocht und so spielte ihm denn dieselbe 1870—71 einen bösen Streich. Später, als er von Zürich aus alljährlich seinen Gang ins Deutsche Reich antrat, um den Cyklus seiner so willkommenen und vielbesuchten Wandervorträge zu halten, hat er mitunter ein hartes Wort darüber hören müssen und auch außerdem ist ihm jener böse Streich zu einer unliebsamen Erinnerung geworden.

Im Sommer von 1866 hatte er den Ruf zur Professur der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum erhalten und bis zu seinem Tode hat er mit rühmlicher Pflichttreue und großem Erfolg dieses Lehramt geführt, verehrt von seinen Zuhörern, geachtet von seinen Kollegen, geschätzt von der Behörde, eine hervorragende Persönlichkeit, wo immer er erschien, ein markanter Charakterkopf. Haar und Bart waren ihm schneeweiß geworden, aber seine Erscheinung bot

Digitized by Google

ein Bild der Gesundheit bis zu dem Tage, wo der Tod einen Vorboten zu ihm schickte. Des war Freitags am 3. November 1882. Er saß arbeitend an seinem Schreibtisch, als er sich plötzlich an seine anwesende Frau wandte mit den Worten: „Die Hand versagt mir den Dienst.“ Das gab sich aber am folgenden Tage so ziemlich wieder und der gerufene Arzt legte der Sache keine Wichtigkeit bei, sondern verordnete nur Müßiggang und Spazierengehen. Mittwochs am 8. November jedoch kam ein zweiter Todesbote. Als Kinkel um 12 Uhr aus seinem Arbeitszimmer ins Speisezimmer hinüberging, bemerkte seine Frau, daß er nur noch undeutlich zu sprechen vermöge. Indessen aß er noch mit der Familie zu Mittag. Der benachrichtigte Arzt sprach ihn jetzt ins Bett. Als ihm seine Frau das mittheilte, glitt ein Schatten über seine Züge. Dann faßte er den Arm seiner Frau, führte sie in der ganzen Wohnung von einem Fenster zum anderen und sah lange sinnend hinaus, über das Limmatthal hinüber zum Uto, über die Stadt hinweg auf den See und hinauf zu den Alpen, als wollte er der schönen Landschaft Lebewohl sagen. Hierauf ließ er sich zu Bette bringen. Bis zum Freitag war noch Hoffnung. Aber dann kamen martervolle Stunden, Tage und Nächte. Am Montag den 13. November, fünf Minuten vor seinem Hingang, kehrte ihm das Bewußtsein noch einmal flüchtig zurück. Er winkte mit der linken Hand, die rechte war gelähmt, seiner

Digitized by Google

Frau zu, als wollte er sagen, sie sollte nicht so weinen. Unmittelbar darauf ist er leicht und leise entschlafen. Donnerstag den 16. November wurde er auf dem neuen Centralfriedhof von Zürich zu Grabe gebracht. Die Studentenschaften des Polytechnikums und der Hochschule haben sich selber geehrt, indem sie den Todten mit großen Ehren zu seiner Ruhestätte geleiteten.

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann."

Damit hat Kinkel die verbreitetste und beliebteste seiner Dichtungen beschlossen, und ich meine, dieser Vers könnte seinem Grabstein zur Inschrift und seiner Lebensbeschreibung zur Aufschrift dienen. Er hat sich sein Schicksal geschaffen und hat es getragen als ein Mann.

Ein vielbewegtes und prüfungsvolles Dasein war ihm beschieden. Schwere Geschicke sind über sein Haupt weggegangen. Heftige innere und äußere Stürme haben die Seele dieses Dichters bis in ihre untersten Tiefen aufgeregt. Lange und harte Kämpfe hat es ihn gekostet, innerlich zu ruhigem Gleichmaß des Geistes, äußerlich zu einer festen Lebensstellung zu gelangen. Aber wenn der dunkeln Loose in diesem Dasein viele gewesen sind, so hat es demselben doch auch an hellen nicht gefehlt. War es ihm doch vergönnt, die reichen Schätze seines Gemüthes zu entfalten als ein standhafter Bekenner des humanitären Kredo, wie als sorgsames Familienhaupt, als liebevoller Gatte und Vater. Und eine Fülle von guten Göttergaben war

Digitized by Google

ihm in die Seele gelegt. Er besaß in ganz vorzüglichem Maße die Fähigkeit, das Große und Schöne zu sehen, zu verstehen und zu deuten. Eine elementare Macht der Beredsamkeit wohnte ihm inne: er fand für jedes Gefühl, für jeden Gedanken den entsprechenden Ton in seiner Brust, und darum hat er so gewinnend, so fesselnd, so anregend gewirkt, wo immer er das Wort ergriff.

Eine edle Trösterin der Menschheit hat ihn sein Leben lang begleitet, die Muse. Zwar er gehörte nicht zu jener überhaupt sehr kleinen Schar auserwähltester Dichter, welche mit dem Zauberstab ureigener Schöpferkraft neue Quellen der Poesie aus den Felsen der Wirklichkeit, der Zeit und der Geschichte schlagen; aber er wusste das Ueberlieferte und Ueberkommene mit der eigenen Seelensubstanz zu tränken und zu durchdringen. Alles, was ihn selber und was seine Zeit bewegte, wurde ihm zum Liede: bald zum begeisterten und begeisternden, bald zum wehmüthig klagenden, bald zum eindringlich mahnenden, bald zum nachdrucksam strafenden. Er wusste Gebilde der Vergangenheit wie Probleme der Gegenwart gar schön auszugestalten. Ich wüsste nicht, daß die von der romantischen Schule vordem angeschlagenen Töne irgendwo reiner, anmuthiger und melodischer ausgeklungen wären als in Kinkels „Otto der Schütz" und im „Grobschmied von Antwerpen." Und wie die Muse schon dem Jüngling an den rebenumkränzten Ufern seines heimatlichen Rheinstro-

mes traulich genaht war, wie sie ihm später die Nacht des Kerkers mit himmlischen Lichtern erhellte, wie sie sodann an seiner Seite wandelte am „Traubengestade“ des züricher See's und unter den Firnen der Alpen, so ist sie ihm hold und gewärtig geblieben bis ans Ende. Die kunstgeschichtliche Thatsache der Auffindung jener köstlichen Thonfiguren von Tanagra hat ihn zu seiner letzten größeren Dichtung angeregt, zu einem antiken Künstleridyll, welches dem „Euphorion“ von Gregorovius durchaus ebenbürtig zur Seite tritt. Die Einleitungsstrophen zu „Tanagra“, in welchen ein tiefer Vaterschmerz über den Tod eines geliebten Töchterleins sich ausathmet, sind nach meinem Gefühl das Stimmungsvollste, was Kinkel gedichtet hat. „Tanagra“ wird seinen Freunden ein theures Vermächtniß sein. Das Gedicht muthet uns an wie ein sanftes Abendroth, das sich über die Ruhe und den Frieden eines sonnenklaren Herbsttages hinbreitet.

Kinkels ganze Anschauung und Haltung war gekennzeichnet durch einen kräftigen, bis zum Phantastischen gesteigerten Idealglauben. Er ist ein hoffender Mann gewesen, welcher an die Macht des in der Gesellschaft arbeitenden Entwicklungstriebes glaubte und der Zukunft der Völker vertraute. Er besaß im höchsten Grade die Fähigkeit, alles in tröstlichem Lichte zu sehen und aus allen den Wirrsalen der Gegenwart einen hoffnungsfreudigen Blick in die kommenden Zeiten zu richten. „Wirf ab, Herz, was dich kränket und was dir bange

Digitized by Google

macht!“ So lautet der Kehrreim von einem ſeiner Lieder, dem ſchlichteſten, aber gerade darum dem ſchönſten von allen. Und wie er in dieſem Refrain geſprochen, ſo that er auch: er blieb niemals in den Widerwärtigkeiten des Lebens brütend befangen, er wußte ſich über dieſelben zu erheben und verſtand es, aus den eigenen Kümmerniſſen ſich aufzurichten mittels der Theilnahme an der „Sache der Menſchheit“. Wer das — ſo hat er in den Eingangszeilen ſeines letzten Gedichtes ausgerufen —

„Wer das, was je geſchah, im Geiſte ſchaut,
Dem quillt ein Troſt im Herzen ſtill und traut;
Wie oft hab' ich in ſchweren, bangen Stunden
Erlöſung durch den Blick aufs All gefunden!“

Und endlich darf auch der Wetterſtral, der ihn fällte, ja, auch dieſer darf als eine Gunſt des Geſchickes angeſehen werden. Wenn Göthe nach dem Hingang ſeines großen Freundes im Jahre 1805 in den Ausruf ausgebrochen iſt: „Wohl dürfen wir Schiller glücklich preiſen, daß er vom Gipfel des Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen!“ ſo mögen wir dieſe Aeußerung antiker, nein, echtmenſchlicher Frömmigkeit wohl auch auf Kinkel anwenden. Die traurigen Hinfälligkeiten des Greiſenalters, ſie ſind ihm erſpart geblieben. Ueber das quälende Gefühl der Abnahme phyſiſcher und pſychiſcher Kräfte iſt er hinweggehoben worden. Er hat als ganzer Mann unter uns gelebt und als ein ſolcher iſt er von uns gegangen. So bleibt er des nicht gemeinen Vor-

Digitized by Google

theils theilhaft, im Andenken der Menſchen zu ſtehen als ein Rüſtiger und Tüchtiger, als ein in voller Waffenrüſtung auf der toſenden Walſtatt des Lebens Gefallener — als ein Gefallener, welcher das Endziel ſeines republikaniſchen Glaubens und Strebens erreicht hat: ein Grab in freier Erde.

Digitized by Google

Thomas Carlyle.*)

(Geb. am 4. December 1795 zu Ecclefechan in Schottland, geſt. am 5. Februar 1881 in Chelſea zu London.)

(November 1882.)

Es iſt doch gut, daß auch in der Literatur der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts da und dort eine Erſcheinung vorkommt, welche um eines Hauptes Länge über den Literatenhaufen hinwegragt und abſeits vom literariſchen Marktgewühle auf einen eigenen Platz

*) Selbſtverſtändlich macht die nachſtehende Skizze nur darauf Anſpruch, in flüchtigen Zügen ein Charakterbild von Carlyle zu entwerfen. Leſer und Leſerinnen, welche mit den Lebensumſtänden des Mannes, mit ſeiner Stellung und Bedeutung in der Literatur ſeines Landes, mit der Eigenart ſeines Wirkens ſich vertraut machen wollen, verweiſe ich in erſter Linie auf ſeine Complete Works, 16 vols. London, 1857–58, worin aber die History of Frederik the Great (6 vols) nicht enthalten iſt, und in zweiter auf Froude: Reminiscences of Th. Carlyle, 2 vols. 1881; Shepherd: Memoirs of the life and writings of Th. C. 2 vols. 1881; Fiſcher: Th. C., eine Geſchichte ſeines Lebens, 1882; Taine: Hist. d. l. littérature anglaise, 1864, tome IV, chap. 4; Althaus: Thomas Carlyle (Engl. Charakterbilder, 1869, Bd. 1., S. 237–322); Scherr: Geſchichte d. engl. Literatur, 3. Aufl. 1883, S. 246 fg.

Digitized by Google

sich stellt. Allerdings erregen solche Erscheinungen weit mehr nur das widerwillige Staunen als die Sympathie der blöden Menge, aber es ist, wie gesagt, doch gut, daß es noch „solche Käuze" gibt. Sie stehen da als energische Proteste gegen die Unverschämtheit der Händler mit alexandrinischem Kleinkram, sie heben sich als wegezeigende Marksteine aus der Maknlaturflut, womit byzantinische Mittelmäßigkeit den Boden überwässert.

Daß Autoren dieser Art, welche nur der Stimme ihres Genius und ihres Gewissens folgen und ihr Talent nun und nimmer in den Dienst dieser oder jener albernen Zeitmode stellen, keine großen Gemeinden haben, ist ja ganz in der Ordnung. Denn wer der Menge gefallen will, muß mit der Menge gehen, die, eben weil sie Menge, nur auf breitgetretenen Straßen breitspurig wandeln mag und kann. Wer dagegen, „ursprünglich eigenem Sinn" vertrauend und folgend, durch Waldesdickicht neue Pfade sich bahnt oder in Gebirgseinsamkeit schwindelnde Felszacken erklimmt, der wird keinen zahlreichen Troß hinter sich herziehen, sondern nur ein bescheidenes Geleite. Welches Gefolge das bessere sei, das große oder das kleine, steht freilich außer Frage. Uebrigens können sich die Waldpfadesucher und Firnenwanderer damit trösten, daß sie noch aufrecht stehen, dauern und gelten, wann die großen Marktschreier und Marktbeherrscher längst verkracht sind. Die Firma Kotzebue, Lafontaine und Kompagnie hat

unendlich viel größeren Zuſpruch gehabt und weit beſſere Geſchäfte gemacht als die Firma Göthe und Schiller, aber wo iſt ſie jetzt? Dort, wo Schweigen und Vergeſſenheit.

Wann alle die wimmelnden Byzantiner und alle die wuſelnden Alexandriner von heute auch dort ſein werden, wird die auf einſamer Höhe ſtehende knorrige ſchottiſche Eiche Thomas Carlyle noch friſch in Saft und Kraft grünen und mit ihren ſtarken Zweigen und ihrem markigen Blattwerk in die Zukunft hineinrauſchen. Denn wenn irgendeiner zu unſerer Zeit, ſo war dieſer Mann auf Dauerhaftigkeit angelegt. Kein Irrwiſch des Tages, vom Halloh der urtheilsloſen Menge begrüßt, um dann morgen ſchon von einem noch „fixeren“ Modewaarenhauſirer niedergeſchrieen zu werden, nein, ſondern ein von „urſprünglich eigenem Sinn“ getragener und getriebener Kernmenſch und, eben als ſolcher, auch ein Kernſchriftſteller.

In England gelten bekanntlich Publiciſten nicht wie in Deutſchland für „Leute, welche ihren Beruf verfehlt haben“. Die Publiſtik iſt in England ein geehrter und einflußreicher *Beruf*. Die Engländer wiſſen, was alles ſie ihrer Preſſe zu verdanken haben, wiſſen, daß ſie derſelben weit mehr zu verdanken haben als dem parlamentariſchen Humbug, welchen die „oberen Zehntauſend“ den mittleren Hunderttauſenden und den unteren Millionen vorſpielen. Auch Thomas Carlyle war im Grunde ſein Lebenlang nichts weiter als ein Publiciſt und noch dazu einer, welcher gegen alle

Digitized by Google

Konvenienzen seines Landes in rücksichtslos schroffer Weise losging. Dennoch genoß er unter seinen Landsleuten des Ansehens eines Propheten und rechnete es sich die Königin Viktoria zur Ehre an, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Er stammte aus einer schottischen Puritanerfamilie und dem heldischen Schwert des Puritanismus war die heldische Feder Carlyle's wahlverwandt. Oliver Cromwell ist sein Ideal von einem Mann gewesen. Der That war seine ganze Bewunderung gewidmet, dem Schwatz seine ganze Verachtung. Wenn aber Carlyle ein Puritaner heißen konnte, so mußte er ein Puritaner nicht des 17., sondern des 19. Jahrhunderts genannt werden. Das will sagen, er war ein Autor, welcher von der Höhe der Bildung seiner Zeit herab das Evangelium der Arbeit verkündigte und verlangte, daß dem Wissen eine Thatkraft sich zugesellte, wie der Sieger von Marstonmoor, Naseby und Dunbar, sowie die Pioniere von Neu-England so glorreich sie entwickelt hatten. Wie im übrigen Carlyle über englische Borniertheit, Bigoterie und Dünkelhaftigkeit weit erhaben war, wird ja sattsam schon dadurch angezeigt und erwiesen, daß er einer der ersten und eifrigsten Verpflanzer deutscher Literatur nach England und ein begeisterter Apostel Göthe's und Schillers unter seinen Landsleuten gewesen ist.

Nachdem er seine Schulzeit in Annan und seine Universitätsjahre in Edinburg hinter sich hatte, quälte

Digitized by Google

ſich Carlyle von 1816 bis 1825 mit der Schulmeiſterei herum und that daneben, wie er ſelber ſagt, „Handlangerarbeit“ bei Buchhändlern. Aus dieſen beiden Widerwärtigkeiten löſte er ſich mittels ſeiner Uebertragung von Göthe's „Wilhelm Meiſter“ und entſchiedener noch mittels ſeines Buches „Das Leben Schillers“ (1825). Sein ſchriftſtelleriſcher Beruf war jetzt für ihn ſelbſt entſchieden und auch vom Publikum anerkannt. Bevor er darin weiter vorſchritt, wollte er auch ein Stück Welt außerhalb Schottlands ſehen und beſuchte London und Paris. Seine Thätigkeit als Eſſayiſt, welche er in verſchiedenen Reviews und Magazines entfaltete, war fruchtbringend genug, ihm die Gründung eines eigenen Hausſtandes zu ermöglichen, und ſeine 1826 vollzogene Heirat mit Jane Welſh führte ihm eine Lebensgefährtin zu, wie er ſie beſſer nicht wünſchen konnte. Jane war eine jener Frauen, wie ſie das Schickſal, man möchte faſt ſagen in einer Anwandelung von Gerechtigkeit oder Mitleid, Männern von der Art Schillers und Carlyle's nicht ſelten zutheilt, um ſie für ſo vieles andere, war ſie im Leben entbehren müſſen, zu entſchädigen. Bis 1854 hatte Carlyle ſein „Neſt“ in Craigenputtoch, einem ſeiner Schwiegermutter gehörenden Gütchen, daß ſpäter ſeiner Frau zufiel. Die Bedürfniſſe ſeiner erweiterten literariſchen Hervorbringung veranlaſſten ihn zum Umzug nach London im genannten Jahre, und zwar in jene Wohnung in Cheyne Row, Quartier Chelſea, die er, Sommer-

Digitized by Google

aufenthalte und Reisen abgerechnet, bis zu seinem Tode innehatte. Nachdem schon 1827 seine »German Romances«, d. h. eine Sammlung von Uebertragungen aus den Werken Göthe's, Tiecks, J. P. Fr. Richters, Hoffmanns und Fouqué's, erschienen waren, schrieb er 1834 und 1835 seine »French revolution«, dieses originelle Revolutionsepos, worin mehr, hundertmal mehr wirkliche Poesie, als alle die zahllosen Versuche, die französische Staatsumwälzung dichterisch auszubeuten, miteinander aufzuweisen haben. Mit dem 1. Band der „Französischen Revolution" erlebte Carlyle ein recht eigenes tragikomisches Mißgeschick. Er hatte die Handschrift seinem Freunde Stuart Mill zum lesen gegeben und Mill seinerzeit wieder einer Freundin, der Mistreß Taylor, deren Dienstmädchen das „Papier" zum Kaminfeueranzünden passend und tauglich fand. Da Carlyle weder Koncept noch Kopie besaß, blieb ihm nichts übrig, als den Band noch einmal zu schreiben. Das ganze Werk verschaffte übrigens bei seinem Erscheinen dem Verfasser seinen ersten durchschlagenden Erfolg.

Einen solchen hatte der schon früher (1833—34) in Frasers Magazin erschienene »Sartor resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh" keineswegs gehabt, obzwar das wunderliche Buch später namentlich in den Arbeiterkreisen Englands und Schottlands eine große Popularität gewann. Es gibt auch berechtigte Urtheiler, welchen zufolge der Sartor das beste Buch Carlyle's wäre. Ich kann dieser Meinung

Digitized by Google

nicht beitreten. Das Werk erinnert uns Deutſche an die Manier Hamanns und an den Stil Jean Pauls. Es iſt da eine Fülle tiefſinniger und hoher Gedanken, urwüchſiger Anſchauungen, edler und zarter Gefühle mit einer Maſſe von Trivialitäten zu einem keineswegs erquicklichen Ganzen zuſammengewurſtet. Die häufig geſuchte Dunkelheit der Sprache, das nicht ſelten Zuſammenhangsloſe und Fahrige der Form, die ſymboliſirende Diktion haben auch den Hörern von Carlyle's mündlichen Vorträgen gewiß nicht wenig zu ſchaffen gemacht. Er hielt ſolche Vorträge von 1837 bis 1840 über deutſche Literatur, über die Perioden europäiſcher Kultur, über moderne Revolutionen und über Helden, Heldenverehrung und Heldiſches in der Geſchichte (»on heroes, hero-worship and the heroic in history«). Dieſe letztgenannten Vorleſungen waren die bedeutendſten von allen. Hier, wo Carlyle in dem Pantheon des Heldenkultus die Bilder von Mohammed, Dante, Shakſpeare, Luther, Knox, Johnſon, Rouſſeau, Burns, Cromwell und Napoleon aufſtellen konnte, war er ſo recht in ſeinem Element. Den Napoleon wollte er freilich nachmals aus dem Tempel hinausgeworfen wiſſen. Dagegen hat er dem Cromwell ſpäter ein Denkmal aufgerichtet, „dauernder als Erz", in ſeinem vom liebevollſten Studium zeugenden Buch »Oliver Cromwells letters and speeches« (1852). Hier hat der größte Mann Englands endlich eine ſeiner würdige Werthung erfahren. Im ſelben Jahre, wo das Cromwellsbuch erſchien, machte Carlyle

Digitized by Google

eine Reise nach Deutschland, um Material zu einem von ihm geplanten Werk über Friedrich den Großen zu sammeln. Sechs Jahre später reiste er nochmals nach und in Deutschland, um die Schlachtfelder Friedrichs aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der erste Band der »History of Frederik the Great« kam 1858 heraus, der sechste und letzte 1865. Es ist ein Riesenwerk von Fleiß, welches die Biographie des großen Preußenkönigs zu einer Geschichte des 18. Jahrhunderts erweitert, aber allerdings geduldige Leser — von Leserinnen kann ja kaum die Rede sein — verlangt. Denn Carlyle treibt die Absonderlichkeiten seiner Auffassung von Menschen und Dingen bis ins Extrem und die Heuschreckensprünge seines Stils wirken mitunter sehr ermüdend. Wer sich jedoch in die Eigenart des Verfassers hineingefunden hat, wird das Buch mit großem Nutzen und Genuß lesen. Dasselbe hat seinem Urheber bekanntlich den preußischen »Pour le mérite« eingetragen. Hätte ein Deutscher das Buch geschrieben, so wäre von einer solchen Auszeichnung des Verfassers schwerlich die Rede gewesen. Carlyle bildete sich übrigens auf die preußischen Orden nicht wenig ein, während er den ihm vom englischen Premier D'Israeli angebotenen Bath-Orden ausschlug. Dagegen ließ er sich die Ehre, von der Universität Edinburg zum Lord Rektor gewählt zu werden, gern gefallen und beschloß seine berühmte am 2. April 1866 gehaltene Rektoratsrede mit der göthe'schen Strophe:

Digitized by Google

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts."

Als Publicist hat Carlyle etliche Jahrzehnte hindurch den Gang der Ereignisse und Ideenströmungen in seinem Lande mit aufmerksamem Auge verfolgt. Beweise dafür sind seine Flugschriften »Chartism« (1839) und »Letter Day-Pamphlets« (1850). Auch sein Buch »Past and Present« (1843) kann hierhergezogen werden. In diesen Schriften predigt der Verfasser seinen Socialismus, d. h. die große Wahrheit, daß nur der thätige, der arbeitende, der hervorbringende Mensch würdig sei, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, deren Entwickelung, meint Carlyle, durch doktrinäre Schablonen und Systeme, sowie durch politische Phrasen und Tiraden nicht gefördert werde. In der Grämlichkeit des Alters sodann hat er sich von seiner Abneigung gegen die moderne Demokratie und ihre Formen zu mitunter ganz grotesken Auslassungen fortreißen lassen und ist mit göttlicher Grobheit gegen allgemeines Stimmrecht, schicksalsmächtige Wahlurnen und schwatzschweifige Parlamente ausgefallen.

Abgesehen von der „Französischen Revolution" und dem „Großen Friedrich" Carlyle's sind für uns Deutsche von allen Schriften des berühmten Schotten seine 1839 in 4 Bänden gesammelten »Critical and miscellaneous essays« vom größten Werth. In verschiedenen dieser

Digitized by Google

Studien und Skizzen finden sich geradezu die genialsten Blicke und die gelungensten stilistischen Würfe, welche wir überhaupt von Carlyle besitzen. So die Aufsätze über Voltaire, Diderot, Mirabeau, Göthe, Cagliostro, Richter, Scott, Burns. Der Ehrenpreis aber gebührt dem prächtigen Essay „Das Diamantenhalsband". Das muß lesen, wer von dem Umfang und von der Eigenart von Carlyle's Genius eine deutliche Vorstellung sich bilden will.

In Beziehung auf seine Stellung zur Religion war unser Schotte ein Pantheist, welcher vielfach an unsern Leopold Schefer erinnert. Aber der Pantheismus des Einsiedlers von Chelsea war nicht wie der des Einsiedlers von Muskau ein quietistisch-beschaulicher, sondern ein energisch-aktueller. Darum sah Carlyle in der Geschichte nicht etwa einen materialist-mechanischen Entwickelungsproceß, sondern vielmehr eine Reihenfolge von Vollbringungen der Helden des Gedankens und der That. In der Politik war Carlyle Weltbürger, und zwar so sehr, daß es unter allen seinen Landsleuten in ganz Großbritannien nur noch *einen* Mann gegeben hat, welcher in gleich großem Grade Kosmopolit gewesen: Percy Bysshe Shelley. Indessen hat seine Weltbürgerei den genialen Schotten nicht verhindert, im „großen" Jahre (1870—71) sehr entschieden auf die Seite der Deutschen sich zu stellen, während deutsche Schwarbel- und Schwiemelköpfe gegen ihr eigenes Volk und für die Franzosen auftraten. *Soweit* kann und darf die

Digitized by Google

Lumpenhaftigkeit fürwahr nur in Deutschland getrieben werden, wo Nationalgefühl und Nationalstolz leider noch immer Pflanzen sind, die nicht überall gedeihen und wo waschlappige Gutmüthigkeit oder doktrinäre Stockköpfigkeit jede Versündigung gegen das Nationalbewußtsein ungestraft hingehen läßt.

Der berühmte offene Brief vom 19. November 1870, welchen Carlyle an seine Landsleute in den „Times" veröffentlichte, gibt ihm vollwichtigen Anspruch auf die Verehrung und Liebe der Deutschen. Selten oder nie ist den Franzosen so die Wahrheit gesagt worden wie hier. Und nicht weniger auch den Engländern, unter welchen ja der Großmeister der englischen Heuchelei, Mr. Gladstone, mit seinem ganzen Anhang bekanntlich gar zu gern für die lieben Franzosen einen Kreuzzug des „Cant" gegen Deutschland geführt hätte. Wahrhaftigkeit ist überhaupt das eigenste Merkmal von Carlyle's Schriftstellerei und darum ist er immer und überall gegen alle die Gleißnerei und Scheinheiligkeit seiner Landsleute, gegen all ihr selbstgerechtes und dünkelhaftes Gethue, kurzum gegen den besagten „Cant" so tapfer angegangen. Das Wesen seiner Wirksamkeit ist darein zu setzen, daß er wie eigens dazu geschaffen war, dem Realismus seines Landes den deutschen Idealismus als eine Ergänzung zuzuführen, die mächtig genug, den Bann anglikanischer Verknöcherung zu brechen. Es gereicht England nur zur Ehre, daß schon heute ein nicht unbeträchtlicher Theil des englischen Volkes in dem ab-

Digitized by Google

geſagten Feind und Bekämpfer des beſagten „Cant“ und was damit zuſammenhängt, in Thomas Carlyle, einen zuverläſſigen Führer erkannt hat und als ſolchen ihn anerkennt.

Digitized by Google

Ein literariſches Geſpräch.

(December 1881.)

Mein alter Freund, der Juſtizrath Heißgrätig, lehnte ſeinen maſſigen Leib in den Lehnſtuhl zurück, ließ ſeinen Blick die Bücherſtänder an den Wänden entlang gehen, blies eine Rauchwolke durch die Naſe, nahm einen Schluck Ungariſchen und ſagte: „Wie gut Sie es haben, lieber Freund! So fern von all der Unruhe, Sorge und Verbitterung der Tageskämpfe! Sie müſſen ja angeſichts unſerer Pein und Qual ganz das Gefühl haben, allwie beim Lukrez geſchrieben ſteht:

Angenehm iſt's, bei hoher See, wann Sturm aufwühlet die Meerflut,
Vom Geſtad auf die Noth der anderen niederzublicken —

wie Sie mal, glaub' ich, die berüchtigten Verſe des alten Epikuräers verdeutſchten, der lange vor Helvetius »le secret de tout le monde« verlautbarte, wiſſen Sie?"

„Nun, mein Beſter, es iſt ja dafür geſorgt, daß abſeits vom politiſchen Trubel oder, um in dem von Ihnen gebrauchten Bilde zu bleiben, auf dem Geſtade

das Daſein kein zwiſchen blumigen Wieſen idylliſch dahinfließendes Murmelbächlein ſei. Das Menſchenleben iſt nun einmal, mit der Großmutter in Schwabs ſchöner Ballade zu ſprechen, „„überall Sorg' und viel Arbeit"."

„Gewiß. Aber was ſind alle die Sorgen und Kümmerniſſe einer ſo abſeits gelegenen, ſtillumfriedeten Exiſtenz, wie die Ihrige iſt, verglichen mit den Aufregungen und Aufreibungen des Parteitreibens und den gehäſſigen Ränken und Schwänken parlamentariſcher Strategie und Taktik? Dank den Göttern, daß ich all dieſem Lärm und Staub entronnen bin."

Dieſe Dankſagung hatte aber mehr den Ausdruck des Bedauerns als der Freude und war von einem ganz offenbaren Seufzer begleitet.

Ich konnte mich nicht enthalten, leiſe zu lachen. Natürlich nicht ſpöttiſch, ſondern nur theilnehmend.

Der gute Heißgrätig war vor wenigen Tagen in den Reichstagswahlen auf den Namen Bismarcks durchgefallen.

Grimmig ſagte er:

„Sie haben gut lachen! Sie wiſſen nicht, wie das thut, einem als Demokrat verkleideten Jämmerling von Partikulariſten unterlegen zu ſein."

„Oh, lieber Freund, auch ich habe vor Zeiten den Wankelmuth der blödſichtigen und urtheilsloſen Menge ſattſam erfahren."

„Ja, man kann die Menſchen nie für dumm genug halten."

Digitized by Google

„Wenigſtens irrt man dabei viel ſeltener, als wenn man ſie für geſcheid und anſtändig genug hält, dem Schein das Sein und der Lüge die Wahrheit vorzuziehen.“

„Aber was ſagen denn Sie zu dieſen Reichstagswahlen?“

„Ich habe gar keine Veranlaſſung, dazu oder darüber etwas zu ſagen. Um ſo weniger, da Ihnen bekannt, was ich vom Parlamentarismus in Monarchieen halte und — in Republiken.“

„Ja, ja, am Ende kommt man doch dahin, zu ſagen, man müſſe in der Republik leben, um Monarchiſt, und in der Monarchie, um Republikaner zu ſein. Schwindel hie, Schwindel da! Nil expedit, wie der höchſtſelige oder auch tiefſtunſelige Kaiſer Septimius Severus zu ſagen pflegte.“

„Thun Sie doch nicht ſo! Sie langten ſchon zweimal in Ihren Schulſack, laſſen Sie darum auch mich einmal in den meinigen langen und Ihnen ſagen, daß Sie mir vorkommen wie jener ſchiffbrüchige Händler des römiſchen Poeten, welcher Händler die ſtürmiſche See verwünſcht, der er mit knapper Noth entronnen, aber von geſchäftswegen doch ſchon am folgenden Tage bereit iſt, abermals unter Segel zu gehen.“

„Was wollen Sie? Der Parlamentsteufel iſt wie der Schreibteufel. Wen er einmal beim Kragen genommen, den läſſt er nicht wieder los.“

„Richtig. Falls Göthes Egmont heute gedichtet würde, müſſte er zweifelsohne deklamiren: „Süßes

Parlament! Schöne freundliche Gewohnheit des Redenhaltens, von dir ſoll ich ſcheiden?"

„Spotten Sie immerhin! Aber hätten Sie wohl die Gewogenheit, mir zu ſagen, womit man den Parlamentarismus erſetzen ſoll?"

„Womit? Nun, mit irgendeinem andern Spielzeug für die großen Kinder, die Völker.

„Das heißt doch über eine ſehr ernſthafte Sache ſehr leichtfertig reden."

„Gar nicht, maßen es meine feſte Ueberzeugung, daß die Menſchen und die Völker Spielzeuge, will ſagen Illuſionen haben müſſen. Illuſionen ſind ihnen ſo nothwendig wie das tägliche Brot. In der Vorderreihe der jetzt herrſchenden Illuſionen ſteht aber der Parlamentarismus. Er iſt alſo eine Macht, eine Großmacht, vor der man den Hut ziehen muß."

„Aha?"

„Was aha? Als ob in dieſer unſerer Welt, wie ſie nun einmal iſt, immer war und immer ſein wird, die Form nicht mehr gälte als die Subſtanz! Der Parlamentarismus iſt dermalen und allem nach noch für lange Zeit die beliebteſte Form des Staatslebens, ganz einerlei, wie es mit ſeiner Subſtanz beſchaffen ſei, ja ob er überhaupt eine ſolche habe. Die Auguren thun ſo, als ob ſie an ihn glaubten; die Leute und die Völker glauben wirklich an ihn. Folglich iſt er wirklich und ſollte daher von rechtswegen reſpektirt werden. Das iſt auch, will mir ſcheinen, der Sinn der ſoeben

Digitized by Google

beendigten Reichstagswahlen. Was bisher nur eine mehr oder weniger lächerliche Komödie war, will zu einer ernsthaften Haupt- und Staatsaktion werden, welche verlangt, daß man sie mit Anstand und Würde spiele."

„Unterstützt! Aber glauben Sie, daß dies möglich sein werde bei solcher Zusammensetzung des Reichstags?"

„Ah, weil Sie diesmal nicht mitspielen? Nun, trösten Sie sich. Wetterwendisch, wie die Volksgunst ist, wird sie sich bei veränderter Wetterkonstellation wohl auch Ihnen wieder zuwenden. Ich bin überzeugt, die Bismärcker auf Gnade und Ungnade haben noch lange nicht ausgespielt."

„Hoffentlich nicht! Aber was inzwischen anfangen? Ich bin nun einmal den lieben Parlamentsbummel so gewohnt! »Dulce et decorum est, pro patria loqui« — sagt der alte Horaz; nämlich mit einer kleinen Variante, so aber ganz ins Metrum paßt, wissen Sie?"

„Schon wieder ein klassisches Citat? Sie wissen doch, daß die Klassik jetzt schlankweg für Rokoko gilt? Heutzutage haben die Leute anderes zu thun als sich um die alten Schmöker zu kümmern."

„Die Leute ja; den Menschen aber muß doch immer noch erlaubt sein, der verbannten Götter und ihrer Seher und Priester sich zu erinnern. Dieses grauenhafte Bananenthum, in welchem unsere Jugend heranwächst und zu welchem sie dressirt wird! Und ist dann

Digitized by Google

der hochgelobte Realismus von heute bei genauerem Zuſehen nicht ſelten etwas anderes als Wind und Phraſe? Nehmen Sie z. B. die dermalen von allen Dächern gepredigte „Hygiene“. Was und wie wird damit humbugſirt! Wollte man auf das ewige Geflunker achten, ſo dürfte man keinen Athemzug mehr thun, ohne ſich ängſtigen zu müſſen, irgend ein mikroſkopiſches Ungeheuer einzuathmen, keinen Schluck Waſſer nehmen, ohne von der Sorge gequält zu werden, einen mörderiſchen Pilz zu verſchlucken, keinen Schritt mehr thun, ohne befürchten zu müſſen, über einen Seuchenherd zu ſtolpern. Dieſen Geſundheitsapoſteln zufolge wäre unſere ganze Erde nur ein koloſſales Giftloch. Wer möchte darin überhaupt noch leben? Wir haben doch auch unſern Platz ausgefüllt in der Welt, ſind jung geweſen und ſind alt geworden, ohne von alledem Krimskrams zu wiſſen.“

„Erinnern Sie ſich der Schlußſtrophe vom »Atta Troll«?“

„Ja wohl:

„„Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte.““

„Sie wollen ſagen: lange?“

„Sehr lange. Als wir jung waren, verkündigte Friedrich Rückert in gotttrunkenen, gedankenreichen, von Schönheit funkelnden Liedern die frohe Botſchaft eines

Digitized by Google

westöstlichen Sufismus. Wie haben wir uns daran erbaut, erinnern Sie sich? Heutzutage wird man ein berühmter Dichter, wenn man in nach der Kneipe riechenden Reimen den Suffismus verherrlicht, den Saufbold mit Brillantfeuer beleuchtet und zur Abwechselung den Katzenjämmerling besingt."

„Warum sich darüber verwundern oder gar erbosen? Die Nachfrage bestimmt eben den Preis der Waare."

„Damit machen Sie dem hochzuverehrenden Publikum kein Kompliment."

„Ich habe mir nie eingebildet, zu Komplimentemachen Talent zu haben. Uebrigens thäte man dem Publikum doch unrecht, so man sagte, daß es einzig und allein oder auch nur vorzugsweise das Rohe, Gemeine und Sensationelle begünstige. Der Lesepöbel und der Theaterpöbel — und diese Pöbelei reicht mitunter weit, sehr weit hinauf — ja, die thun das, wie sie es immer gethan haben und immer thun werden. Aber eine unbefangene Beobachtung muß doch finden, daß in Deutschland die Geschmacksbildung und das literarische Wissen und Urtheilen binnen der letzten Jahrzehnte ganz bedeutend sich gehoben haben. Zwar der Menge gefällt, was — ein kennzeichnendes Wort Hölderlins zu gebrauchen — „was auf den Marktplatz taugt". . ."

»Exempli gratia die antiquarischen Wassersuppenromane und die zuckerwässerigen altneuromantischen Singsange" —

Digitized by Google

„Aber, wollt' ich sagen, es taucht doch in unsern Tagen kein wirkliches Dichterwerk auf, kein gelungenes Produkt der Novellistik, auch kein gehaltreiches und lesbar geschriebenes Geschichtebuch, welches nicht auf Erfolg zu rechnen hätte. Auf mehr oder minder Erfolg, aber doch immer auf Erfolg. Es hat sich denn doch nachgerade eine große Gemeinde von ernsthaften, gebildeten und, was sehr hoch anzuschlagen, von patriotisch fühlenden und freisinnig denkenden Lesern und Leserinnen angesammelt im deutschen Reiche und draußen, soweit deutsch gesprochen, geschrieben und gelesen wird."

„Eine Gemeinde, deren Mitglieder aber immerhin sehr bedenklich sich beeinflussen lassen durch unsere kritischen Orakelsprecher und mehr noch durch die Janitscharenmusik der Rotte Reklame."

„Keineswegs. Was die kritischen Orakelsprüche ex cathedra angeht, so erschallen diese zumeist hintennach, wann das Schicksal eines Buches längst entschieden ist. Die reklamatorische Janitscharenmusik ihrerseits ist zu barbarisch-geschmacklos, als daß sie jemand anlocken könnte, den Lese- und Theaterpöbel natürlich immer ausgenommen."

„Was Sie für optimistische Anwandlungen haben!" meinte Heißgrätig, halb zerstreut unter den alten und neuen Büchern auf dem großen, seinem Lehnstuhl zur Seite stehenden Tische herumklaubend.

„Schlagen Sie doch das grüngebundene Büchlein auf, das Ihnen gerade zur Hand."

Digitized by Google

„Ah, „Huttens letzte Tage“ von K. F. Meyer. Das kenn' ich, das laſſ' ich gelten, das iſt etwas.“

„Sehen Sie? Da haben Sie einen Beweis für das Vorhandenſein der von mir bezeichneten Gemeinde. Keine gefällige Kameradſchaft hat dieſe edle Dichtung ausgepoſaunt, keine liebedieneriſche Kneipbruderſchaft hat dafür die Panke der Reklame gerührt. Und trotzdem hat ſich dieſes ſtill und anſpruchslos in die Welt getretene Gedicht die Theilnahme und den Dank von Tauſenden von empfänglichen und urtheilsfähigen Deutſchen und Deutſchinnen erworben. Meyer hat einen ganz meiſterlichen Griff in dieſer neuen Auflage gethan in dem „Huttens Gaſt“ überſchriebenen Canto, wo Don Inigo de Loyola, als Pilger auf dem Wege nach Einſiedeln begriffen, mit dem deutſchen Ritter zuſammengeführt wird. Hier ſind die Gegenſätze der Zeit zu einer plaſtiſchen Gruppe herausgearbeitet. . . . Aber was ſagen Sie denn dazu, lieber Freund, daß, wie man hört, die guten Väter der Geſellſchaft Jeſu bald wieder nach Deutſchland zurückkehren ſollen?“

„Wenn der Herr Reichskanzler denſelben die Rückkehr geſtattet, wird er dafür wohl ſeine guten Gründe haben.“

„Zweifelsohne. Beſſere Werkzeuge zur Einführung des Staatsſocialismus, zur Umwandlung des deutſchen Reiches in eine Reichsarbeitskaſerne mit daran gebautem Reichsſpittel könnte er gar nicht finden. Die Ausſicht auf die Herſtellung eines großen Paraguay deutſcher Zunge iſt ja recht erfreulich.“

Digitized by Google

„Ach was, Narrenpossen! Das heißt, ich will sagen, der Herr Reichskanzler wird, wie in allem und jedem, so auch hierin die richtigen Wege finden und die zweckdienlichsten Mittel schaffen. Es ist doch, entschuldigen Sie, recht philisterlich, kleingeistig, mikrologisch, göthephilologisch so zu sagen, an dem großen Staatsmann immerfort herumzunergeln. Ihnen wahrlich hätt' ich Besseres zugetraut."

„Das durften und dürfen Sie auch. Aber besteht denn die wahre und würdige Werthung einer historischen Erscheinung etwa darin, daß man die derselben anhaftenden Flecken nicht sieht, nicht sehen will? Als ob das Licht ohne Schatten, ein Mensch ohne Mängel auch nur gedacht werden könnte! Blinde Bewunderung und knechtische Hingebung sind der schlechteste Dank, welchen man großen Männern erweisen kann. Warum sagte Friedrich der Große am Ende seiner Laufbahn, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen? Darum, weil ihn die Ahnung durchschauern mochte, daß ein Staat, in welchem alles auf einen Einzelwillen gestellt wäre, nicht von Dauer sein könnte. Die Ahnung ist zur traurigen Thatsache geworden in jenen Herbsttagen von 1806, wo die mumisirte Legende von Friedrich dem Einzigen an neuen Verhältnissen und neuen Menschen zerschellte wie Glas."

„Ich merke, wohinaus Sie wollen, bin aber nicht zu Ihnen in die Schweiz gekommen, um mich in politischen Disputen zu ergehen oder gar zu erhitzen. Warten wir die Ereignisse ab."

Digitized by Google

„Oh, die werden nicht allzu lange auf ſich warten laſſen. Schon ſpannt man ja bei euch in Preußen die Pferde oder meinetwegen die Mauleſel an den Staatswagen zur Canoſſafahrt. Schon höre ich den lieben Meppenius Vulpiscanda als Postillon d'amour romain herausfordernd mit der Peitſche knallen und auf ſeinem Horn eine triumphirende Variation der Arie „Das ſchmeckt nach mehr!“ blaſen. Auf dem Lakaienbrett hintenauf ſteht ein berliner Hofderwiſch und ſchwenkt jubilirend ſein lutheriſches „Viret.“

„Was Sie für närriſche Hallucinationen haben!“

„Ach ja. Ich gehöre leider zu den unglücklichen Menſchen, welche mit den Leiden der Vorausſicht behaftet ſind.“

„Das heißt, Sie malen die Zukunft grau in grau.“

„Ich male überhaupt nicht, weder die Gegenwart noch die Zukunft. Das Malen überlaſſe ich den freiwilligen und den gepreſſten Schreibſklaven der Regierungen und der Parteien. Ich meinestheils ſehe das Gegenwärtige, wie es iſt, und ſchließe daraus, wie das Künftige ſein könne oder müſſe.“

„Sie glauben alſo der preußiſche Staat und mithin das geſammte neue deutſche Reich werde ſich dem Willen des Vatikans beugen?“

„Zuverſichtlich. Der preußiſche Staat hat ſich ja mit der nur künſtlich und gewaltſam aufrecht erhaltenen lutheriſchen Orthodoxie identificirt, welche ſich zur römiſchen Orthodoxie verhält wie ein Theaterfels aus-

Digitized by Google

Pappendeckel zu einem Naturfelſen aus Granit. Der ſchon ſeit langem in ſich zerbröckelnde Proteſtantismus hat auch innerlich das quälende Pappendeckelbewußtſein. Daher die glänzenden Erfolge, welche der Katholicismus in den letzten Jahrzehnten gehabt und denen er fortwährend neue hinzufügt."

„Das iſt leider nur allzu wahr!"

„Warum leider? Für jeden Sehenden arbeitet der weltgeſchichtliche Proceß in unſerer Zeit darauf hin, daß mit allen Halbheiten aufgeräumt werde, um die Geſellſchaft bald zur Entſcheidung über das große ſociale „Entweder — Oder" treiben zu können."

„Der Proteſtantismus iſt Ihnen nur eine Halbheit?"

„Was denn ſonſt?"

„Mir iſt er der feſte Grund, auf dem ich ſtehe."

„Natürlich. Sie ſind ja ein Biſmärcker auf Gnade und Ungnade."

„Scherz beiſeite, lieber Freund, müſſen Sie doch zugeben, daß ein Triumph Roms über Berlin ein nationales Unglück wäre."

„Hm, das kommt lediglich auf den Standpunkt an, von welchem aus man die Sache anſieht. Wenn ich mich z. B. auf den Montblanc eiſig-kühler Anſchauung ſtelle, ſo erſcheint es mir keineswegs als ein nationales Unglück, daß der verdünkelte boruſſiſche Bureaukratismus wieder einmal eine tüchtige Ohrfeige bekommt oder vielmehr gezwungen wird, ſich ſelber eine ſolche zu geben. Er hat ſie ja, abgeſehen von allem anderen,

Digitized by Google

schon durch seine in Elsaß-Lothringen wie in Posen bewiesene Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit vollauf verdient."

„Halten Sie ein oder ich citire den Brander aus Auerbachs Keller. „Ein garstig Lied", u. s. w. Revenons à nos moutons!«

„Sie meinen doch wohl nicht die literarischen?"

„Bösewicht! Als ob sich auf unsere literarische Produktion nicht weit mehr das Beiwort kaninchenhaft als das Epitheton hammelmäßig anwenden ließe."

„Wie Sie wollen. Ich meinestheils ziehe den Hut vor allen den emsigen Forschern, welche uns mittels des Mikroskops und der Scheidewasserflasche eigentlich erst gezeigt haben, was wir an und in unserer Literatur besitzen. Von Kleinigkeitskrämerei, Silbenstecherei, Kümmelspalterei zu reden, zeugt von sträflicher Seichtheit. Gar von gelehrten oder gelehrthuenden Blattläusen zu sprechen, welche auf den Blättern von Lessings, Göthe's und Schillers Werken schnüffelnd umherkriechen, ist ein an der heiligen Mikrologia begangenes Majestätsverbrechen. Ehre, dreimal Ehre einer Wissenschaft, welche des Altmeisters Wort:

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" —

so schön zur That gemacht hat und unausgesetzt zur That macht."

„Sie stecken mich an mit Ihrer Begeisterung. Wie wäre es, wenn auch ich unter die Göthephilologen

Digitized by Google

ginge und die geistreiche Konjektur aufstellte, das Wort „Beschränkung" in dem von Ihnen citirten Vers sei verschrieben oder verdruckt und es müsse eigentlich „Beschränktheit" heißen?"

„Ein bedeutsamer Fund, fürwahr! Wenn Sie mir denselben abtreten wollten, würde ich ein ungeheuer gelehrtes Buch darüber schreiben, welches etwa den 1001. Band der Göthebibliothek abgeben könnte. Zuvor muß ich freilich noch ein wichtigeres Problem abschlußgebend erledigen. Es handelt sich dabei geradezu um ein Meisterstück exakter historisch-kritischer Forschung."

„Darf ich fragen: um was für eins?"

„Gewiß. Ich arbeite an einem grundlegenden Werk über den großen Hannikel oder Hanikel."

„Hanikel? Hannikel?"

„Ja, das eben ist die Frage, auf deren Lösung alles ankommt."

„Wie so?"

„Merken Sie denn nicht, daß es kulturhistorisch und literargeschichtlich von äußerster Wichtigkeit, manfechtbar fest- und klarzustellen, ob der Name des Räuberhauptmanns, welcher zur Zeit des Herzogs Karl Eugen im Schwabenland grassirte, mit einem oder aber mit zwei „n" geschrieben werde? Wenn Sie wüßten, welchen Aufwand von Gelahrtheit, Mühe und Zeit dieses verteufelte „n" mir schon gekostet hat!"

„Ja, so ein „n" mehr oder weniger ist allerdings des Schweißes eines rüstigen Regenwürmerfinders werth.

Digitized by Google

Wiſſen Sie was? Schreiben Sie Ihren Helden Hammikel, mit drei „n“. Aller guten Dinge ſind ja drei.“

„Spötter Sie! Ich ſehe, daß es vergebliche Mühe wäre, Ihnen die Großheit der Kleinmeiſterei begreiflich machen zu wollen. Sie haben weder einen Hoch- noch Tiefſchein von den unberechenbaren Verdienſten unſerer Quinquakler und Konſorten um die Wiſſenſchaft und um das neue deutſche Reich.“

„Zugegeben. Ich habe überhaupt keine Vorſtellung von allerhand wichtigen Nichtigkeiten und nichtigen Wichtigkeiten unſerer Tage. Was die Nationalliteratur angeht, ſo werden Sie zugeben, daß dieſelbe im ganzen eigentlich doch auch nur noch mehr oder weniger fein gedrechſelte oder grobgeſchnitzte Quinquaklerie hervorbringt. In den hohen Gattungen der Poeſie wird ſo viel wie nichts verſucht, geſchweige geſchaffen. Wir haben daher gelernt, unſere Anſprüche an dichteriſches Können auf ein ſehr beſcheidenes Maß zurückzuführen, was allerdings die Marktſchreierin Reklame nicht hindert, gratis oder bezahlt maßlos zu ſchreien. Es kennzeichnet unſere Literaturzuſtände, daß irgendein über das Mittelmaß kaum um eine Linie emporragendes Talent nur eine gutſtiliſirte Novelle oder eine unterhaltlich geführte Komödie geſchrieben zu haben braucht, um ſofort von dieſem oder jenem „in Lob machenden“ Kritikaſter als „ein Genius erſten Ranges“ entdeckt und lobgepoſaunt zu werden. Wenn ſolche geſchwollene Lob- und Preisphraſen auf die Verfertiger von poetiſchen

Kleinwaaren angewandt werden, welche Bezeichnungen bleiben dann noch übrig für die Schöpfer großer Werke? Ich erinnere mich, daß derartige Lobhudeldudler, welche alles Neue oder Neuſcheinende ſchön finden, dem leichtgläubigen Publikum z. B. auch die übertriebene Werthſchätzung der jetzt allerdings ſchon wieder aus der Mode gekommenen Dorfnovelliſtik aufſchwatzten."

„Aber Sie müſſen doch zugeſtehen, daß die Dorfnovelliſtik ein erfreulich neues Element in die Literatur gebracht habe. Der demokratiſche Zug unſerer Zeit —"

„Ach was! Entſchuldigen Sie die Unterbrechung. Sag' Ihnen, ein Geſchäft war es, das pure Geſchäft, welches zuerſt der Alexander Weill ohne und dann der Berthold Auerbach mit Erfolg betrieben hat."

„Dieſe Behauptung riecht doch ſehr nach Hofpredigerſalbe."

„Thut nichts. Im übrigen iſt mir, gerade herausgeſagt, dieſe ganze Dorfgeſchichtenſchreibung vom Anfang an nicht ſehr ſympathiſch geweſen. Immermanns Hofſchulzen, ja, auch etliche Bauernkerle des ſtreitbaren Paſtors Bitzius und den einen oder andern Dorfſonderling von Anzengruber oder Roſegger, die laſſ' ich mir gefallen; aber im übrigen: Pappendeckel! Pappendeckel!"

„Das iſt eine große Ungerechtigkeit, lieber Freund. Sie vergeſſen, daß, wie Auerbach, ſo auch Keller gerade als Dorfnovelliſten ihr weitaus Beſtes geſchaffen haben."

„Nun ja, das mag ſo ſein. Allein der ganze Genre iſt mir, offen geſtanden, zu eng und zu flach."

Digitized by Google

„Als ob derselbe nicht zu vertiefen wäre! Als ob ein rechter Poet nicht auch aus einer Dorfgeschichte ein Weltbild zu machen verstände! Strecken Sie doch mal Ihre Hand aus, dorthin, nach der rechtseitigen Tischecke."

„Ah, die zwei ziemlich starken Bände da? „„Ein Kampf ums Recht. Roman von K. E. Franzos"."

„Sehen Sie? Das ist auch nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Ein mit der Sicherheit und Deutlichkeit ethnographischer Autopsie entworfenes und ausgeführtes Gemälde slavischen Volkslebens und zugleich eine Tragödie des Reinmenschlichen. Der Verfasser hat etwas gewagt, was nur wagen durfte, wer sich im Besitze einer großen Kraft fühlte. Nämlich einen Roman zu schreiben, welcher sich nicht um die Frage dreht: Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht? Einen Roman, welcher keine Liebesgeschichte enthält."

„Das ist allerdings ein Wagniß. Was werden die Damen dazu sagen?"

„Solche, die überhaupt fähig sind, ein ernstes Buch zu lesen und zu verstehen, werden es mit Spannung und Antheilnahme lesen. Für den Lesepöbel ist es nicht geschrieben, weder für den männlichen noch für den weiblichen. Urtheilsfähige dürften, wenn ich recht erwäge, nicht anstehen, in dem Helden dieses Romans, dem Bauer Taras Barabola, wohnhaft im Huzulendorfe Zulawce, eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit

Digitized by Google

durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Dieſer Taras iſt der Träger der Rechtsidee, auf welcher das ganze Werk als auf einem granitnen Fundamente ſich aufbaut. Die Aufgabe, welche der Dichter ſich geſtellt und mit bewundernswerther Energie gelöſt hat, war, „die Macht der ſittlichen Idee über das menſchliche Gemüth“ aufzuzeigen, wie es das dem Buche vorangeſtellte, aus Jherings „Kampf ums Recht“ genommene Motto angibt. Mit fein abgetönter Pſychologie und doch höchſt anſchaulich führt Franzos die Charakterentwickelung ſeines Helden bis zu der Stufe hinauf, wo dieſe Macht der ſittlichen Idee in ihm zum heiligen, unwiderſtehlichen Sturm und Drang wird und er demzufolge Haus und Hof, Weib und Kind verläſſt, um als Rächer des verletzten Rechtes der Geſellſchaft, welche die Rechtsſühnung weigert, den Krieg zu machen.“

„Das iſt ja wie Kleiſts Michel Kohlhaas.“

„Etliche Aehnlichkeit iſt vorhanden, aber nur beim erſten Anblick. Genaueres Zuſehen ergibt die Grundverſchiedenheit der beiden Rechtsverfechter. Sie liegt darin, daß Kohlhaas für ſein perſönliches Recht kämpft, Taras dagegen für das Recht anderer, für das Recht als ſolches. Das iſt ein ganz ander Ding und es liegt auf der Hand, daß es bedeutend ſchwieriger war, uns das Fühlen, Denken und Thun des Taras begreiflich und glaubhaft zu machen und nahezubringen als das des Kohlhaas.“

„Iſt dem Verfaſſer das gelungen?“

Digitized by Google

„Vollständig. Sein Taras erscheint durchweg lebenswahr vom ersten Auftreten bis zum Ende, eine mächtige und fesselnde Erscheinung. Er geht an sich selbst zu Grunde oder, was dasselbe ist, an der Unmöglichkeit, die ihn erfüllende und besitzende Idee zu verwirklichen und in dieser Welt, wie sie eben ist, Recht und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen. Das ist der tragische Zauber, welcher die Gestalt dieses Bauers umwittert und welcher uns drängt, am Schlusse der Laufbahn des Helden wieder einmal mit Bodenstedt zu sagen:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!"

„Sie machen mich ja recht neugierig auf das Buch. Ich werde es unverweilt lesen. Es ist immer erfrischend, so man in der unendlichen Druckpapiersteppe unserer Tage auf eine Oase von Eigenartigem stößt. Ich will auch auf Ihre Autorität hin annehmen, daß das in Rede stehende Eigenartige mehr sei als ein Experiment. Sie wissen, was ich von dem dermalen in unserer Literatur gäng und gäben Experimentiren halte."

„Nicht mehr als ich. Aber Sie müssen bedenken, daß die Zahl der Dichter und Dichterlinge in deutschen

Digitized by Google

Landen Legion ist, von den Dichterinnen und solchen, die es sein wollen, gar nicht zu reden. Da will nun jeder und jede etwas bringen, was entweder in der Mode ist oder in die Mode kommen könnte. Es ist ja auch diesem oder jener geglückt, aus allerhand alten Lappen ein wie neu aussehendes Kleid zusammenzuplätzen, das dann richtig in die Mode kam."

„Ja, das ist ein Heruntappen, um nicht zu sagen ein Heruntrappen und ein Heruntrampeln an allen Orten und Enden, um die Fetzen zusammenzusuchen, womit sich alter Kram neu ausflittern ließe. Heute kohlt man den wüsten Unzucht- und Blutkohl der römischen Cäsarenzeit episch oder dramatisch wieder auf, morgen fährt man mit der hölzernen, ach, wie! hölzernen Stange des Stabreims im bleigrauen Edda-Nebel herum. Recht charakteristisch ist auch die geflissentliche Hintansetzung Schillers, welchen jeder Laffe oder Lump schulmeistern zu dürfen glaubt."

„Das ist nur zeitgemäß. Jedesmal, wann das sittliche Niveau der Nation tief steht, in Perioden der Charakterlosigkeit, wann die Anbequemerei, die Gaukelei und Schaukelei, das Feilschen um Opfer des Intellekts und der Ueberzeugung, das Schachern mit Kompromissen, die wechselseitige Wäsche schmutziger Hände und alle die übrigen Ränke und Schwänke einer Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik und ihrer Wirkungen und Folgen obenauf sind, tritt Schillers Bedeutung zurück. Aber wann wieder Zeiten kommen, wo Noth an Mann geht,

Digitized by Google

wo es um die höchſten Güter, um das Sein oder Nichtſein der Nation, um „der Menſchheit große Gegenſtände“, um Herrſchaft oder um Freiheit ſich handelt, dann fühlen die Deutſchen immer wieder, daß ſie ſtatt der Ovide und Properze einen Tyrtäos nöthig haben und dann kehren ſie mit ganzer Liebe zurück zu dem Dichter, deſſen Muſe das Gewiſſen war.“

Neue Briefe vom Zürichberg.

I.

Januar 1883.

Sie tadeln mich, lieber alter Freund — falls nämlich Ihr ſanfter Zuſpruch ein Tadel genannt werden kann — alſo Sie tadeln mich, daß mir auf unſerem dermalen ſehr wäſſerigen Erdball nicht alles ſo zu liegen und zu ſtehen ſcheint, wie es nach meiner „vorgefaſſten Meinung“ — ſagen Sie — ſtehen und liegen ſollte. Nun ja, ich kann nicht leugnen, daß mir zunächſt in unſerem alten Europa, das zwölfjährige deutſche Reich inbegriffen, manches, ſogar, wenn Sie erlauben, vieles wurmſtichig, wackelig, wurzelfaul vorkommt. Ihren mir gütigſt überſandten himmelblauen Hymnus auf allerhand Halb- und Ganzgötter der konſtitutionell-parlamentariſchen Mythologie habe ich zwar mit gebührender Andacht nicht nur geleſen, ſondern auch nachzuſingen verſucht nach der leitmotiviſchen Nichtmelodie: »Mundus vult decipi«. Allein die Ketzerei ſteckt mir nun einmal ſo im Blute, daß Sie mir einige Anzweife-

Digitized by Google

lung Ihrer orthodox-liberalen Jubelouvertüre zum Anfang des Jahres 1883 ſchon verzeihen werden. Sie ſagen unter anderem, die Unfähigkeit eines konſervativen Regiments wäre jetzt eine erwieſene Thatſache. Als ob es ſich beim regieren überhaupt um ſo etwas wie „Fähigkeit“ handelte! Du lieber Himmel, wenn nur „fähige“ Regierungen das Recht zum regieren hätten, ſo müſſten ja von 100 gleich 99 das Geſchäft liquidiren. So nämlich würde ein verbiſſener deſtruktiver Menſch, ein mehr oder minder verkappter Reichsfeind, ein zum Fortſchrittler verdünnter Republikaner ſprechen. Ich dagegen ſage: Es iſt ein wahres Wunder, daß noch immer hinlänglich viele Leute vorhanden, die ſich in der Regierungstretmühle abarbeiten mögen, um alle die Millionen und wieder Millionen Abſplitterlinge vom Stamme Gorilla ein bißchen in Ordnung zu halten.

Was Sie mir in Ihrer — entſchuldigen Sie! — etwas überſchwänglichen Manier über die großen Steuerreformthaten ſchreiben, welche die Matadore des regelrechten und folglich unfehlbaren Liberalismus im ſoeben begonnenen Jahre thun würden, entzieht ſich meiner Beurtheilung. Ich habe leider ſo viele Bücher, Flugſchriften und Leitartikel von Volkswirthſchaftswiſſenſchaftern geleſen, daß ich davon ganz ſtupend oder, wenn Sie wollen, ganz ſtupid gelehrt worden bin. Von dieſen Herren widerſpricht immer einer dem andern und doch hat natürlich jeder recht. Ich würde Ihnen ſehr verbunden ſein, mein Beſter, wenn Sie mir gütigſt einen

Digitized by Google

Ariadnefaden reichen wollten, welcher mich aus diesem volkswirthschaftswissenschaftlichen Labyrinth wieder herauslootsete. In Erwartung dessen will ich, um doch auch etwas für Vaterland und Reich zu thun, mit einem steuerpolitischen Vorschlag hervortreten, welcher sich, bescheiden-stolz gesprochen, wohl sehen lassen dürfte. Derselbe zielt auf die Erhebung einer Debattensteuer und eines Resolutionenzolls. Die erschrecklich grassirende pestilentia garritoria publica müsste jene Steuer und diesen Zoll zu unerschöpflichen Einnahmequellen machen und könnte demnach der garrulus parlamentaris *Linn.* zu einem dem Schnaps und den Tabak an Ergiebigkeit weit übertreffenden Steuerobject gemacht werden. Dadurch würde der gerade nicht besonders liebliche Ruch, welcher aus besagter Garrulus-Pflanze in die reichskanzlerische Nase Sr. Durchlaucht aufsteigt, in „alle Wohlgerüche Arabiens" verwandelt und der Einsiedler von Varzin in den Stand gesetzt, wohlgefällig den shakspeare'schen Satz zu citiren:

„O, mickle is the powerful grace, that lies
In herbs, plants, stones, and their true qualities;
For nought so vile that on the earth doth live,
But to the earth some special good doth give."

Leider kann ich weder in Politicis noch auch in Literariis Ihre optimistische Ekstase theilen. Sie lobposaunen, wie so herrlich weit es jetzo die Deutschen im Verständniß und in der Schätzung ihrer Literatur gebracht hätten, und Sie stellen tröstlich in Aussicht,

Digitized by Google

daß, Dank den Bemühungen der Göthephilologen, die deutschen Mütter bald im Stande sein werden, ihren Babies mit dem Kinderbrei zugleich die Quintessenz vom Faust 1. und 2. Theil einzustreichen. Ja, wir thun riesige Vorschritte im Verständniß und in der Werthung unserer Klassiker, ich geb' es zu, und nicht ohne Rührung führe ich als einen Vorschrittsbeweis jene sublime Entdeckung eines berliner Professors an, der Göthe hätte seinen Faust nicht das arme Gretchen unglücklich machen, sondern vielmehr die Elektrisirmaschine und die Luftpumpe erfinden lassen sollen. Da sieht man deutlich, was für praktische Leute wir deutschen Ideologen nachgerade geworden sind. Unter sothanen Umständen kann es nicht ausbleiben, daß dieser oder jener kommentatorische Bebrüter ungelegter Eier uns demnächst mit der Findung überrascht, Lessings Nathan hätte, statt in Toleranz zu machen, besser gethan, am Mühlendamm mit alten Hosen zu handeln, Schillers Posa hätte, statt von Freiheit und Humanität zu deklamiren, spanische Rekruten drillen, Schillers Tell, statt den Gessler todtzuschießen, als Fremdenführer Geld verdienen sollen.

Ad vocem Schiller, haben Sie die von Paul Nerrlich unlängst veröffentlichten „Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin" gelesen? Wenn nicht, so thun Sie es. Selbst für einen, der wie Sie über die dichterischen Vollbringungen unserer eigenen Tage in perennirende Ekstase geräth, dürfte

es sich der Mühe lohnen, wieder einmal diese Geliebte Schillers und Jean Pauls, diese Freundin Herders und Göthe's, dieses „Weib mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich", die Frau, welche zur Linda im „Titan" Modell gestanden, etwas näher anzusehen. Die vorliegende Briefesammlung, welche vom Februar 1796 bis zum Januar 1821 reicht, verschafft uns einen willkommenen Einblick in dieses psychologische Problem, wie man Lotte von Kalb wohl nennen darf, in diesen seltsamen Mischmasch von Freigeisterei und Leidenschaft, von aufgedonnertem Heroismus und schmachtender Liebebedürftigkeit, von elementarer Flackerglut und erkünsteltem Frost. Nerrlich verdient noch besonderen Dank dafür, daß er zwar die nöthigen Erläuterungen beifügte, aber nicht mehr. Von dem richtigen Gefühle geleitet, daß derartige Bücher nicht für — wie die Schweizer sagen — „Häfelischüler" bestimmt seien, hat er sich gehütet, nach mikrologischer Manier den Text unter Noten zu erdrücken. Er gebärdet sich nicht wie ein schwatzhafter Cicerone, sondern hält sich bescheiden im Hintergrund, nur soviel sagend, als einem gewissenhaften Herausgeber zukommt. Eine wesentliche Veränderung erfährt das Bild der „Titanide", wie es in der Geschichte unserer großen Literaturepoche dasteht, durch ihre vorliegenden Briefe nicht, wohl aber manche Ergänzung in der Zeichnung und neue Streiflichter im Kolorit. Ein günstiges Geschick oder vielmehr ihre eigene Einsicht bewahrte nach einander Schiller und

Digitized by Google

Richter vor dem ſehr gewagten Experiment, das „Weib mit dem Felſen-Ich“ zu heiraten. Hinſichtlich des Romans, welchen Jean Paul und die Titanide mitſammen durchſpielten, iſt es ſehr intereſſant, Lottes November- und Decemberbriefe von 1798 (Nerrlich S. 28 fg.) mit den gleichzeitigen Richters an Otto zuſammenzuhalten. Die Frau iſt Feuer und Flamme. Der große Humoriſt ſeinerſeits geſteht zwar, daß „durch ſeinen Nachſommer jetzt die Leidenſchaften wehen“, und bekennt, daß er, wie er ſich barock ausdrückt, mit der Titanide einmal „eine Scene hatte, wo er im Pulvermagazin Tabak rauchte“. Allein er ſcheint den Deckel feſt auf die brennende Pfeife gedrückt zu haben, denn das Pulvermagazin explodirte nicht, und bald genug gelangte er zu der Ueberzeugung, daß es viel geſcheider, die Titanide zum Modell für eine ſeiner Heroinen als zur Frau zu nehmen. Kennzeichnend für die Sitten der Zeit iſt übrigens, daß in dem Roman Schiller und Charlotte wie in dem Roman Charlotte und Richter von dem Ehemann der Dame nur ſo gelegentlich die Rede iſt, als von einer Schachfigur, die man nach Belieben hin- und herſchieben kann. Alles zuſammengehalten, hat Lotte von Kalb im Drama unſerer Klaſſik ungefähr dieſelbe Rolle innegehabt, welche in der Tragikomödie unſerer Romantik Bettina Arnim-Brentano ſpielte. Beiden genialen Frauen iſt auch das gemeinſam, daß, wenn ſie ſich auf dem Dreifuß der Orakelei ſetzten, ihre ſibylliſchen Ausſprüche gar häufig in hohen, höheren und höchſten Blödſinn überſchnappten

Digitized by Google

Die Kalb war fraglos eine der gebildetesten Frauen ihrer Zeit und vielleicht die belesenste von allen, aber es charakterisirt das Fahrig-Dilettirende dieser Bildung, daß sie es nie der Mühe werth fand, ein korrektes Deutsch schreiben zu lernen. Mitunter ist es freilich fast rührend, die Mächtigkeit ihrer Gedanken mit der Unbeholfenheit des Ausdrucks ringen zu sehen. So z. B. wenn sie nach der Lesung von Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik", am 11. April 1805 schrieb: „Es gibt ein Bewundern, was Erstaunen ist. So faßt mich unsäglich das Lesen der Aesthetik. Ich kann nicht davon schreiben; das könnte Göthe, Schiller und alle die hohen Geister dieser Zeit, aber nicht die, so nur leben von den Brosamen, die von des Herren Tisch fallen. Die Vorrede ist mir nicht anders vorkommen, als öffne man weite hohe Flügelthüren vor einer Welt voll äußerster Einsicht und Kraft." Dagegen muthet es uns geradezu komisch an, wenn die Titanide in ihren Briefen wiederholt davon spricht, daß sie sich zur Erzieherin berufen glaubte, oder wenn sie einmal (14. Januar 1806) gar noch schreibt: „Ich gehöre ins praktische Leben mit Spekulation." Oh, Kunst der Selbsttäuschung, was wäre ohne dich die arme Menschheit! . . . .

Sie, lieber Freund, der Sie sich den Optimismus zu einem bequemen Haushaltsstück, zu einem weichen Lehnsessel, so zu sagen, hergerichtet haben, bezichtigen mich der Ungerechtigkeit, weil ich da und dort unsere

Digitized by Google

dermalige poetiſche Literatur als eine weit mehr nur experimentirende denn ſchaffende bezeichnet hätte. Nun ja, dieſen Vorwurf muß ich mir gefallen laſſen. Wenigſtens in den epigonenhaft und fiſtelſtimmig nachgedudelten Weiſen unſerer Romantik oder in dem bierdünſtigen Kneipengejohle, was ſich für Lyrik ausgibt, oder in der Wachsfiguren-Bude antiquariſcher Romanekliterung vermag ich nichts zu ſehen als Experimente, und zwar keine gelungenen. Wie und womit wird dermalen nicht experimentirt? Das Raffiniren des Raffinirten iſt ſchon alltäglich geworden. Das Abſonderlichſte wird verſucht. Haben es ſich doch unſere biderben Nibelungenrecken gefallen laſſen müſſen, in Ottave Rime gekleidet zu werden. Als ich den treuen Schwertfidelbogner Volker, den grimmen Hagen und die rachelechzende Kriemhild in welſchen Achtzeilern reden hörte, ward mir ganz wunderlich zu Muthe. Ungefähr — mutatis mutandis — ſo, wie wenn ich deutſche L . . . iteraten, welche ſich da drunten im Handumdrehen ungriſirt und ihren heimiſchen Namen magyariſche Suffixſchwänze angeklebt haben, Deutſchland und alles Deutſche chauviniſtiſch ankläffen höre. Ach, wir ſind noch immer die alten kosmopolitiſchen Dämmerlinge und Duſeler! Wir entſchuldigen jede Beleidigung des Nationalgeiſtes, wir verzeihen jeden Verrath an der Nationalität. Sind wir nicht auch ſoeben im Begriff, einer albernen Schulmeiſtergrille unſere deutſchen Schriftzeichen zum Opfer zu bringen? Stellen Sie ſich einmal vor,

Digitized by Google

lieber Freund, die Engländer oder die Franzosen oder die Italiener oder die Spanier hätten eine eigene nationale Schrift. Alle Schulmeister des Erdkreises würden keins dieser Völker zu überreden vermögen, diesen Jahrhunderte alten Besitz aufzugeben. Ihr Nationalstolz würde eine solche Zumuthung mit Verachtung zurückweisen. Der deutsche Nationalstolz aber, ja der soll erst noch erfunden werden.

Daraus erklärt es sich, daß, während die Franzosen sich bemühen, uns mit dem ingrimmigsten Haß zu beehren und mit dem plumpsten Hohn heimzusuchen — der französische Esprit scheint bei Sedan mitverlorengegangen zu sein — die deutschen Theater gemüthlich fortfahren, den Abhub der französischen für theures Geld zu kaufen, und deutsche Frauen und Fräulein, um die Feinheit ihrer Bildung zu erweisen, eifrigst dahinter her sind, aus boue de Paris geknetete Romane begierig zu verschlingen. Halten wir nun diesen Mangel an Nationalgefühl zusammen mit der Geschmacksverderbniß, welche unsere eigene mehr und mehr verkünstelte, zu naturlosem Raffinement zugespitzte Experimente-Literatur herbeigeführt hat, so kann es nicht verwunderlich erscheinen, daß ein so echter und so rechtdeutscher Dichter, wie der Graf Adolf Friedrich von Schack einer ist, bislang unter unserm Lesepublikum, wie dasselbe einmal ist, nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde zu gewinnen vermochte. Dieser ist jetzt die Freude geworden, eine Gesammtausgabe der Werke Schacks ver-

Digitized by Google

öffentlicht zu sehen („Gesammelte Werke des Grafen A. F. v. Schack", 6 Bände in 30 Lieferungen, Stuttgart, Cotta). Indem ich mir vorbehalte, Ihnen später, nach Vollendung der Gesammtausgabe, ausführlicher darüber zu schreiben, gestatten Sie mir wohl, schon heute meinem Dank für die vielen guten Stunden, welche diese Dichtungen mir bereitet haben, einigen Ausdruck zu geben.

Was sterile Halbtalente an den ganzen beneiden, die Lust und die Kraft der Hervorbringung, ist Schack in hohem Grade zu eigen. Wenn man bedenkt, welchen Aufwand von Zeit, Befähigung und Mühe ihm sein von so schönen Erfolgen begleitetes Kunstmäcenat verursacht hat — welches, beiläufig bemerkt, in Ansehung, daß es von einem Privatmann geübt wurde, in Deutschland vergleichslos dasteht — so ist die Fülle seines dichterischen Schaffens geradezu erstaunlich. Um so mehr, als diese Hervorbringungskraft nicht etwa nur in einer Richtung sich bethätigte und bewährte. Denn in sämmtlichen drei hohen Gattungen der Poesie hat Schack mit Glück sich versucht, als Lyriker, Epiker und Dramatiker hat er sich Kränze geholt. Immer und überall offenbart er sich als ein Dichter vom innigsten Naturgefühl, vom vollsten Verständniß alles Großen und Schönen, vom höchsten Freisinn und von wärmster Theilnahme an den Geschicken seiner Menschenbrüder. Seiner Lyrik steht die Unmittelbarkeit des Stimmungsliedes ebenso zu Gebote wie die in reichem Bilderschmuck

Digitized by Google

einhergehende Gedankenrhapsodie. Wenn man die Epik des englischen Dichters Southey mit einer wohlgebauten und gutgespielten Orgel verglichen hat, so ließe sich diese Vergleichung mit viel besserem Grund auf das anwenden, was Schack auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung geschaffen hat. Denn der ganze Registerreichthum einer gewaltigen Orgel ist ihm zu Handen. Um das zu erkennen, brauchen Sie blos die „Nächte des Orients“ mit „Durch alle Wetter“ und „Lothar“ mit „Ebenbürtig“ zu vergleichen. Dort Großheit der Anschauung, Pracht der Schilderung und echtes Pathos, hier feine Ironie, gedankreicher Humor und lachende Laune. Die „Nächte des Orients“ sind ein ganz origineller Wurf. In diesen grandiosen Phantasiestücken ist ein erster glücklicher Versuch gemacht, die Ergebnisse der modernen Weltanschauung dichterisch zu gestalten und im großen Stil eine Comoedia humana zu entwerfen. Ich sage wohlbedächtig „zu entwerfen“. Denn mehr als ein Entwurf vermag ein so kühnes Unternehmen zur Zeit überhaupt noch nicht zu sein. Als Tragiker leistete, wenn ich richtig urtheile, Schack sein Bestes in „Die Pisaner“ und im „Gaston“. Die beiden politischen Lustspiele „Die Kaiserboten“ und „Der Cancan“, von welchen jenes 1848, dieses 1870 zum Hintergrunde hat, gehören zu dem wenigen, sehr wenigen Guten, was wir von dieser Art besitzen, und höchst wohlthuend weht uns daraus die patriotische Glut des Dichters an. Endlich mache ich Sie noch darauf aufmerksam, daß uns in den Wer-

Digitized by Google

ken Schacks, welcher ja als Ueberſetzungskünſtler ſeinen Landsleuten auch den Firduſi angeeignet und als Literarhiſtoriker die klaſſiſche „Geſchichte der dramatiſchen Literatur und Kunſt Spaniens“ gegeben hat, — daß uns, ſag' ich, in Schacks Werken, wenn wir ſie auf ihren Inhalt prüfen, durchweg der weite Blick eines hochgebildeten Weltmanns begegnet, welcher vieler Völker Sitten und vieler Länder Städte geſehen. Nirgends eine Spur von dem Schulzopfdünkel eines Stubengelehrten, ſondern allenthalben die reife Weisheit eines im Verkehr mit der Welt und den Menſchen geſchulten Denkers. Die Form dieſer Werke läſſt überall den feinen Kunſtkenner herausfühlen. Sie iſt nicht künſtlich, aber kunſtvoll. Schon darum iſt Schack kein Dichter für die gedanken- und urtheilsloſe Menge. Er wird dem Leſepöbel nie gefallen, wird nie in die Mode kommen. Vor dieſem zweifelhaften und zweideutigen Glück bewahrt ihn ſeine Vornehmheit, das Wort ſelbſtverſtändlich im äſthetiſchen Sinne genommen. Denn in Bezug auf wirklich freie Anſchauung und echten Freimuth könnte mancher liberale Phraſenheld von unſerm mecklenburgiſchen Grafen gar vieles lernen.

Sie empfahlen mir, lieber Freund, das prächtig gedruckte und ausgeſtattete „Deutſche Dichterbuch aus Oeſterreich“, herausgegeben von Karl Emil Franzos. Die Empfehlung war überflüſſig; denn allem, was Deutſches aus Oeſterreich kommt, iſt ja zum voraus meine lebhafte Theilnahme geſichert.

Digitized by Google

Aber aufrichtig gesprochen, ich möchte lieber, viel lieber, es käme von dort einmal eine deutsche That als ein deutsches Dichterbuch. Das Dichten der Deutschösterreicher ist ja schon längst eine erfreulich festgestellte Thatsache, das Trachten dagegen, ja das lässt viel, sehr viel zu wünschen übrig. Wäre es damit besser bestellt, so hätten die Deutschen in Oesterreich niemals in die jammerhaft gepresste Lage kommen können, in welcher sie dermalen sich befinden. Es ist ja wahr, ihre Stellung war seit lange eine höchst ungünstige. Vom Hofe hatten sie selbstverständlich nichts zu hoffen, gar nichts. Sie hatten ferner in ihrer rechten Flanke den magyarischen Sporn und in der linken den slavischen Stachel. Von oben der Druck des feudalen Junkerthums, von unten der Gegendruck des römischen Klerikalismus. Trotz alledem aber hätten sich neun Millionen Deutsche nicht so kläglich unterkriegen lassen sollen. Jenseits der Leitha haben es fünf Millionen Magyaren mittels festen Zusammenhalts und mittels Beharrlichkeit dahin gebracht, über weite Länder ausschließlich zu herrschen. Diesseits der Leitha ist es Polen und Czechen gelungen, die führende, ausschlaggebende Macht in ihre Hände zu bekommen. Haben denn die Deutschösterreicher daraus gar nichts gelernt? Haben sie daraus nicht entnommen, daß sie, so lange sie sich als „Oesterreicher" aufspielen, stets nur die Narren und die Opfer der Magyaren und der Slaven sein werden? Es wäre wahrlich einmal an der Zeit, daß sie sich den Wahntraum, das Deutschthum

Digitized by Google

sie dazu gemacht und bestimmt, den zusammenhaltenden Kitt Oesterreichs abzugeben, aus den Augen rieben. Die Taaffe und Genossen wollen ja von diesem „Kitt" entschieden nichts wissen. Es wäre auch sehr an der Zeit, daß die Deutschösterreicher aufhörten, am Narrenseil des bekannten halbschlächtigen Liberalismus sich herumführen zu lassen und von parlamentarischen Ränken und Schwänken etwas zu erwarten. Ihnen ist nur zu helfen, wenn sie sich endlich einen gesunden, straffen und rücksichtslosen Nationalegoismus anschaffen, wenn sie, gerade wie die Magyaren und Polen und Czechen solche sind und nur solche sein wollen, ihrerseits Deutsche und nur solche sein wollen und sind. Nur auf dem Boden der derb und herb behaupteten Nationalität, nur als unverblümt selbstsüchtige Deutsche können sie von ihrem tiefen Falle sich wieder aufrichten. Alles andere ist Schwindel, Schwarbelei und Schlamperei. Und aber dabei, d. h. bei ihrer Zusammenfassung zu einer energisch-egoistischen Nationalpartei, hätten sich die Deutschen in Oesterreich vor etwas sehr zu hüten: — vor allfälligem Vertrauen auf das deutsche Reich. Dieses ist nämlich, wie jeder weiß, eine sehr platonische Großmacht und kann, wie die Dinge in Europa bestellt sind, kaum eine andere sein. Sie hütet sich daher wohlweislich, über das in Oesterreich-Ungarn an die Wand gedrückte, in den russischen Ostseeprovinzen mit Vernichtung bedrohte Deutschthum schützende Hände halten zu wollen. Sie hat ja die Hände gar nicht frei. Denn

Digitized by Google

mit der einen Hand muß sie ihren So-Zu-Sagen-Alliirten an der blauen Donau streicheln und mit der andern ihren „guten Freund“ an der grünen Newa liebkosen.

Es ist mir eine große Freude, überzeugt sein zu können, daß ich mit den vorhin gemachten Andeutungen keineswegs so in der Luft stehe, wie Sie, mein Bester, vielleicht zu glauben geneigt sein mögen. Doch nein, Sie müssen ja aus dem vorliegenden Dichterbuch, und zwar' nicht allein aus solchen Stücken desselben, welche der sogenannten politischen Lyrik angehören, die Ansicht gewonnen haben, daß gerade in dem letzten Jahrdutzend das Gefühl der Deutschheit in den älteren Deutschösterreichern an Kraft noch gewachsen und in den jüngeren festere Wurzeln geschlagen. Ich gestehe Ihnen, mir war, wie ich so Blatt um Blatt des Buches umschlug, als klänge mir daraus überall eine anheimelnde Stimme entgegen: „Wir gehören doch zu euch; wir sind doch trotz alledem und wieder alledem *ein* Stamm, *ein* Fleisch, *ein* Blut!“ Wohl seid und bleibt es! Das übrige wird die Logik der Geschichte thun — vorausgesetzt, daß ihr derselben tüchtig nachhelft.

Wenn man nicht vergisst, daß die Ansprüche, welche an die Poesie der Gegenwart in Deutschland, wie in ganz Europa, zu stellen sind, in den Gränzen der Bescheidenheit sich zu halten haben, so wird man zugeben müssen, daß die deutschösterreichischen Dichter, wie Franzos sie hier uns vorführt, ihren Mitdichtern im Reiche kecklich sich zur Seite stellen dürfen. Herausgeber und

Digitized by Google

Verleger haben dafür gesorgt, daß es in würdigster Weise geschieht. Jener ist von dem Grundsatz ausgegangen, lediglich bisher ungedruckte Beiträge aufzunehmen, und er hatte nicht wenig Hingebung, Gewissenhaftigkeit und Takt nöthig, um unter 4200 ihm eingesandten Dichtungen von 394 Poeten eine Auswahl zu treffen, wie das Dichterbuch sie bringt. Diese Auswahl ist sehr reich: das Lied und die Lehrdichtung mit ihrer satirischen Abzweigung, die poetische Erzählung, die Ballade und Romanze, auch das Drama sind gut vertreten. Reliquien von Grün, Gilm, Halm, Beck, Hebbel, Grillparzer, Prechtler, Rappaport, Ebert fehlen nicht. „Alte Herren", wie Meißner, Lorm, Nordmann, Bauernfeld, Pachler, haben sich eingestellt und dürfen sich neben dem jüngeren und jüngsten Nachwuchs gar wohl sehen lassen, welcher Nachwuchs übrigens seinen Vorgängern auch keine Unehre macht. Es ist viel frisches und warmes Blut in ihm. Besonderen Dank verdient der Herausgeber für das dem Texte vorgesetzte „Autoren-Register" mit den zuverlässigen biographischen und bibliographischen Angaben.

Die Sammlung eröffnet anziehend Hamerling mit einer Novellette in Versen, welcher er ein episches Bruchstück, „Homuncules", folgen lässt, dem wir aufrichtig eine baldige Vollendung wünschen. Novellen in Versen gehören überhaupt zu den besten Zierden dieses Dichterbuches. So die von Beck hinterlassene „Ein Tag im Dorfe", leider auch nur ein Fragment, in welchem sich

Digitized by Google

aber der Dichter der „Nächte“ und des „Janko“ von der allerliebenswürdigſten Seite zeigt. So weiterhin Lipiners erſter Sang vom „Bruder Rauſch“ und endlich „Mein Franz“ von Franzos, worin ein neckiſcher Vorgang aus dem modernen Junggeſellenleben mit ſprudelnder Laune und wahrhaft anmuthig in der Form erzählt wird. Auch Nordmanns „Jakob Balde“, Thalers „Alexandermärchen“ müſſen angezeichnet werden als gelungene Leiſtungen erzählender Poeſie. Marie von Ebner-Eſchenbach führt uns eine „Erdbeerfrau“ vor mit einem ſo packend-markigen Realismus, wie ich ihn bislang nur einer deutſchen Dichterin, der Annette von Droſte-Hülshof, zugetraut hatte. Eine andere Dichterin, die Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almaſy, hat das nach meinem Gefühle ſtimmungsvollſte Lied in das öſterreichiſche Dichterbuch geſtiftet — „Unbewußt“:

„Fragſt du die Kinder, ob ſie glücklich wären,
Sie ſeh'n dich an mit ſtaunendem Geſicht
Und können ſich die Frage nicht erklären —
Sie wiſſen's nicht.

Beneideſt du den Todten in der Truhe
Um ſeinen Frieden, fern vom Tageslicht,
O laſſ' das ſein — wie friedlich er auch ruhe,
Er weiß es nicht.

Du weißt es nur, vom Schmerz um ihn gepeinigt,
Vom Trennungsſchmerz, der dir das Herz zerbricht,
Und wann der Tod dich einſt mit ihm vereinigt —
Dann weißt du's nicht.“

Sehen Sie, mein Beſter, um dieſe drei einfachen Strophen ſind mir hundert Bände geſpreizter Experi-

Digitized by Google

mentirpoetaſterei feil. Sie werden das freilich alt-fränkiſch finden, allein Sie müſſen mir es ſchon zu gute halten, wenn ich der unmaßgeblichen Meinung bin, das Neue ſei keineswegs immer gut und das Neueſte durchaus nicht überall das Beſte. Korkſeelen mögen auf und mit dem Strome des Tages ſchwimmen, ernſtgeſtimmte und lebensreife Gemüther laſſen mit einem aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühle dieſen Strom an ſich vorüberziehen. Freilich, umgekehrt iſt auch Altes gar häufig nichts weniger als gut. Dies zeigen verſchiedene der aus Grillparzers Nachlaß — ja wohl Nachlaß der Dichternatur — mitgetheilte Sachen.

So z. B. die in Inhalt und in der Form gleich unklare Straf- oder vielmehr Gehäſſigkeitsrede „An die Berliner“ (S. 31). Der große Dramatiker ließ überhaupt alles das Bittere und Verbitternde, was er als der eingefleiſchte Oeſtreicher, der er war, von öſterreichiſcher Seite erfahren hatte, alles das Böſe, was er in Oeſtreich und von Oeſtreich ertragen und leiden muſſte, gar zu gern an Deutſchland aus, das er ſchlechterdings nur noch durch die Brille der Grämlichkeit anſehen wollte. Bauernfeld hat ſich viel friſcher und unbefangener erhalten. Ich wollte nur, ſeine Landsleute beherzigten und bethätigten allen ihren halb- oder ganzbarbariſchen Drängern gegenüber hunderttauſendfach, millionenfach ſeine auf S. 53 des Dichterbuches ſtehende „Mahnung“, die ebenſo gut als kurz und ebenſo kurz

als gut ist.[1]) Was hat den Deutschen alle ihre thörichte Weltbürgerei, alle ihre menschenbrüderliche Anschmiegerei eingetragen? Nichts als den Haß von allen den mehr oder minder „interessanten" Nationalitäten und Nationalitätlein ringsum. Was folgt daraus? Daß die Deutschen darauf ausgehen sollten, von ihren mehr oder minder interessanten Hassern wenigstens sagen zu können: »Oderint, dum metuant.«

Schließlich trete ich Ihrer Meinung bei, lieber Freund, daß auch die Proben von dramatischer Poesie, welche das Dichterbuch enthält, nicht allein von gutem Wollen, sondern auch vom Können zeugen. Anzengruber gibt den ersten Akt eines Trauerspiels: „Bertha von Frankreich" — und es erregt Theilnahme, zu sehen, daß und wie dieser Dramatiker vom Volksstück sicheren Trittes zur hohen Tragödie hinaufschreitet. Nissel, der Dichter des Preistrauerspiels „Agnes von Meran", theilt den vierten Akt eines historischen Schauspiels: „Rudolf von Erlach" mit, worin viel dramatische Regung und Bewegung ist. Wie Sie sich aber für den von Hebbel hinterlassenen „Steinwurf oder Opfer um Opfer" begeistern können, muß ich unbegriffen lassen. Das soll „ein musikalisches Drama" sein? Keine Spur von „Musik" ist in diesen hölzernen Versen! Ein Melodram,

[1]) „Schlägt einer dich auf's Maul,
So sei nicht faul
Und Stück für Stück
Gib ihm's zurück,
Dem Galgenstrick."

Digitized by Google

dem nur eine Kleinigkeit fehlt: Melos. Die Musik kann ja jetzt, den Offenbarungen von Bayreuth zufolge, ohne Melodie auskommen, die Lyrik — und ein „musikalisches" Drama kann doch dieser nicht entbehren — die Lyrik aber nicht. Nun hat zwar der gute Kuh in dem Riesenbandwurm seiner Biographie Hebbels diesen auch zu einem Lyriker, zu einem großen sogar zu machen gesucht, damit aber, meines Wissens, in und außerhalb Israel wenig Glauben gefunden. Hebbel hatte gerade soviel Melodie im Leibe wie sein Vorgänger Grabbe, d. h. keine.

Zum Abschied bitte ich Sie, bester Freund, es nicht krumm nehmen zu wollen, wenn ich aus dem „Deutsch-östreichischen Dichterbuch" eine sehr prosaische Nutzanwendung ziehe, von welcher ich herzlich wünsche, daß sie bei unsern Brüdern da drunten Beachtung finden möge. Wollen sie wissen, wie dieselbe lautet? Dichten ist gut, aber trachten wäre besser!

II.

11. Mai 1885.

Wenn heute, an des 19. Jahrhunderts Neige, so ein Hauptwortführer der deutschen „Aufklärer" aus der friedrichischen und josefischen Zeit, so ein Nikolai, oder ein enthusiastischer „Meister vom Stuhl" wie Fessler oder ein schwärmerischer Illuminatenhäuptling wie

Digitized by Google

Weishaupt aus seinem Grabe sich erheben und mitansehen könnte, was alles in unseren Tagen geschieht und nicht geschieht, er würde wohl verwundert fragen: Also zu solchen Wirklichkeiten sind unsere optimistischen Träume geworden? Wenn unser großer Prophet des Idealismus und der Vervollkommnungshoffung heute wieder aufstände und, schwäbisch zu reden, „geistweise ginge" durch Deutschland, durch Europa, er würde sein vor hundert Jahren gesungenes:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige" —

nicht wiederholen. Denn seinen Blicken stellte sich ja der „Mensch" überall dar ein dräuend blankes Schwert in der Rechten haltend und die Linke auf ein krupp'sches Riesengeschütz stützend. Ja, vielleicht dürfte der große Idealist, welcher bekanntlich in den Augen unserer Pfaffen und Inquisitoren des materialistischen Kakangeliums nur noch ein „Moralphilister" ist, unbeirrt durch allen den äußeren Schein und Schimmer und den Dingen auf den Grund sehend, der Meinung sein, ein jüngerer Landsmann von ihm hätte doch nicht so ganz unrecht gethan, als er unserer Zeit die Strafstrophe:

„Gewalt vor Recht! Kanonengeist!
Gemeinheit aller Orten!
Bedientenstolz! Ja traurig ist
Es in der Welt geworden" —

ins großpraleriſche Angesicht schleuderte. Und wenn vollends der große Spötter, dessen Hohngelächter sein

Digitized by Google

Jahrhundert zerstörerisch durchgellte, aus seiner Gruft im Pantheon heraussteigen und um sich blicken könnte, er würde im hellen Aerger, daß sein »Ecrasez l'infame!« so wenig gefruchtet, ein sardonisches Lachen aufschlagen und sich dann schnell wieder zur Ruhe legen.

Es wäre ganz thöricht, übersehen oder gar leugnen zu wollen, daß, seit der Liberalismus, nachdem er den Kompromiß-Wallach gänzlich zu schanden geritten hatte, sowohl nach rechtshin als nach linkshin, sowohl gegenüber der staatlichen und kirchlichen Reaktion als gegenüber der socialistischen Revolution, in der ganzen Armseligkeit seiner Ohnmacht sich dargestellt hat, ein starker Rückwärtszug durch die Welt geht. Derselbe scheint an Macht noch beträchtlich zunehmen zu wollen, seitdem die kirchliche und die staatliche Krebsgängerei den glücklichen Schachzug gethan, den Liberalismus schlechthin mit dem Kapitalismus zu identificiren und mit Trompeten und Pauken zu verkündigen, Klerikalismus und Konservatismus, Konservatismus und Klerikalismus mitsammen seien nicht nur Willens, die sogenannte sociale Frage an die Hand zu nehmen, sondern auch im Stande, dieselbe zu lösen.

War denn nun aber an der rückwärtsigen Legende von der Verkuppelung des Kapitalismus mit dem Liberalismus, der Geldtyrannei mit dem Fortschritt etwas Wahres? Hat diese Parteisage einen historischen Kern? Leider ja. Die modern-liberale Gesetzgebung hat überall die individuellen Kräfte zu entfesseln gesucht und gewusst.

Digitized by Google

Das war ihr Recht und daß sie mittels Anwendung desselben ganz kolossale Erfolge erzielte, mag nur bestreiten, wer keine sehenden Augen und keine hörenden Ohren besitzt. Infolge der liberalistischen Beseitigung der Schranken, welche den persönlichen Thätigkeits-, Unternehmungs- und Erwerbstrieb früher einengten, haben sich binnen eines halben Jahrhunderts überall, im civilisirten Europa im Aussehen der Städte, Dörfer, Länder wahrhaft erstaunliche Wandelungen vollzogen. Das Antlitz der Erde ist verschönert worden, keine Frage. Ob aber das Wangenroth, womit dieses Antlitz prangt und prunkt, ein gesundes — »that is the question«. Scharfblickende und geübte Diagnostiker wollen dieselbe verneinen.

Jedes Ding hat bekanntlich zwei Seiten, mindestens zwei, und selbst der dümmste Liberale wird kaum bestreiten wollen, daß auch der Liberalismus und die auf demselben beruhende Gesetzgebung ihre Kehrseiten haben. Jedes Princip biegt sich, allzu scharf zugespitzt, in sein Gegentheil um. Das überspannte monarchische Princip führt zu zarischem Despotismus, das übertriebene demokratische zur Pöbeltyrannei. So brachte denn auch der zügellose Individualismus jene Wuth der Konkurrenz im Erraffen und Vergeuden mit sich, welche in ihren letzten Konsequenzen Recht und Sittlichkeit ganz aus der Welt schaffen und die menschliche Gesellschaft in einen Haufen wilder Bestien verwandeln müsste und würde.

Digitized by Google

Vielverſprechende Anläufe dazu ſind und werden täglich gemacht. Man kann keine Zeitung mehr zur Hand nehmen, ohne darin von neuen, neueren und allerneueſten Fälſchungen, Betrügereien, Kaſſendiebſtählen, raffinirtem Lotter- und Luderleben, leichtſinnigen oder abgefeimt betrüglichen Bankerottmachereien, Durchſtechereien aller Art, Durchgängereien, Morden und Selbſtmorden zu leſen. Und alles das geſchieht nicht etwa vereinzelt, ſondern jahrein jahraus maſſenhaft, alles im größenwahnwitzigen Stil einer Zeit, welcher das Gefühl des Einfachen und Naturgemäßen mehr und mehr abhanden gekommen iſt. Darum wird alles und jedes, was früher für hoch und heilig galt unter Menſchen, von den „Mehrern des Nationalreichthums", welche den „Katechismusſchuhen" gänzlich entwachſen ſind, nur noch für veraltetes „Marottenzeug", für albernes „Moralgepolter", für lächerliche „Principienreiterei" angeſehen und ausgeſchrieen. Parade machend mit ihrer „Skrupelloſigkeit" ſpringen und ſchwingen die „vorurtheilsloſen" Fortune-Pouſſeurs und Money-Makers um das unter dem bekannten „Giftbaum" aufgethronte güldene Vieſt her den raſenden Differenzengalopp und kreiſchen dazu den Schwindelpſalm:

Laſſ' fahren, o Menſch, laſſ' fahren dahin
Moraliſche Lappalien!
Und ſtell' ausſchließlich deinen Sinn
Auf Raſſung von Kap'talien!

Ueb' immer Treu, und wenn du spielst,
Verspiel' nur andrer „Kronen"!
Ueb' Redlichkeit, und wenn du stiehlst,
So stiehl gleich Millionen!

Wohl, das alles ist ja recht „praktisch", „positiv", „realpolitisch", „zeitgemäß", „zweckentsprechend" und „zielbewusst". Schade nur, daß die ganze papierene Herrlichkeit so häufig verkracht. Aber was weiter? Wir sind ja »smart« genug, auf den schmutzigen Trümmern eines Schwindels flugs zwei oder drei neue aufzuschwindeln, und das liebe Publikum, oh, das ist so rührend dumm! Lasst es uns anzapfen mit vornehmer Dreistigkeit und auspumpen bis zum letzten Marktropfen. Der Doktor Martin Luther hat zu seiner Zeit den frommen Ausspruch gethan, der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein; sonst werde er zu muthwillig. Dem „gemüthlichen" Kaiser Franz von Oestreich wird das Wort nachgesagt, die Völker hätten von Zeit zu Zeit starke Aderlässe nöthig, damit sie das revolutionäre Fieber nicht kriegten. Wir, die Priester und Leviten des erwähnten, nachgerade zum riesigen Moloch-Stier auf- und ausgewachsenen Kalbes, wir nehmen den Völkern nicht das Blut, sondern nur das Geld und Gut, damit wir sie vor der Versuchung bewahren, allzu üppig zu leben, was bekanntlich der Gesundheit schadet. Weit entfernt also, die groben Namen Wucherer und Blutsauger zu verdienen — welche Wörter übrigens nur noch in den Wörterbüchern

Digitized by Google

ganz „unentwickelter“ und kläglich „zurückgebliebener“ Menschen vorkommen — sind wir vielmehr um die Gesellschaft hochverdiente Professoren und Praktikanten der Hygiene, welche jetzt modisch gewordene Wissenschaft zwar den armen Leuten kein Brot und kein Fleisch gibt, aber doch denselbigen sagt, welche Arten von Brot und von Fleisch ihnen so gut bekommen würden wie uns, wenn sie es hätten.

Entschuldigen Sie, lieber Freund, wenn ich Sie heute so zu sagen „dilatorisch“ behandle. Dilatorische Be- und Verhandlungen sind ja dermalen zeitgemäß und stilgerecht, wissen Sie? Se. Unsichtbarkeit, sagt man, behandelt Se. Unfehlbarkeit und Se. Unfehlbarkeit, schreibt man, behandelt Se. Unsichtbarkeit dilatorisch. Daraus folgt, daß ein hochwürdiges Centrum, „hangend und bangend in schwebender Pein“, ebenfalls rechtshin und linkshin dilatorisirt. Das Ende von diesem dilatorischen Be- und Verhandlungsliede dürfte sein, daß wir dilatorialiter nach Canossa gegangen werden. Canossa ist freilich nur eine Burgruine, aber eine Burgruine, welche auf einem respektabel festen Felsen steht.

Von dort herab, ich kann es bezeugen, hat man eine recht hübsche Aussicht. Gewissen Leuten könnte sich dort oben vielleicht auch eine Aussicht in die Einsicht aufthun, daß man mit einer Macht, welche seit etwa 15 Jahrhunderten „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“ ist, nicht umspringen kann, wie man mit dem

Lutherthum, als mit einer geiſtlichen Succurſale des Polizeiſtaats, ſo häufig umſprang. Denn — falls Sie mir erlauben, ein berühmtes Wort des alten Gottfrieds von Straßburg zu parodiren —

Der richtige lutheriſche Chriſt
Handirlich wie ein Handſchuh iſt —

und kann aus ſeinem Unterthanbewußtſein heraus gar nicht faſſen und begreifen, daß und wie die Mitra mit der Pikelhaube und der Weihwedel mit dem (natürlich nur ſymboliſch gemeinten) Korporalſtock es aufzunehmen ſich erdreiſten möge. Am guten Willen, Hierarchie zu ſpielen, hat es allerdings dem Lutherthum zu dieſer und jener Zeit nicht gefehlt. Aber je ſtärker der Wille war, um ſo ſchwächer das Fleiſch. Es iſt mir immer urkomiſch vorgekommen, wenn ſo ein Froſch von orthodoxem Paſtor ſich zum hierarchiſchen Ochſen aufblies. Ein Schlag, ja nur ein Wink mit der Polizeigerte und der Boviſt platzte.

Gerade in unſeren Tagen, deren Charakter die Charakterloſigkeit iſt, gibt die katholiſche Kirche die doppelt ernſte und wuchtige Lehre, daß dauernde Machtübung über Menſchen doch nur auf der Granitbaſis eines Princips möglich ſei. Wie unmächtig und erbärmlich ſtehen alle die Herren „Von-Fall-zu-Fall"-Politiker, alle die Schlaffſeiltänzer, Reifſpringer und Opportunitätsgaukler dem »Non possumus« des Vatikans gegenüber! So lange die katholiſche Kirche, dieſer wunderbare, auf tiefſte, alſo auf peſſimiſtiſche Menſchen-

Digitized by Google

kenntniß basirte, mit erstaunlicher Disciplin fungirende Organismus, bei ihrem Princip beharrt und die Folgerungen und Forderungen desselben so energisch und so geschickt handhabt wie alle die Jahrhunderte herab, so lange wird der Stuhl Petri alle Kaiser- und Königsthrone, sowie alle republikanischen Präsidentensessel thatsächlich um ein Beträchtliches überragen.

Warum? Weil die menschliche Gesellschaft nicht zu bestehen vermag ohne das Princip der Autorität. Dieses ist der sociale Nordpol der Menschheit, ohne welchen der sociale Südpol, das Princip der Freiheit, nicht gedacht werden kann. Im Papstthum aber gipfelt fraglos das Autoritätsprincip. Sehr möglich, höchst wahrscheinlich sogar, daß der atheistische Socialismus dereinst dazu kommen wird, den Stuhl Petri umzuwerfen. Aber dannzumal wird es statt eines katholischen einen socialistischen Papst geben. Und zwar mit allen Zugehörigkeiten, als da sein werden ungeheuerliche Dogmen, hierarchisch organisirte Despotie, Bann, Interdikt, Index, Inquisition, San Benitos, Scheiterhaufen und dergleichen schöne Sachen mehr. Doch halt, »I am apt to grow too prophetical«, was um so weniger „opportun", als unsere mehr oder minder lieben Zeitgenossen keine Prophezeiung zu hören lieben, ausgenommen solche, welche ihrer Eitelkeit, ihrer Selbstgefälligkeit und ihrem Größenwahn schmeicheln.

Freilich, auch Sie, lieber Freund, lächeln skeptisch und ich meine Sie spöttisch fragen zu hören: „Und wann

Digitized by Google

soll denn dieser socialistische Zukunftspapst oder, kirchlich zu sprechen, dieser Antichrist aufstehen?" Gedulden Sie sich, Bester. Sie sind beträchtlich jünger als ich und können demzufolge den Antichrist ganz gut erleben. Dannzumal wird Ihnen aber, gestatten Sie mir noch diese Weissagung, das skeptische Lächeln und das spöttische Fragen gründlich vergehen und Sie werden erkennen und bekennen müssen, daß alles, was schon dagewesen, wiederkommen kann im ewigen Kreislauf der Menschengedanken und der Menschengeschicke, ja wiederkommen muß, obzwar anders angestrichen und anders benannt.

Blicken Sie doch auf unser neues deutsches Reich! Ruft Ihnen da nicht gar manche Erscheinung das alte, traurigen Andenkens, nur allzu deutlich zurück? Ist es nicht ganz wieder die alte Stänkerei und Zänkerei unter neuen Namen? Das alte Jammersal des Erstickwerdens aller großen Grundsätze unter dem Wirrsal kleinlicher Rechthaberei? Rumort nicht der alte wüste Reichsrattenkönig jetzt in Berlin, nur viel geräuschvoller, als er vordem in Regensburg quinkelirte? Der borussomanische Unfehlbarkeitsdünkel und die parlamentarische Parteibornirtheit haben es gleichermaßen verschuldet, daß der Partikularismus wieder mit voller Unverschämheit gegen die nationale Einheit angehen darf und kann. Wenn das Reichscentrum — ich meine natürlich damit nicht das, welches sein Centrum im Vatikan hat — so wenig Anziehungskraft entwickelt wie in den letzten

Jahren, was Wunders, daß die alte unselige deutsche Centrifugalsucht wieder mächtig wird? Ja, der alte Unsinn wird immer wieder jung. Es ist jetzt abermalen bei uns, wie es im 16. und 17. Jahrhundert gewesen. Als damals, nach den großen geographischen Findungen, die Welt aufs neue vertheilt wurde und alle gescheiden Nationen Europas sich in Asien, Afrika und Amerika ihren Antheil nahmen, da hatten die Deutschen keine Zeit dazu. Sie mussten ja einander bis aufs Blut peinigen, mussten einander todtschlagen „um Hekuba", will sagen um Rom oder Wittenberg, um Meßgewand oder Prädikantenkutte, um „Das ist" oder „Das bedeutet". So sind sie, während sie diesen Narrenkampf um hohle Nüsse ausfochten, leer ausgegangen bei der Auftheilung der Kolonialbeute. Und heute? Nun heute suchen sie einander, statt die große Frage der Gründung von Kolonieen, ohne welche eine Großmacht jetzt noch weniger existiren kann als früher, eine Frage, zu deren Lösung die Ueberfülle unserer Volkskraft so dringend auffordert, ja, statt diese Frage an die Hand zu nehmen und diese Arbeit zu thun, suchen sie einander abermals todtzuschlagen, wenigstens mit Worten. Nur lauten die Losungen jetzt „Hie Monarchismus!" und „Da Parlamentarismus!" oder „Hie Kulturkampf!" und „Da Freiheit der Kirche!" oder „Hie Manchester!" und „Da Schutzzoll!" oder „Hie zweijähriger Etat!" und „Da einjähriges Budget!" Derweil knüpfen Engländer, Franzosen, Russen, Holländ-

Digitized by Google

der in das Netz ihrer Kolonialmacht eine Masche nach der andern. Aber was thut das? Wir haben keine Zeit dazu. Wir müssen ja unsere jämmerlichen »querelles allemandes« zum Austrag bringen.

Genug für diesmal, lieber Freund! Ich bin da auf Sachen zu sprechen gekommen, deren Anblick gerade so unerbaulich wie das Maiwetter draußen. Gestern hat es hier zu Lande so tüchtig geschneit, daß die kaum und kärglich ergrünten Bäume unter der Schneelast sich beugen, wie ein patriotisches Gemüth unter dem lastenden Gewicht der Sorge für die Zukunft unseres Landes sich beugt. Ja, es ist ein hübsches Ding um den vielgepriesenen Norden, welchen man Mitteleuropa zu nennen pflegt, und um unser liebes „gemäßigtes" Klima. Die Reize desselben haben mich so poetisch „angefasst", daß ich gestern ein Lied „Bei der Maibowle zu singen" zu verfertigen mich kecklich unterstand. Ich sende Ihnen zum Maigruß die erste Strophe:

Kennst du das Land, allwo die Schlehen blüh'n,
Im Ofen stets die Kohlen müssen glüh'n,
Ein rauher Wind vom grauen Himmel weht,
Die Buche kahl und dürr die Föhre steht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin,
Wär' ich nicht da, möcht' nimmermehr ich zieh'n.

Digitized by Google

III.

17. Mai 1883.

„Und so er — Aaron — vollbracht hat die Sühnung des Heiligthums und der Stiftshütte und des Altars, soll er herholen einen lebenden Bock. Alsdann soll er legen seine beiden Hände auf des Bockes Haupt und soll bekennen auf selbigen alle Missethat der Kinder Israel und alle ihre Uebertretungen und alle ihre Sünden. Und soll sie bürden auf das Haupt dem Bock und soll ihn jagen damit in die Wüste, auf daß also trage der Bock alle ihre Sünden in die Wildniß und verbleibe allda." Leviticus, 16, 20—22.

Dieser Satz aus dem alttestamentlichen Ritualbuch summte mir im Ohr, als ich das Buch des Ex-Marschalls Bazaine zu Ende gelesen, welches im „freien" Frankreich nicht gedruckt werden durfte und nicht verkauft werden darf und von welchem ich Ihnen heute reden will, lieber Freund.*)

Die Figur des bonaparte'schen Landsknechts, dessen Name mit dem erzinfamen bonaparte'schen Lug-, Trug- und Raubmordzug nach Mexiko untrennbar sich verknüpft, ist mir nichts weniger als sympathisch. Aber Sie wissen ja, lieber Freund, daß ich leider noch immer nicht verlernen konnte, über jede Dummheit und Gemeinheit, über jede Ungerechtigkeit und Bosheit mich zu entrüsten und meiner Entrüstung freimüthigen Ausdruck zu geben, was freilich dem geschleckten Streber-

*) Épisodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz, par L'Ex-Maréchal Bazaine. Madrid, Gaspar, 1883.

Digitized by Google

thum unserer Tage ungeheuer dumm vorkommen mag. Es hat aber jeder so seine Art und die meinige war und ist, kein Unrecht — und wäre dasselbe auch einem bonaparte'schen Landsknecht angethan worden — mitansehen zu können, ohne dagegen Protest zu erheben. Darum habe ich bei einer früheren Gelegenheit gegen das an dem Marschall Bazaine von seinen Landsleuten verübte Unrecht protestirt im Namen der historischen Wahrheit und Gerechtigkeit.*) Heute, nachdem ich Bazaine's Buch über seine persönlichen Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen im Jahre 1870 gelesen, halte ich mit voller Ueberzeugung die Ansicht aufrecht: der Marschall war kein Verräther, aber er stand bei weitem nicht auf der Höhe der ihm gestellten Aufgabe. Er war weder ein großer noch ein glücklicher Feldherr, obzwar ein weit besserer General als seine Mitmarschälle Mac Mahon, Canrobert und Le Boeuf, und schließlich musste er den Sündenbock abgeben für alle Missethat der Kinder Gaulois.

Ja, den »bouc émissaire«, als welchen er sich selbst bezeichnet hat. Die französische Nationaleitelkeit war ja durch die unerhörten, beispiellosen, so noch nie dagewesenen Siege der Deutschen tödtlich verwundet, die theatralische Pose des bramarbasenden Pariserthums so unsanft umgestoßen, der gallische Größenwahn so ins Herz getroffen, der taumelnde Gloireranſch von einem

*) „1870—71. Vier Bücher deutscher Geschichte." 2. Aufl. 1880, Bd. II, S. 106.

Digitized by Google

so fürchterlichen Katzenjammer abgelöst worden, daß sich der Grimm, die Wuth, die Rachelust der Nation mit wahrer Wollust auf einen Gegenstand warfen, an welchem sie sich austoben konnten. La Belle France legte den Mythus von Bazaine's „Verrath" als ein Kühlpflaster auf die brennende ihrer ungeheuerlichen Ueberhebung geschlagene Wunde, wie denn vom Beginn des Krieges an für jede begangene Dummheit, für jede Unzulänglichkeit und Unfähigkeit der „Verrath" als Aushelfer hatte aufkommen müssen. Wollte man sich an das dazumal in allen Tonarten geschrieene und gebrüllte französische Verrathsgeschrei kehren, so hätte man geradezu die Hälfte der Franzosen für Verräther halten müssen.

Auf die Person Bazaine's legten sich mit schwerer Wucht noch zwei Umstände: eine republikanische Parteigehässigkeit und eine orleanistische Zettelung. Der Landsknecht, welcher es vom gemeinen Füsilier bis zum Marschall von Frankreich gebracht hatte, war seinem der kaiserlichen Fahne geschworenen Soldateneide treugeblieben und hatte bis zur Katastrophe von Metz wiederholte, obzwar erfolglose Versuche gemacht, die »Régence« der Madame Eugenie wieder zur Geltung zu bringen, oder wenigstens hatte er an solchen Versuchen sich betheiligt, weil er glaubte und glauben durfte, der Leiter der Politik des deutschen Hauptquartiers würde es vorziehen, mit der kaiserlichen „Regentschaft" in Waffenstillstands- und beziehungsweise Friedensverhandlungen

Digitized by Google

zu treten, ſtatt mit dem »Gouvernement de la défense nationale«, deſſen Exiſtenz ja eine ſo prekäre war, daß ſie wenig oder gar keine Bürgſchaft bot oder wenigſtens keine zu bieten ſchien. Bazaine konnte auf ſeinem Standpunkt mit gutem Grund ſagen: »J'ai consideré le gouvernement de la défense nationale comme un pouvoir exécutif de fait, se rattachant à l'organisation de la résistance du pays, mais non comme un pouvoir politique, le gouvernement de la Régence existant toujours de droit, d'après la Constitution de 1870 votée par le peuple français. Dans ma pensée, nous devions continuer à concourir à la défense du territoire sous la direction de ce pouvoir exécutif, sans que le serment qui nous liait à l'Empire fût annulée« (Epis. d. l. g. pag. 250). Kein Menſch von Gerechtigkeitsgefühl wird die Korrektheit dieſer Aeußerung eines kaiſerlichen Marſchalls beſtreiten wollen.

Obzwar nun weder die Regierung der Nationalvertheidigung in Paris noch der Diktator Gambetta in Tours einen Verſuch machte, ſich mit Bazaine amtlich in Beziehung zu ſetzen, wurde er in ſämmtlichen Aktenſtücken trotzdem als »le glorieux soldat de Metz« geprieſen, ſo lange er ſich zu halten vermochte. Dann aber, als er hatte kapituliren müſſen, da mußte der „ruhmreiche Soldat" mit einmal ein Verräther ſein, obgleich der dem Marſchall feindlich geſinnte General-Rapporteur Rivières im 4. Theil ſeines dem Kriegsgericht, vor welches Bazaine geſtellt wurde, erſtatteten

Digitized by Google

Berichtes ſich gezwungen ſah, zu erklären: »L'armée et la place de Metz ont tenu jusqu'à leur dernier morceau de pain.« Jetzt erſt wurde das frühere Verhalten des Marſchalls gegenüber der improviſirten Regierung vom 4. September für eine Majeſtätsbeleidigung angeſehen und der Erzlügner Gambetta, welcher ja das Lügen förmlich zur Baſis ſeiner Diktatur machte, ließ in Tours jene lügneriſche Proklamation los, worin es hieß: »Le maréchal Bazaine a trahi. Il s'est fait l'agent de l'homme de Sedan, le complice de l'envahisseur« — und ſo weiter im Gambettaſtil. Unter dieſem Proklam ſtand auch der Name des alten überflüſſigen Schwätzers Cremieux, welcher auf die an ihn gerichtete Frage, was denn die Armee von Metz anderes hätte thun können, als ſich ergeben, »en robe de chambre et du coin de son feu« die heldenhafte Antwort gab: »Mais, monsieur, les armées sont faites pour se faire tuer.«

Nachdem aber Gambetta von Tours her den Hetzruf erhoben hatte, ging die Hatz los. Der „Sündenbock" war ſignaliſirt und „beſtätigt". In der »Indépendance Belge« vom 22. December 1870 erſchien ein aus Hamburg vom 27. November datirter anonymer Brief, in welchem ein kriegsgefangener franzöſiſcher Colonel den Marſchall mit Vorwürfen, Beſchimpfungen und Anklagen überſchüttete. Das durfte nicht unbelohnt bleiben: der anonyme Verleumder, welcher ſich nach ſeiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenſchaft den Machthabern zu erkennen gegeben, wurde zum General und zum Senator

Digitized by Google

erhoben. Das Beispiel reizte zur Nachahmung und es erneuerte sich die alte bekannte Hundegeschichte. Ein schäbiger Köter fährt einem Vorübergehenden kläffend an die Beine und flugs stürzen andere schäbige Köter aus allen Ecken und Winkeln hervor, um ihren edeln Kollegen im Kläffgeschäfte zu unterstützen. Die zweibeinigen Köter machen es gerade so. Wann und wo ein anonymer Lump von ehr- und gewissenlosem Lügner und Verleumder gegen einen Mann, welcher irgendwie den Neid und die Bosheit der Lumpenschaft erregt hat, irgendeine absurde Denunciation herkläfft, stimmt sofort eine Kameradschaft von Mitlumpen in das Gekläff ein. Der Unterschied ist nur, daß die vierbeinigen Köter aus blindem Instinkt, die zweibeinigen dagegen aus bewusster Niederträchtigkeit kläffen.

Die Republikaner à la Gambetta wollten in dem für einen »traître« ausgegebenen Bazaine den verwichenen Empereur und das verflossene Empire treffen und das war, so man die Menschen nimmt, wie sie sind, ganz in der Ordnung. Ebenso, daß sich eine Menge von Leuten fand, welche sich von der untergegangenen Sonne des Bonapartismus ab und der aufgehenden des Republikanismus oder, besser gesagt, des Gambettaismus zuwandten. Dieser Sonne konnte man aber zuvörderst nicht wohlthuender hofiren, als wenn man den „Sündenbock“ bebürden und in die Wüste jagen half. Kein Wunder also, daß der Marschall bald merken musste, er wäre ein verlorener Mann.

Digitized by Google

Ehre dem alten Thiers, daß er weit davon entfernt war und blieb, in das dumme Geschrei über Bazaine's „Verrätherei" mit einzustimmen. Wie er der einzige, ja der einzige Franzos gewesen, der mit äußerster Kraft und bis zuletzt dem gallischen Kriegsschwindel vom Juli 1870 Widerstand geleistet hatte, so war er jetzt zwar nicht der einzige, aber doch einer der wenigen Franzosen, welche den angeblichen „Verrath" des Marschalls für das ansahen, was er war, d. h. für eine vom Parteihaß aufgebrachte und verbreitete Lüge, welche ja so ungeheuerliche Dimensionen annahm, daß in ganz Frankreich der Ruf widerhallte: „Wären wir nicht verrathen worden, so würden wir jetzt in Berlin sein!" Der zum „Vernunftrepublikanismus" bekehrte alte Orléanist Thiers hat sich auch von der orléanistischen Intrike ferngehalten, welche sich mit dem Haß und der Rachgier der Gambettaisten zum Verderben Bazaine's verband, und bis zur Zeit, wo sein Präsidentenstuhl schon ganz bedenklich unter ihm wackelte, hat er sich der Proceßirung des Marschalls widersetzt oder die Procedur wenigstens hinauszuschieben versucht. Er dachte, wann sich die Leidenschaften erst abgekühlt hätten, dann würde auch das Bedürfniß, einen Sündenbock zu haben, nicht mehr so brennend sein. Aber der politische Fanatismus gibt dem pfäffischen an Zähigkeit nichts nach, die Abkühlung der Leidenschaften ließ noch lange auf sich warten und Thiers vermochte die Proceßirung Bazaine's nicht länger zu verhindern.

Digitized by Google

Die schon mehrfach flüchtig angedeutete orléanistische Ränkelei war diese. Die Herren Bocher, Hervé und wie die Anhänger, Höflinge und Faiseurs des Bourgois-Königthums alle hießen, sahen in dem Proceß Bazaine eine schöne und hochwillkommene Gelegenheit, dem Orléanismus ein neues Relief zu geben. Man konnte sich da als ins Quadrat erhobener Patriot aufspielen, konnte dem Bonapartismus nachträglich einen Fußtritt geben und konnte sich zugleich dem augenblicklich obenauf seienden Republikanismus gefällig erweisen, was ja immerhin Gegengefälligkeiten in Aussicht stellte. Man wusste es zu machen, daß der Duc d'Aumale zum Präsidenten des über den Marschall verhängten Kriegsgerichts bestellt wurde, was er, wie Bazaine ganz gut nachweist (p. 247—48), den bestehenden Gesetzen zufolge gar nicht sein konnte. Man wusste unter die Mitglieder des Tribunals auch zwei gewesene Adjutanten des Königs Louis-Philippe hineinzusprenkeln, die Generale Chabaud La Tour und Princeteau. Veranstaltung und Verlauf der Procedur wies eine ganze Reihe von Unregelmäßigkeiten, um nicht zu sagen von grellen Ungesetzlichkeiten auf. Man merkte schon beim Anfang, daß der Ausgang unwiderruflich vorherbestimmt war, und Bazaine hat nur die Wahrheit gesagt, wenn er (p. 272) äußerte: »Mes explications furent écoutées pour la forme, mais devinrent inutiles devant le parti pris de me désigner comme seul responsable de nos revers.«

Digitized by Google

Der Marschall, obzwar in der Kunst, ein gutes Buch zu machen, keineswegs bewandert und nichts weniger als ein Schriftsteller, hat seine Rechtfertigungsschrift zu einem schwerwiegenden, obzwar selbstverständlich mit Vorsicht zu benützenden Beitrag zur Geschichte des Krieges von 1870 zu machen verstanden. Namentlich mittels der Fülle von Aktenstücken, welche er in seinen Text einstellte. Auch ist ihm nachzurühmen, daß er keinen jener widerlichen Phrasencancans aufführt, welche wir als bei unsern lieben Nachbarn jenseits der Vogesen so beliebt kennen. Seine Sprache ist schlicht soldatisch und nur ganz selten entfährt ihm ein Wort des Grolls. Seine Darlegungen sind durchaus sachgemäß und wirken überzeugend. Jeder, wer für Wahrheit empfänglich ist und Sinn für Gerechtigkeit hat, wird erkennen und bekennen müssen, daß es eine schreiende Ungerechtigkeit war, Bazaine zum Sündenbock für die Kinder Gaulois zu machen, wenn er die Deposition des Marschalls Mac Mahon vor der »Commission d'enquête parlementaire« mit den beigefügten Dokumenten zusammenhält (p. 126—49), weiterhin insbesondere die Korrespondenz Bazaine's mit seinen Untergenerälen, sowie die Protokolle der verschiedenen Kriegsrathsitzungen unter den Wällen von Metz (p. 190—247), und endlich die Zeugenaussagen des Generals Jarras, welcher der Generalstabschef des Marschalls gewesen war, vor dem »Conseil d'enquête militaire« am 17. Februar 1872 aufmerksam liest und gewissenhaft

Digitized by Google

prüft. In Summa gewinnen wir den bestimmten Eindruck, daß Bazaine allerdings kein Feldherr im großen Stil, aber doch ein sehr tüchtiger „Bataillengeneral" war. Auch kein ordinärer Glückssoldat, sondern ein Kriegsmann, welcher, wie die seinem Buche voranstehenden topographischen, strategischen und taktischen Betrachtungen (»Considérations générales« p. I. seq.) zeigen, über seinen Beruf verständig nachzudenken und zu sprechen wusste. Von der „Verrätherei" des Mannes zu reden, ist fürder nur noch der Dummheit, der Unwissenheit, der Nationaleitelkeit und der Parteileidenschaft erlaubt. Er konnte, so, wie er war, im Jahre 1870 nicht mehr leisten, als er geleistet hat. Er vermochte den Ring von Eisen und Feuer, welchen die Deutschen um Metz her gelegt, nicht zu sprengen. Das war sein Unglück. Sein Unglück aber wurde ihm als ein Verbrechen angerechnet und mit dem Todesspruch belegt (10. December 1873), während — so ist die Gerechtigkeit der Menschen — sein Mitmarschall Mac Mahon, der weit weniger geleistet und weit größere Fehlgriffe gemacht hatte als Bazaine, an der Stelle des jach gestürzten Thiers zum Staatsoberhaupt erhoben ward und sich das schadenfrohe Vergnügen zubilligen konnte, den verurtheilten Waffengefährten vom Tode zu lebenswierigem Kerker zu begnadigen.

Selbstverständlich hatte auch Bazaine bitterlich zu erfahren, daß das Unglück keine oder doch nur wenige Freunde hat, und es musste ihm namentlich schmerzhaft

Digitized by Google

sein, daß sich gar viele von seinen früheren Untergebenen, denen er ein gütiger, fördernder Vorgesetzter gewesen, der auf ihn losgelassenen Meute mit Beeiferung anschlossen. Doch auch das war ja, angesehen die menschliche Selbstsucht und Niedertracht, ganz in der Ordnung. Ein Beispiel statt vieler. Derselbe General L'Admirault, welcher am 31. August 1870, als der Marschall den Versuch machte, mittels der Schlacht von Noisseville den deutschen Eisen- und Feuerring zu sprengen, entgegen dem ihm gewordenen Befehl an der Spitze seines, des 4., Korps vom Sturm auf Sainte-Barbe abgelassen und den Rückzug angetreten hatte, weil es, wie er erklärte, „unmöglich sei, durchzubrechen", gesellte sich nachmals zu denen, welche Bazaine am lautesten verklagten, dazumal den Durchbruch nicht bewerkstelligt zu haben. General L'Admirault war es auch, welcher im Einverständniß mit dem General Du Barrail, der ebenfalls ein Untergebener des Marschalls gewesen, die Zusammensetzung des Kriegsgerichtes besorgte, welches seinen früheren Vorgesetzten richten sollte (p. 304–5).

In das Dunkel der Bazaine-Tragödie fällt ein heller, dem Auge wie dem Herzen wohlthuender Lichtstral: — das Verhalten der jungen und schönen Frau des greisen Kriegsmanns. Ohne ihre Treue, ihren Muth und ihre Thatkraft wäre seine Befreiung aus seinem Inselkerker auf Sainte-Marguerite, allwoselbst vor Zeiten der Mann „mit der eisernen Maske" geschmachtet hatte,

Digitized by Google

kaum möglich gewesen. Auch hat sie ja dabei, in offenem Boot und nächtlicher Weile einem Seesturm Trotz bietend, das eigene Leben eingesetzt. Allerdings that die Frau Marschallin nur ihre Pflicht und Schuldigkeit. Aber es gibt Umstände, unter welchen die Pflichterfüllung zum Heldenthum wird, und ein solcher Fall war dieser.

Bazaine schließt seine Aufzeichnungen mit einem Satze, welcher ihm zweifelsohne zur Ehre gereichen würde, so derselbe nicht unerwartet in einen phrasenhaften, dem alten Landsknecht sehr schlecht zu Gesichte stehenden Schnörkel ausliefe: — »J'ai été fanatiquement chauvin, et je suis resté très bon patriote malgré toutes les souffrances morales que j'endure depuis douze ans, me bornant à faire des voeux pour la grandeur et le bonheur de ma chère patrie, — phare du monde, — pour le progrès humanitaire, pour celui des sciences et des arts, et surtout pour la liberté.«

Ich gestehe, lieber Freund, daß ich sehr geneigt bin, zu vermuthen, dieser Epilog rühre nicht von dem Marschall her, sondern sei ihm von der Frau Marschallin in die Feder gesprochen worden.

Digitized by Google

Parſifal Feigeles und Iſolde Purzel.

(September 1883.)

I.

„Herr Doctor Barſchwald Veiliches," meldete das Mädchen.

Wer? Karte!

„Keine."

Dann bin ich nicht zu ſpr . . . .

Ich konnte den Satz nicht vollenden. Denn ſchon ſtand der Beſucher im Rahmen der offenen Thüre, ſchob das Mädchen ſanft beiſeite, trat herein, verbeugte ſich und ſagte mit dünner, etwas heiſerer Stimme:

„Selbſt Karte, in Lebensgröße. Entſchuldigen Sie, ein alter und hoffentlich nicht unwillkommener Bekannter, Parſifal Feigeles, Dr. j. u. und ſo weiter, wiſſen Sie?"

In der That, ich wußte, d. h. ich erkannte den Mann, obzwar es lange her war, ſeit er mir zuletzt die Ehre erwieſen, mich anzufechten. Ich erinnerte mich nicht ungern daran. Denn Doctor Feigeles ge-

Digitized by Google

hörte von jeher wenigstens nicht zu den langweiligen, sondern vielmehr zu den unterhaltlichen literarischen Zigeunern und unterschied sich daher sehr vortheilhaft von den meisten seiner Standesgenossen.

Aber als richtiger Zigeuner der Literatur stellte er sich dar, wie er so vor mir stand in seinem zweifelhaften Schuhwerk, den verschossenen schwarzen Beinkleidern, dem verblassten hellfarbigen, bis unter das Kinn zugeknöpften Sommerrock, lang, hager, fast so dünn wie seine Stimme, das grelle Abendroth eines stürmischen Lebenstages auf der bedenklich gebogenen Nase, ein so zu sagen mumisirtes Lächeln auf den gekniffenen Lippen, die spähenden Augen hinter den blaßblauen Gläsern eines Zwickers im Hinterhalt liegend, mit einer vor Zeiten prächtigen Stirne, die aber jetzt, gefurcht und rissig, von der Nasenwurzel bis zum Nacken reichte, die großen knochigen Hände behandschuht — aber, ach, wie! — darüber den Streifen einer Manschette vom Weiß einer Gletschermoräne — kurz, ein Zingalo, welcher sich bemüht, den Gentleman herauszubeißen.

Blöde war der Mann nie gewesen und er dachte auch jetzt nicht daran, es zu sein. Bevor ich Zeit gehabt, ihn sitzen zu heißen, hatte er sich mit edler Dreistigkeit eines Rohrsessels bemächtigt. Bei der kühnen Schwenkung, welche er dabei auszuführen im Falle war, hatte sich der eine seiner Rockflügel zurückgeschlagen und infolge dessen war eine schadhafte Stelle seiner der-

Digitized by Google

maleinſt ſchwarz geweſenen Beinkleider bloßgelegt worden. Aber durch den Riß ſchimmerte zu meiner nicht geringen Beruhigung etwas Weißes. Parſifal Feigeles war alſo realpoetiſch berechtigt, nicht wie der ſelige Thomas Hood einen »Song of shirt« in abstracto, ſondern vielmehr ein Lied von ſeinem Hemde in concreto zu ſingen.

Ich machte gute Miene zu dem Spiele, deſſen Ausgang mit mathematiſcher Genauigkeit vorherzuſehen war, ſetzte mich dem Behelliger gegenüber und ſagte: „Sie haben, wie ich vorhin hörte, ihren Rufnamen gewechſelt, ſeit wir uns zuletzt geſehen. Damals nannten Sie ſich, wenn mir recht iſt, Ingo Feigeles.“

„Ja, verehrter Freund und Gönner, das war zur „Ahnen“-Zeit, als es im mehr oder minder lieben deutſchen Reich ebenſo heftig ingote und ingrabante, als es jetztunder parſifalt. Der Name Parſifal Feigeles klingt ganz gut, klingt er nicht? Er iſt, ſo zu ſagen, ein Stück von der „endloſen“ wagner'ſchen Melodie, welche in der That endlos zu heißen verdient; denn wie kann aufhören, was nie anfing? Ganz paſſabler Witz, ſollt' ich meinen. Eigenes Gewächs — wie?“

„Sie gehen alſo noch immer rüſtig mit der Zeit?“

„Immer und bis an das Ende der Tage, wie mein jetzt leider höchſtſeliger Gönner, Seine blinde Majeſtät Georg der Fünfte, häufig ſich ausdrücken geruhte. Gott, wie leicht, luſtig und lukrativ war der Federkrieg für die Welferei! Das waren die Jubeltage meines Daſeins.

Digitized by Google

Hätten ſie nur gewährt bis an's Ende der Tage! Ich wurde dabei ſo üppig, daß ich auf den rabiaten Einfall kam, mich als Paterfamilias aufzuthun."

„Was, Sie heirateten?"

„So that ich, beim über- und beim unterirdiſchen Zeus!"

„Und wer war die Glückliche, welche das Loos traf, Frau Feigeles zu werden?"

„Keine andere als die nicht unbekannte Iſolde Purzel."

„Die ich vor Zeiten als rothes Gänschen kannte?"

„Dieſelbe. Dermalen dürfte ſie, kalkulir' ich, zu einer braunen Gans herangealtert ſein. Ja, ja, ich höre, ſie ſei ſtark „in Verſtoß" gekommen, öſtreichiſch zu ſprechen. Nur noch Gummi und Watte. Es ſei Grund vorhanden, anzunehmen, daß ſie ſogar falſche Hühneraugen trage."

„Wiſſen Sie denn das alles nur vom Hörenſagen?"

„Nur vom Hörenſagen. Denn ich trug und trage Sorge, allzeit mindeſtens zehn Quadratmeilen Raum zwiſchen mich und meine theure Gemahlin zu legen."

„Wie kam denn das?"

„Ja, ſehen Sie, dannzumal, als ich bis an's Ende der Tage von dem göttlichen Recht der Welfen flott zehren zu können glaubte, verliebte ich mich in beſagtes rothes Gänschen, verliebte mich um ſo heftiger, als Iſolde gleich mir auf dem höchſten Gipfel des Zeitbewußtſeins ſtand, aller Vorurtheile los und ledig, mo-

Digitized by Google

dern, moderner, modernſt, ungeheuer „entwickelt“, rieſig emancipirt, das verkörpert in die ſinnliche Erſcheinung getretene Ideal vom „freien Weib.“

„Nun, da war ja Ihre Heirat auch ganz zeitgemäß.“

„War es, verlaſſen Sie ſich darauf. Ich ſchwimme mit der Zeitſtrömung, ich. Es iſt ſo bequem! Alle geſcheiden Leute thun es. Nur Narren, — entſchuldigen Sie, ich beabſichtige keine Beleidigung, nicht aus Siriusferne eine Beleidigung, ſondern ich ſpreche nur mit urgermaniſch-biedermänniſcher, mit, ſo zu ſagen, teutoburghinterwäldleriſcher Aufrichtigkeit — ja, nur Narren verſuchen, gegen den Strom zu ſchwimmen. Ich meinestheils ſchwamm neulich mit demſelben wieder einmal nach Paris. Diesmal in großer, raſſenhafter, ganz ungemiſchter Geſellſchaft.“

„In welcher?“

„Als der Hundertunddreißigſte der edlen Magyaren und edleren Magyarinnen, welche gingen, der »grande nation« die Sympathieen ihrer eigenen, wo möglich noch größeren Nation zu bezeigen. Auf Umwegen, mit Vermeidung des deutſchen Bodens. Denn der durfte die Sohlen der edlen Magyarenſtiefeln nicht beſchmutzen. Schade, daß unſere raſſenhafte Deputation ihre Fahrt zur „Weltleuchte“ Paris nicht verſchob, bis der Tiſza-Eſzlarer Proceß beendigt war. Wir hätten dann die Akten deſſelben der »grande nation«, will ſagen ihrem würdigſten Vertreter, dem größten Maultrommler des

Digitized by Google

Jahrhunderts, als ein kostbares pretium affectionis überbringen können."

„Schade, in der That! Ihr neuester Schlachtruf lautete also „„Elsen""?

„Entschuldigen Sie, als den neuesten möchte ich denselben nicht gerade bezeichnen, bei der Wahrheit zu bleiben."

„So? Aber wie lautet denn der neueste, allerneueste?"

„Darüber bin ich mit mir noch nicht ganz im Reinen. Die Wahl ist mitunter nicht ganz leicht. Ich habe die Losungen, Schlagwörter und Rufe vor allem auf ihre Nährfähigkeit und Nahrhaftigkeit zu prüfen. Unsereins muß doch auch leben."

„Wirklich? Wenn ich nun darauf mit dem »mot« Talleyrands: »Je n'en vois pas la nécessité« antwortete?"

„Bah, das läßt Ihre deutsche Gutmüthigkeit nicht zu."

„Ach ja, die deutsche Gutmüthigkeit! Sagen Sie lieber: der deutsche Stumpfsinn, der dreimal vermaledeite Mangel an Nationalgefühl und Nationalstolz. Daher kommt unsere verwaschene Weltbürgerei, die molluskische Anschmiegerei und Ankleberei an andere Völker, die elende Benergelung alles Heimischen und die charakterlose Beweihrauchung alles Fremden. Daher die klägliche, jeden Deutschen von gesundem Sinn empörende Erscheinung, daß Leute von deutschem Blut oder wenigstens von deutscher Sprache draußen als die wüthendsten Gegner Deutschlands sich aufspielen. Sie

waren ja, wie Sie sagen, unlängst in Paris und konnten also das deutschenfresserische Treiben der Bamberger, Weiller, Reinacher, Ulbacher, Spuller, der Ein-, Zwei-, Drei- und Vierfüßer mitansehen, von den Rothschildern gar nicht zu reden."

„Sie ereifern sich, theuerster Freund und Gönner? »Pas de zele!« hat derselbige so eben von Ihnen citirte Talleyrand gesagt. Die Rothschilder wollen wir, mit Ihrer Erlaubniß, ganz beiseite lassen. Das Geld hat kein Vaterland oder vielmehr jedes Land, wo es gerade „arbeitet", ist sein Vaterland — wissen Sie? Für gerade so lange, als es erfolgreich arbeitet. Ist es damit vorbei, sucht es sich ein anderes Vater- — will sagen Wucherland. Ist ein Fakt, wie die Yankees kalkuliren. Ist das die Natur und Art des Geldes. Aendert keine Moral und keine Gesetzgebung etwas daran. Schaffen die lieben Kommunisten heute das Geld ab, werden sie schon morgen ein anderes Tauschmittel einführen müssen, etwas, das allgemein gilt. Also Geld oder, göthephilologisch-exakt gesprochen, Gelt und wieder Gelt. So lange aber Gelt gilt, wird es auch Rothschilder geben, welche es anzuw—echseln verstehen."

„Sie sprechen wie ein Buch."

„Wie ein akademisch-langweiliges, meinen Sie? Nun, man kann nicht immer kurzweilig sein, namentlich, wenn man die tausend Kilo der Erinnerung an die Ehegesponsschaft mit Isolde Purzel auf der Brust liegen hat. Was übrigens die anderen von Ihnen

Digitized by Google

namhaft gemachten Weltbürger angeht, welche es für passend halten, dermalen als französische Citoyens im Stile des grandiosen Bombastfabrikanten und Schwulstverschleißers Hugo — „„Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland, ich bin ganz Mauer, ganz Kanone““ — gegen Deutschland zu fistuliren, so muß ich doch . . .

„Bitte, lassen wir diese Renegaten.“

„Renegaten? Wie heißt? Bin ich, Parsifal Feigeles, Dr. j. u., genannt der fahrende Spatz, weiland Vertheidiger des göttlichen Rechtes der Welfen, nicht auch so ein Kosmopolak? Rechne, bin es. Wenn nicht gerade mit Stolz, so doch mit Gemüthsruhe. Der »justus ac tenax propositi vir« des alten Horaz — wissen Sie? — ist ja recht hübsch. Aber wäre der Biedermann nicht der Rentier gewesen, als welchen ich ihn auffasse, so würde von seiner tenacitas gewiß nicht viel zu sagen und zu singen gewesen sein und unsere armen Gymnasiasten hätten folglich eine horazische Ode weniger einzuochsen. Renegaten? Das ist eigentlich blutiger Tusch. Wäre ich so empfindlich wie Seine Durchlaucht der Herr Reichskanzler, müßte ich einen Strafantrag stellen. So begnüge ich mich, Sie zu fordern auf — eine Flasche Sekt oder sonstigen Stoffs.“

Der Wink war überdeutlich. Ich ließ Wein kommen und bot einen Glimmstengel. „Der fahrende Spatz“ ließ sich behaglich dabei nieder, „huob uf unde trank,“ wie es im alten Liede vom „Weinschwelg“ heißt, und

Digitized by Google

erzählte, von mir daran erinnert, ſeine Ehegeſpons-ſchaftsgeſchichte folgendermaßen.

II.

„Es wird ſoviel geſchwatzt und geſchrieben über die Wirkung einer ſorgfältigen Erziehung, über den Einfluß der Umgebung auf die Kinder, über die Macht des vonſeiten der Eltern gegebenen guten oder ſchlechten Beiſpiels. Wind und Worte! Sehen Sie mich an, theuerſter Freund und Gönner. Meine Eltern, wie meine Großeltern, waren die Solidität und Reſpektabilität ſelber, ich aber, nun, ich bin „der fahrende Spatz.“ Eins der verlogenſten Sprichwörter iſt das vom Apfel, welcher nicht weit vom Stamme falle. Denn in 99 Fällen von 100 fällt er mehr oder weniger weit vom Stamme. Der arbeitſame Vater hat einen trägen Sohn, die zuchtloſe Mutter eine ſittſame Tochter. Die ſogenannte „allgütige Mutter Natur“ iſt in Wahrheit und Wirklichkeit die launenhafteſte aller Deſpotinnen. Aus ärmlichen Hütten voll Noth und Jammer, auch moraliſchem, gehen Genies, Helden und Heilige hervor, aus mit den edelſten Schöpfungen der Kunſt vollgefüllten Paläſten Idioten, Halunken und Scheuſale. Erziehung? Nun ja, ſie vermag etwas, aber bei weitem nicht alles, und ewig wahr bleibt: Wer ſich nicht ſelbſt erzieht, wird nie erzogen — das heißt — wiſſen Sie? — erzogen in

dem Sinne welchen ihr ſoliden, reſpektabeln und zahlungsfähig-moraliſchen Leute damit zu verbinden pflegt.

„Gut alſo. Da war die Iſolde Purzel, das rothe Gänschen, wenn Sie wollen, übrigens ein allerliebſtes Perſönchen mit wallendem Goldhaar und feuerwerfenden Schwarzaugen, ſchlank und ſchwank, „„alſam von der Minne gedrechſelt zu ihrem Federſpiel““, wie der alte Gottfried von Straßburg von ſeiner Heldin geſagt und geſungen hat — wiſſen Sie? Nun wohl, dieſes hübſche Ding war, ſo zu ſagen, von der erwähnten Allgütigen wie eigens geſchaffen, um die Lehre vom Atavismus, womit unſere Zeit, wie mit anderen gleichwerthigen Aufſtellungen und Schlagwörtern, ſo dickthut, zu ſchanden zu machen. Denn ſoweit zurück es Purzel und Purzelinnen gegeben, waren es lauter wackere, ſolide, ſteifleinene Philiſter und Philiſterinnen geweſen. Die Iſolde — eigentlich hieß ſie Jakobäa, entlehnte aber den Namen der Heldin des inkommenſurabel großen, des göttlichen Meiſters von Baireuth — ja, die Iſolde Purzel ſchlug fürchterlich aus der Art, fiel meilenweit vom Stamme. Wie das zugegangen, weiß ich nicht zu ſagen. Ich weiß nur, daß Iſolde von ihren Eltern umſichtig und liebevoll erzogen wurde, deſſenungeachtet aber ſchon in Backfiſchjahren eine ganze Reihe abenteuerlicher Eulenſpiegeleien verübte und Proben von „freier Weiblichkeit“ ablegte, wie ſie bislang in Deutſchland, wenigſtens in ſolid-bürgerlichen Kreiſen, noch nicht geſehen worden waren. Sie war eben mündig gewor-

den, als ihre Eltern mit Tod abgingen und die Tochter in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens setzten. Sie raffte selbiges zusammen und ging damit, um es möglichst vergnüglich unter die Leute zu bringen, nach Paris. Ueber ihre dortigen Abenteuer schweigt die Geschichte. Isolde sprach zwar manchmal davon, über ihre „Entwickelung" und „Ausreifung" in der und durch die „Centralsonne der Civilisation" Mémoires d'une femme libre zu verfassen; allein dieser Vorsatz kam wie verschiedene andere ihrer guten Vorsätze nicht zur Ausführung.

„Wohl im „Tabernakel der Menschheit", im „Prätorium der Freiheit" — Sie sehen, ich habe meinen Hugo inne — lernte ich meine „ausgereifte" Landsmännin kennen, in Kreisen, worin etwas später die raspelstimmige Louise Michel als eine Heiländin und die wie ein Ferkel quickende Paula Mink als ihre Lieblingsjüngerin verehrt wurden. Meine weltgeschichtliche Mission für das göttliche Recht der Welfen stand dazumal in ihrem Vollsaft und ich hatte demnach jedenmäßig viel Geld. Das konnte Isolde brauchen, sintemalen und alldieweilen sie ihr väterliches und mütterliches Erbe bis zum letzten Sou „entwickelt" hatte, und demzufolge konnte sie auch mich brauchen, der ich damals gerade ein sonderbarer Schwärmer für das „freie Weib" war. Sie war mir offenbarlich über in der Realpolitik und Diplomatie. Sie kriegte mich dran wie einen Schuljungen, ja, so that sie, beim Lucifer! Sie sagte zu mir, wie Donna

Digitized by Google

Eugenia zum Monsieur Verhuell gesagt hatte: „Der Weg zu meinem Schlafzimmer geht nur durch die Kirche“ — und ich asinissimus asinorum, ich Eselster unter den Eseln wandelte mit ihr diesen Weg. Daß die bis zur äußersten Möglichkeit „Entwickelte“ auf einer solchen Marotte kläglicher „Zurückgebliebenheit“ bestehen konnte, erklärt sich, rechne ich, aus dem Umstand, daß sie meine Finanzen für eine endlose baireuther Tetralogie hielt.

„Kurz, Isolde Purzel wurde in aller Form Frau Doktorin Feigeles, mit welcher ich nach Deutschland zurückkehrte, um mich in der „Hauptstadt der Intelligenz“, Behrenstraße Nr. 777, niederzulassen. Wir richteten uns hübsch ein, d. h. ich richtete uns ein, denn Frau Isolde Feigeles wollte mit so gemeinen, philisterlichen, zurückgebliebenen und verrotteten Dingen, als da sind Haushalt und haushalten, natürlich nichts zu thun haben. Hatte ja genug zu schaffen mit dem Drehen und Rauchen von Cigarretten, dem Sichreckeln auf Bett und Sopha, dem An- und Auskleiden, dem Auszanken der Mägde, dem Sehen und Sichsehenlassen, dem Besuchen von Theatern, Koncerten, Cirkussen, Ausstellungen, Pan- und sonstigen Optiken aller Art. Um jedoch nicht ungerecht zu sein, muß ich sagen, daß sie wenigstens nach einer Richtung hin ihre Pflichten als Frau und Staatsbürgerin sehr ernst nahm und redlich erfüllte: sie verschaffte den Civilstandsbeamten und Statistikern Arbeit, indem sie möglichst rasch hinter einander dem Vaterlande verschiedene Kinder gab und

Digitized by Google

alſo die Bevölkerungsziffer des deutſchen Reiches nicht unbeträchtlich anſchwellen machte — wiſſen Sie?

„So lang ich nun im Beſitze meiner mehrbeſagten welthiſtoriſchen Miſſion war, ging die Sache leidlich. An Unzukömmlichkeiten vielfacher Art fehlte es freilich nicht. Denken Sie ſich einmal, wenn ich die Kinder unter den Händen der Mägde — o Gott, was waren das für Mägde! — nicht ganz verkommen laſſen wollte, muſſte ich mich ſchon dazu bequemen, ſie ſelber zu waſchen, anzukleiden und zu füttern. Ihre Mama ſtudirte derweil „Das Kapital“ von Marx oder begeiſterte ſich an den Reden von Laſſalle oder ſchrieb eine halbe Seite von einer Abhandlung, in welcher ſie ihre Ideen über den internationalen Vernunftſtaat im Allgemeinen und über ſocialpolitiſche Kindererziehung im Beſonderen entwickeln wollte. Schrieen die armen vernachläſſigten Kinder gar zu arg, ſo ſtürzte die zärtliche Mutter ans Klavier und paukte etwas „Götterdämmeriges“ herunter, daß die Wände des Inſtrumentes krachten und die entſetzten Kleinen ſich in alle Winkel verkrochen. Menſchen, die in wohlgeordneten Haushalten leben, können ſich gar keine Vorſtellung machen, wie es bei uns zu- und herging. Ueberall in unſerer Wohnung iſt man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in dräuender Gefahr geweſen, über unnennbare Vaſen und unbeſchreibliche Urnen zu ſtolpern und zu fallen. Von einem Einhalten der Mahlzeitſtunden war gar keine Rede. Jedes aß und trank, wann und wo es

etwas fand. Kein heiles Hemd, kein ganzer Strumpf im Hauſe. Kurz, es war die ins Quadrat erhobene Schlamperei und Schmutzerei, welche denn doch in die Länge entſetzlich ungemüthlich, ja unerträglich wurde, ſogar für einen fahrenden Spatzen.

„Wenn man aber Frau Feigeles hörte, ſo war ſie unausgeſetzt beſchäftigt, ungeheuer beſchäftigt, natürlich allzeit mit „höheren Dingen", mit „biologiſchen" Fragen, mit Problemen der „Zuchtwahl und Deſcendenz", mit der „Gleichberechtigung" und dem „Stimmrecht" der Frauen, mit Förderung der „Arbeiterintereſſen" und Errichtung von „Magdalenenaſylen". Es iſt nicht auszuſagen, was ſie alles thun, unternehmen, wirken, finden, ſchaffen wollte, derweil wir aus defekten Tellern aßen, aus rinnenden Gläſern tranken, leere Flaſchen als Lichterhalter benützten und die Kinder in Fetzen gingen. Alle meine ſanften oder rauhen Vorſtellungen fertigte ſie von der „Höhe ihrer Individualität" herunter beharrlich ab mit dem klaſſiſchen Diſtichon:

„„Wer die Sache der Menſchheit als ſeine eigne betrachtet,
Hat an der Götter Geſchäft, hat am Verhängniſſe Theil.""

„Derweilen war die Sachlage infolge des Abbruchs meiner welfiſchen Miſſion für uns nachgerade kritiſch geworden. Frau Iſolde ſagte großartig: „„Jetzt iſt die Reihe an mir, den gemeinen Bedarf des Lebens zu beſchaffen. Ich will dir zeigen, was ich kann."" Meiner Treu, ſie zeigte es. Sie beſchloß, Epen und

Digitized by Google

Dramen zu dichten, Opern zu komponiren, Bücher zu schreiben, Bücher über alles Mögliche und Unmögliche. Dazumal grassirte im deutschen Reiche die Stabreimerei. Isolde Feigeles-Purzel setzte sich hin, um ein Heldengedicht im neuesten Stil zu schaffen, das also anhob:

„„Reitend auf riesigem Rozinante,
Rollscheltend rasselt reisiger Recke
'rum in der Rundwelt““

„Weiter gedieh diese Schöpfung nicht. „„Verse sind doch eigentlich nur noch Rokoko. Ich bin entschieden mehr zur Prosa prädestinirt,““ meinte die Ex-Dichterin und entwarf sofort den Plan zu einem großen biographisch-socialpolitischen Werke. Darin sollte der völlige Triumph des fesselloseſten Vorschritts über alle Vorurtheile philisterhafter „Zurückgebliebenheit“ dargelegt und gefeiert werden. Zu diesem Ende wollte Isolde unter dem Gesammttitel „Die Schlachtopfer der Gesellschaft“ eine Reihe von „vergleichenden“ Biographieen verfassen, in der Manier Plutarchs, nur ganz anders. Denn statt Helden wollte sie Halunken verherrlichen, d. h. solche „Vorgeschrittene“, deren Wesen und Verdienst eine „veraltete“ Weltanschauung nicht zu fassen und zu verstehen vermöchte. Zugleich sollte dargethan werden, wie denn doch das Verständniß für biologische Erscheinungen, welche die „zurückgebliebene“ Vulgarität dermalen noch als Schwindel, Gaunerei, Laster und Verbrechen bezeichne, allmälig mehr und mehr gewachsen sei, so daß schon jetzt

Digitized by Google

jene absurden Bezeichnungen nur noch von „überholten“ Leuten, von lächerlichen „Moralisten“ alten Stils gebraucht würden, von albernen Murrköpfen, die nicht begreifen wollten, daß das voraussetzungslos-wissenschaftliche, also einzig-wahre Sittengesetz sich zusammenfasse in das Schibolet: Erfolg oder Fehlschlag. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, wollte meine genialische Ehehälfte als vergleichende Biographin auftreten und so stellte sie unter anderen den berühmten Schinderhannes mit dem frommen Lagrande und den berühmteren bairischen Hiesel mit dem frommeren Bontoux in Parallele. Sie beabsichtigte auch, ihr Werk auf den Gipfel wissenschaftlicher Biographik zu stellen und demzufolge mit einer Gründlichkeit zu verfahren, wie solche noch gar nicht dagewesen. Also entwarf sie für den ersten Abschnitt der Lebensbeschreibung des ersten von ihr zu verarbeitenden Hal — will sagen Helden — ich weiß weiß nicht mehr genau, welcher es war — dieses Schema:

Erstes Buch. Der Säugling.	
Kap. I. Nabelschnur	Kap. IV. Lutscher
Kap. II. Saugflasche	Kap. V. Seifezäpfchen
Kap. III. Erste Windel	Kap. VI. Klapper

Digitized by Google

„In dieſer exakten, allen Anforderungen ſtrengſter Mikrologie genügenden Weiſe ſollte von der Säuglingsſchaft zur Kindheit, zum Knabenalter u. ſ. w. vorgeſchritten werden. Welcher Verluſt für die Wiſſenſchaft, daß dieſes epochemachende Buch, das angeführte Schema ausgenommen, in der Feder von Iſolde Feigeles-Purzel ſtecken geblieben!

„Denn mein Wirbelwind von „freiem“ Weib verwand die Schreiblaune im Handumdrehen wieder. „„Das geſchriebene Wort,““ ſprach ſie, „„thuts nicht. Nur das geſprochene wirkt. Ich will ins Volk gehen, um für meine Ideen Propaganda zu machen.““ Wie geſagt, ſo gethan. Sie „„ging ins Volk““, welchen Ausdruck ſie dem ruſſiſchen Nihilismus entlehnt hatte, d. h. ſie trieb ſich in Theatern dritten Ranges, Arbeiterkneipen und „Kaffeeklappen“ herum, natürlich nur, um ihre Ideen zu propagiren. Auch dies währte nur ſo lange, bis ſie auf eine neue Abſonderlichkeit verfiel. Ich war für einige Wochen verreiſt geweſen, kam eines Abends ſpät heim und legte mich ermüdet in das, was bei uns ein Bett vorſtellte. Plötzlich, um Mitternacht, wurde ich durch ein furchtbares Getön und Gedröhne aufgeweckt. Es kam von der andern Seite des Zimmers, wo das ſo zu ſagen Bett meiner theuren Iſolde ſtand. Ich fuhr auf, rief, machte Licht und was bekam ich zu ſehen und zu hören? Sie werden es nicht glauben und es klingt in der That unglaublich. War aber doch ſo, iſt ein Fakt. Frau

Feigeles saß aufgerichtet auf ihrem Lager und blies und blus die — Posaune. Ja, bei allen Satanassen aller Höllen, die Posaune! Um Mitternacht! Auf ihrem Bette! Phänomenal das — wie?

„Sie lachen? Mir aber war gar nicht lächerlich zu Muthe bei diesem Geposaune, sondern gleichsam weltgerichtsmäßig. Daß mich zu jener Stunde nicht der Schlag gerührt, zeugt für die Festigkeit meines Nervensystems. Im Nebenzimmer schrieen die Kinder, dann wurde das ganze Haus rebellisch. Schimpfworte, Flüche, Gelächter auf dem Korridor, wüthendes Gepolter an der Thüre. Meine holde Isolde aber blies immerzu, bis ich den untern Theil des Jüngstentaginstruments ihrer Hand entriß und so dem Spektakel ein Ende machte.

„Die Sache war, Frau Feigeles hatte während meiner Abwesenheit die Bekanntschaft eines auf die Posaune reisenden Virtuosen gemacht und sich nicht in ihn, Gott bewahre! wohl aber in das majestätische Instrument verliebt.

„Selbiges blies nun aber das schon lange nur noch kümmerlich glimmende Licht meiner Geduld radikal aus. Sobald es Tag geworden, wischte ich den Schmutz meines Hauses von meinen Schuhen und ergriff vor meinem theuren Posaunenengel die Flucht . . . . ."

„Und Frau Feigeles?" fragte ich, als er innehielt, um, wie während seiner Erzählung verschiedentlich geschehen, Lippen und Kehle anzufeuchten.

Digitized by Google

„Sie iſt nach meiner Hegira mit dem Poſauniſten auf Kunſtreiſen gegangen und poſaunt mit ihm ſelbander in der Welt herum.“

„Aber die Kinder?“

„Etliche ſind geſtorben.“ . . . .

Hier kam dem Sprecher ein Schlucken in die Kehle, welches — ich ſchulde der Wahrheit dies Zeugniß — kein gemachtes, kein geſpieltes war.

„Die andern,“ fuhr er fort nach einer Pauſe, die ich nicht unterbrechen wollte, „die andern hat eine Schweſter von mir, welche Witwe und vermöglich iſt, zu ſich genommen und adoptirt.“

„Schön von Ihrer Schweſter!“

„Wohl, aber ſie that es nur unter der Bedingung, daß Papa und Mama für die Kinder vergeſſen und verſchollen ſein ſollten, gar nicht mehr vorhanden.“

„Streng, jedoch begreiflich und verzeihlich.“

„Ja, ja . . . . hm . . . da heißt es nicht: Alles begreifen heißt alles verzeihen — wiſſen Sie?“

Er ließ den Kopf hängen und ich wollte ihm eben ein tröſtend Wort ſagen, als er aufſprang, den Weinreſt in ſeinem Glaſe hinunterſtürzte, mit den Händen ſchwippte, daß die Finger knackten wie Kaſtagnetten, und mit einem Lachen, welches mir doch nicht ganz ungezwungen zu klingen ſchien, ausrief:

„Vergangen iſt vergangen und hin iſt hin. Bin ich, Parſifal Feigeles, etwa der Mann, der ſich mit dem dummen Ding, ſo da Reue heißt, abgeben mag? Kal-

Digitized by Google

kulire, bin es nicht. Jacta est alea, ja, längst ist der Schicksalswürfelwurf für mich gethan. Der fahrende Spatz wird hinter einer Hecke, im besten Fall im Spittel sterben. Thut nichts. Gestorben muß einmal sein. Ob mit etwas mehr oder weniger Bequemlichkeit, kommt schließlich auf eins heraus. Basta. Carpe diem! und Vive la Bohème!"

Hieran schloß sich die unausbleibliche und unausweichliche Legende vom „auf der Reise unversehens ausgegangenen Kleingeld."

Ich zögerte nicht, diese Legende zu honoriren. Aber als Parsifal Feigeles das mit sicherem Griff gewogene Viatikum in die Brusttasche seines Rockes gleiten ließ, war sein Gesicht für einen Augenblick ein Weltschmerz.

Das Xenion war offenbar zu leicht befunden worden.

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an," deklamirte er hohlstimmig, „wenn ich sehe, wie in unseren Tagen die Pestilenz des rohen Materialismus immer weiter um sich greift. „„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles"" — wissen Sie? Ich hörte, beiläufig bemerkt, ein gewiegtester Faustkommentator werde demnächst in einer mit Sehnsucht erwarteten Abhandlung unwidersprechlich den Beweis führen, daß Göthe hier unter „Gold" nicht nur dieses, sondern auch Silber und Banknoten verstanden habe. Aber was ich sagen wollte — ja, Sie sind, ohne Kompliment, der Fahne des Idealismus allzeit treugeblieben. Warten Sie, ich erinnere mich einer einschlägigen treffenden Stelle in Ihrer

Digitized by Google

„Menschlichen Tragikomödie," welche mich tief ergriffen hat."

Und er warf sich in Positur und recitirte pathetisch die „einschlägige" Stelle.

Der Schelm rechnete gut. Er suchte keine unbekannte Größe, er handirte mit einer sehr bekannten, genannt Autoreneitelkeit. Seine Rechnung bestand auch die Probe: — ich griff zum zweitenmal in die Tasche und wir schieden im Frieden.

K. k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.
Papier der Schlöglmühl.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 069153714

Digitized by Google